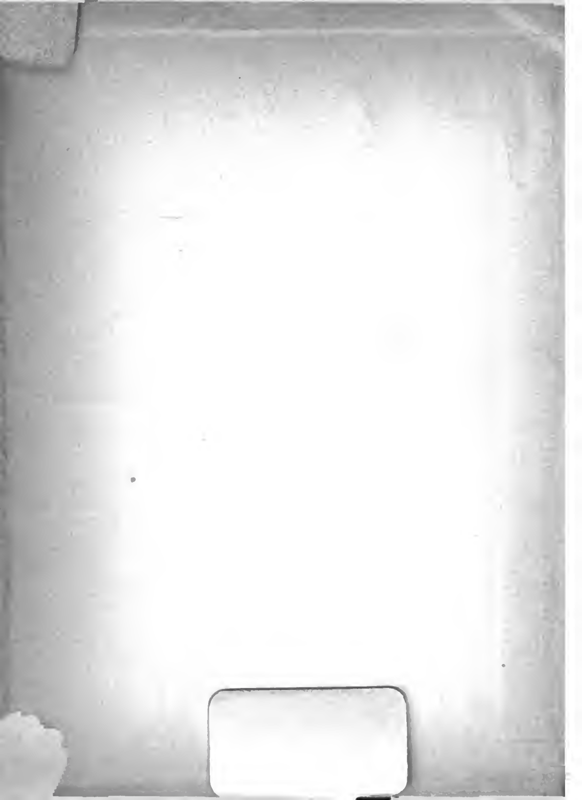





Bibliothek

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1890.

Fünfter Band.



Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Inhalts-Verzeichniß des fünften Bandes.

Novella & Söhne.

Roman

von

Johannes Emmer.

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

In den festlich geschmückten Wartesaal trugen Carlo und Sendtner die leblose Frau — in der allgemeinen Verwirrung achtete ja Niemand auf sie, und dann gab es überhaupt wenig verfügbare Räumlichkeiten — und betteten sie sorgsam auf die Sammetpolster eines großen Ruhebettes, das vor einem Bosquet von Palmen und hochstämmigen Azaleen stand.

Arbeiter waren kurz vorher noch mit der Ausschmückung des Saales beschäftigt gewesen, und es brannten daher noch die Flammen der Gaskandelaber. Helles Licht fiel jetzt auf die Züge der Frau.

Mit einem halb erstickten Schrei war Carlo zurückgetaumelt, als er die Züge der Verunglückten erkannte.

„Caterina!"

„Sie ist's!" sagte leise der Doktor. „Wie kommt sie hierher?"

Carlo kam jetzt wieder zu sich. „Schnell einen Arzt, wir müssen sie wieder zum Bewußtsein bringen!" rief er und wollte zur Thüre stürzen.

Sendtner hielt ihn zurück. „Mach' Dir keine Mühe, wenn überhaupt schon Aerzte da sind, so haben sie ohnehin die Hände voll zu thun; ich verstehe ja auch ein wenig von dem Handwerk. Laß mich machen!"

Er war schon beschäftigt, mit Hilfe der Zofe, der er kurze Befehle gab, die Oberkleider der Dame etwas zu lockern, und untersuchte nun, welcher Art die Verletzung sein mochte. Mit kundigem Blick hatte er bald herausgefunden, daß durch einen seitlichen Druck mehrere Rippen gebrochen worden seien, und bedenklich schüttelte er das Haupt. Es war nur allzu wahrscheinlich, daß auch wichtige innere Organe verletzt worden waren, dafür zeugte auch etwas blutiger Schaum, der zwischen den Lippen hervorquoll.

Mit athemloser Spannung sah Carlo zu, wie Sendtner hantirte, ab und zu stieß er eine leise Frage hervor, welche Jener jedoch nicht beachtete. Ein leises Stöhnen, ein schmerzhaftes Zucken der Glieder der Verunglückten kündigte an, daß das Bewußtsein wiederkehre.

„Sie lebt, sie ist gerettet!" stieß Carlo hervor

Sendtner zuckte mit den Achseln und sah weg.

„Du glaubst doch nicht —" brachte Jener wieder mühsam hervor.

Der Doktor legte ihm die Hand auf die Schulter. „Hier kann menschliche Kunst nichts mehr helfen," sagte er. „In wenigen Minuten wird Alles vorüber sein."

In diesem Augenblicke schlug Signora Caterina die Augen auf, deren Sterne sich zu vergrößern schienen, als die Lichtstrahlen sie trafen. Ihre Blicke schweiften durch den Raum, ein leichtes Roth färbte das Antlitz, und zum ersten Male sah Carlo auf diesem etwas wie ein Lächeln sich zeigen. In der That: Signora Caterina lächelte, ihre Augen leuchteten im frohen Glanze, wie jene eines Kindes, das unter dem Weihnachtsbaum steht.

„Ah!“ kam es kaum hörbar über ihre Lippen, die unwillkürlich zuckten, und jetzt suchte sie das Haupt zu erheben, die Hand auszustrecken. „Ich bin Königin, hier mein Schloß, ich bin —“

Ein Blutstrom schoß aus ihrem Munde, das Antlitz wurde bleich, dann fielen die Augenlider zu. Ein krampfhaftes Zucken, welches den Körper durchrüttelte — es war vorüber.

Er war vorüber, der Traum, welcher das Leben des seltsamen Frauenwesens vergiftet, der ihr und Allen, die in ihre Nähe kamen, Unsegen gebracht hatte, dieser Traum hatte ihr den letzten Augenblick zu einem glücklichen gemacht. Sie hatte wohl nicht in einem Königspalast leben können, aber sie starb in einem kaiserlichen Prunkgemach.

Die Freunde waren längst nicht mehr allein im Saale; eine Anzahl anderer Personen hatte sich gleichfalls hier herein geflüchtet, die jedoch Alle zu sehr mit sich selbst oder ihren Angehörigen beschäftigt waren, als daß sie der Scene Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Einzelne hatten Quetschungen erlitten, Andere standen noch unter dem Banne des Schreckens, den sie ausgestanden, und stierten

apathisch vor sich hin; wieder Andere sprachen eifrig mit den Nächststehenden über die Ursachen des Unfalles.

Carlo war über den Tod des Wesens, dem seine erste heiße Liebe gegolten und das er noch nicht hatte vergessen können, tief erschüttert.

Plötzlich fühlte er sich heftig zur Seite gestoßen. Zwischen ihn und Sendtner drängte sich eine Frauengestalt, deren heftige Bewegungen und kaum verständliche Rufe von außergewöhnlicher Bewegung zeugten. Eine andere Frau suchte sie zu beschwichtigen und wegzuziehen.

„Ha, da ist sie! Die da! — Ah, sie ist todt. — Fluch über sie. In's Grab hinein fluche ich ihr! Und Du Treuloser! Fahre ihr nach! Sie soll Dich haben — drunten in der Hölle!"

Die Hände der Rasenden fuhren dabei durch die Luft, Sendtner sah etwas blitzen, mit einer raschen Wendung war er vor Carlo getreten und packte die Arme des Mädchens im selben Augenblicke, als er über seinen Hals es warm herabrieseln fühlte und einen lauten Aufschrei vernahm.

Das Alles hatte sich so rasch abgespielt, daß ein Gedanke nicht schneller sein konnte, und die Betheiligten gelangten erst zum Bewußtsein des ganzen Vorganges, als das rasende Mädchen ohnmächtig zu Boden sank. Sendtner hatte sie losgelassen und wandte sich ab, um rasch sein Taschentuch hervorzuholen. Er hatte einen Stich in den Hals erhalten, wohl war die Spitze des kleinen Dolches nicht tief eingedrungen, aber das reichlich strömende Blut deutete darauf hin, daß eine Ader getroffen worden und die Wunde nicht unbedenklich sei.

Carlo war jetzt auch erst zur rechten Besinnung gelangt, um die Situation zu erfassen. Er erkannte Giulia und Gisa, die neben der Ohnmächtigen auf dem Boden kniete. Nun kamen auch die Leute hinzu, welche der Lärm der Scene aufgescheucht hatte, und umstanden mit erschreckten Mienen die Gruppe. —

Aus der Stadt war endlich Hilfe gekommen: Aerzte, Wagen und Wärter des Spitals; man hatte die Verwundeten, die den Transport vertrugen, in die Stadt gebracht, nur die Schwerverletzten verblieben auf dem Bahnhofe und die Todten. Auch Giulia war unter der Obhut zweier Wärter in das Spital gebracht worden, nachdem die Aerzte erklärt hatten, es sei zweifellos, daß die Arme dem Wahnsinne verfallen sei. Doktor Sendtner hatte sich einen kunstgerechten Verband anlegen lassen und war dann mit Gisa und Carlo in ein Hotel gefahren.

Mittlerweile war es Morgen geworden, und auf des Doktors Vorschlag begab man sich anstatt zu Bette zum Frühstück.

Nun konnte auch Gisa berichten, wie das Alles so gekommen sei.

„Die arme Giulia hat mir schon lange Sorge gemacht," erzählte sie; „seit wir Wiesbaden verlassen hatten, zeigte sie oft eine Erregtheit, die auf Störung ihres Geistes schließen ließ. In Berlin zog ich Aerzte zu Rathe. Die Einen erklärten, es sei wohl hochgradige Nervosität vorhanden, mit der Zeit dürfte es jedoch besser werden, Andere sprachen von hysterischen Zuständen, nur Einer meinte, es wäre gut, Giulia für einige Zeit einer Heil-

anstalt zu übergeben. Derselbe empfahl mir die Anstalt eines italienischen Arztes, des tüchtigsten Spezialisten für diesen Fall, wie er hinzusetzte. Diesem Rathe wollte ich folgen; wer konnte ahnen, daß die Reise eine solche Unterbrechung erfahren, wir uns hier wiedersehen würden!"

„Das entsetzliche Ereigniß," bemerkte Sendtner dazwischen, „hat offenbar auf das Gemüth Giulia's übel eingewirkt, und der Anblick Carlo's unter solchen Umständen dann den vollen Ausbruch des Wahnsinns herbeigeführt."

„Ich beklage es tief, an dem Unglück des armen Mädchens die Schuld zu tragen; was aber kann ich dafür? Ich wollte, wir wären uns nie begegnet," sagte Carlo.

„Sie haben sich keine Vorwürfe zu machen," erwiederte Gisa. „Es war ein unseliges Verhängniß, welchem die Arme zum Opfer fiel. So viel ich aus ihren Gesprächen entnahm, hat Giulia Sie seit Jahren geliebt —"

„Bei Gott, ich habe ihr wahrlich nie Anlaß gegeben, irgend welche Hoffnungen zu hegen," rief Carlo aus.

„Auch das weiß ich; sie klagte oft, daß Sie achtlos an ihr vorübergegangen seien. Offenbar hatte sich nun in ihrem Geiste die Vorstellung gebildet, daß bereits eine Andere in Ihrem Herzen den Platz einnehme, nach welchem sie so leidenschaftlich verlangte, und diese Andere glaubte sie zuerst in mir, und heute nun in dieser Dame gefunden zu haben."

„Zum Theile hatte sie Recht," begann nach einer kurzen Pause Carlo, „jene Dame war in der That einst meine Braut."

„Ich bitte, Fräulein Gisa,“ fiel der Doktor ein, „es wohl zu beachten, daß er sagte: ‚zum Theile‘ und ‚war einst‘. Der Platz in seinem Herzen war also ‚zum Theile‘ schon frei geworden, aber die arme Giulia kam leider wieder zu spät. Es war wieder eine Andere, die von diesem Platze Besitz ergriff, und ich hoffe, für Lebenszeit.“

Carlo winkte vergeblich dem Doktor zu, während Gisa, welcher das Blut in's Gesicht geschossen war, schweigend die Augen gesenkt hielt.

„Seid mir nicht böse,“ fuhr Sendtner fort, „ich will ja nicht mehr sagen; aber das Eine versprecht mir,“ — er legte die eine Hand auf Carlo's Arm und mit der anderen ergriff er Gisa's Fingerspitzen — „seid offen und ehrlich gegen euch selbst und gegen einander. Trotzt nicht gegen das eigene Herz und widerstreitet nicht gegen eure Empfindungen. Heute wollen wir nicht weiter darüber reden; die Schatten des Todes haben uns gestreift, und wir sollen dem Unglücke unsere Achtung zollen. Wenn aber wieder die gute Stunde kommt, dann geht dem Glücke nicht aus dem Wege!“

Gisa sah ihm voll in das Gesicht, auf welchem sich der Abglanz einer ungewöhnlichen Rührung zeigte. „Ich werde offen und ehrlich sein, Doktor,“ sagte sie leise.

„So ist es recht,“ sagte Sendtner. Ein Schauer rüttelte ihn plötzlich. „Brr; ich glaube gar, ein Wundfieber meldet sich an; nun, wir werden ja sehen, wie mir die heutige Nacht bekommt. — Nun, und Du sagst nichts, Karl?“

Statt der Antwort drückte ihm dieser kräftig die Hand.

„Nun, das gilt!“ rief fröhlich der Doktor aus. „Werdet glücklich, meine lieben Kinder, eure Herzen haben sich ja schon längst gefunden. Reicht euch die Hände zum Gelöbniß — so — und dann nehmt Abschied für kurze Zeit. Wir reisen jetzt zusammen nach Bürstein, wenigstens Fräulein Gisa und ich; Du hast wohl nichts dagegen, wenn ich mich dort als Gast einquartiere, um mich ein wenig zu erholen. Du fährst weiter nach Triest. Wir werden warten, bis Du uns rufst. Ich hoffe, es wird nicht zu lange währen.“

Carlo wollte noch einige Einwendungen erheben, doch Sendtner schnitt ihm kurzweg die Rede ab. „Lassen wir es dabei bleiben, wie ich gesagt habe.“ —

Der Doktor setzte seinen Willen durch. Obwohl in der That das Wundfieber ausbrach, beharrte er auf der Reise und fuhr, begleitet von Gisa, mit dem Mittagszuge nach dem Norden ab. Carlo blieb noch bis zum nächsten Tage, um Alles zu ordnen, damit Giulia in eine Heilanstalt für Gemüthskranke gebracht werden könne; dann reiste auch er ab, der Heimath zu.

27.

In den Kreisen der Triestiner Rheder und Kaufherren herrschte nicht geringe Aufregung. Immer bestimmter traten die Gerüchte auf, daß der Sturz des Hauses Novella unvermeidlich sei, und wenn auch die Besorgnisse vor möglichen Verlusten bei den Meisten den Grund der Aufregung bildete, so spielte dabei doch auch etwas freund-

schaftliche Theilnahme mit, die allerdings weniger dem gegenwärtigen Chef, als dessen hochbetagtem Vater galt.

Der alte Herr hatte seit einigen Tagen wieder die Leitung des Geschäftes in die Hand genommen, da Paolo vollständig gebrochen und zu Allem unfähig erschien. Man wußte dies, und ihm zu Liebe übten auch die Gläubiger der Firma Rücksicht und drängten nicht; man wollte abwarten, ob es noch möglich sein würde, die Firma zu halten, da alle Welt überzeugt war, daß der alte Herr Alles aufbieten würde, den Verpflichtungen des Hauses gerecht zu werden. Mit Luschan zusammen arbeitete er nun Tag und Nacht die Bücher durch, prüfte und rechnete, immer trostloser aber gestaltete sich die Sachlage. Das Schlimmste war, daß die letzten Baarmittel, über welche die Firma verfügte, aus dem Geschäfte gezogen worden waren, und zwar von Signora Rovella.

„Wie konnten Sie die Dinge so weit kommen lassen?“ donnerte der alte Herr Luschan an, als endlich die Bilanz fertig dalag.

„Fragen Sie Signor Paolo,“ erwiederte dieser trotzig, „er ist der Chef. Ich hatte nur seine Anordnungen auszuführen.“

„Das ist nicht wahr!“ rief zornig Rovella, indem er Luschan an der Schulter packte und schüttelte. „Mein Sohn war leichtsinnig, nur zu leichtsinnig, wie ich sehe, denn er hat sich um andere Dinge gekümmert, als um das Geschäft. Für dieses sind Sie verantwortlich, und Ihre Pflicht wäre es gewesen, mich von der Sachlage zu verständigen, ehe es zu spät geworden. — Zu spät! Zu spät!“

„Meine Pflicht war nur, meinen Chef über die Lage des Geschäftes zu unterrichten, und das habe ich gethan. Sonst hatte Niemand ein Recht, von mir Mittheilungen zu verlangen, folglich hatte ich auch keine Pflicht, solche zu machen. Das verbot schon die Diskretion."

Der Hohn, der in diesen Worten lag, trieb dem alten Herrn alles Blut in's Gesicht. „Das wagen Sie mir zu sagen? Ist das der Dank für das Vertrauen, das ich Ihnen schenkte? Nun freilich sehe ich ein, daß ich einem Schurken vertraute!"

„Mein Herr! Das verbitte ich mir!" knirschte Luschan.

Der Eintritt eines Dieners unterbrach den Streit. Derselbe überbrachte eine Karte und fügte bei, daß ein Herr dringend eine Unterredung wünsche.

Novella sah flüchtig den Namen an, warf die Karte dann auf den Tisch und sagte kurz: „Soll warten. Ich muß zuerst mit dem da fertig werden."

Der Diener zog sich zurück.

„Ich lasse mir einen solchen Ton nicht gefallen," schrie Luschan. „Niemand hat das Recht, mich zu beleidigen. Meine Schuld ist es nicht," setzte er giftig hinzu, „wenn Ihre Söhne — Lumpen wurden."

„Was sprichst Du da von meinen Söhnen?" Novella faßte Luschan mit fast jugendlicher Kraft bei der Brust. „Du hast gewiß nichts dazu gethan, um Paolo auf den rechten Weg zu bringen. Ich möchte beinahe glauben, Du hast ihn auch zu solch' einem Schurken machen wollen, wie Du einer bist."

„Ich bin ein ehrlicher Mann, und mögen Sie mich

noch so sehr beschimpfen, Niemand wird Ihnen glauben, daß Luschan unehrlich gehandelt hat. Sie nehmen Ihre Worte zurück; Sie können nicht beweisen, daß ich ein Schurke bin!"

„Ich aber kann es!"

Wie der Blitz fuhr Luschan herum, als er diese Stimme hörte. Der alte Herr sah erstaunt auf, ein leichtes Zittern befiel ihn, als er den Eingetretenen näher betrachtete, und nur mit Mühe brachte er die Worte hervor: „Wer sind Sie?"

Carlo wies auf die Karte, die noch auf dem Tische lag. „Ich ließ mich anmelden als Freiherr v. Roenies." Dann wandte er sich wieder zu Luschan, der die Lippen bewegte wie ein Fisch, den die Fluth auf den Strand geworfen, und der mit zitternder Hand sich den Schweiß von der Stirne zu wischen suchte.

„Die Stunde der Abrechnung ist gekommen, Signor Luschan," begann Carlo. „Die Rechnung ist zwar lang, wir werden aber doch bald zu Ende sein. Sie sagten, man könne Ihnen nicht beweisen, daß Sie wie ein Schurke gehandelt hätten? Nun wohlan: wer hatte dem Signor Paolo den Rath gegeben, die Wechselfälschung seinem Bruder in die Schuhe zu schieben?"

„Das ist — wer sagt das?" stammelte Luschan heiser hervor.

„Signor Paolo selbst! Ich komme soeben von ihm, er hat mir gestanden, was er damals that oder vielmehr nur von Ihnen thun ließ. Paolo hat mir auch erzählt, was später geschah, wie Sie ihn bethörten, mißbrauchten, be-

trogen. Er weiß vielleicht nicht einmal Alles, aber auch das, was er weiß, ist genug, um Sie den bösen Dämon dieses Hauses nennen zu dürfen."

Luschan streckte die Hände vor und machte eine Bewegung vorwärts, als wollte er sich auf Carlo werfen; sein verzerrtes Gesicht bot einen grauenhaften Anblick und unartikulirte Laute kamen ihm über die Lippen. Plötzlich wandte er sich zur Thüre und stürzte hinaus, wie von einem bösen Geiste gejagt.

„Mag er gehen, sein eigenes Gewissen soll sein Richter sein, und wir ersparen uns die Pein, die unselige Vergangenheit nochmals uns vorführen zu lassen. Sie sei vergessen." Carlo sprach dies halb für sich, halb zu dem alten Herrn gewendet, der mit beiden Händen sich auf das Pult stützte.

„Um Gottes willen, bist Du's oder bist Du's nicht?" rief Novella jetzt aus.

„Ich führe mit vollem Rechte den Namen Freiherr v. Roenies, und dieses Recht gab allein mir den Muth, dieses Haus zu betreten, das — ein hartes Gebot mir sonst verschlossen hätte. Ob ich nunmehr auch unter anderem Titel — Vater, Vater!" rief Carlo aus und umfaßte den alten Herrn, als er sah, daß dessen Kräfte zu versagen drohten. „Vater, Du darfst mich wieder Sohn nennen!"

Novella hatte sich setzen müssen, er stützte beide Hände auf die Schultern Carlo's, der vor ihm kniete, und sah mit umflortem Auge auf den Wiedergefundenen. „Carlo, Du bist es also wirklich? Stehen die Todten wieder

auf? — Nein, nein, ich sehe jetzt klar! Man hat mich getäuscht, betrogen — o Carlo, was habe ich an Dir gethan! Verzeihe mir!"

„Nicht so, Vater! Denken wir nicht an das Vergangene! Es ist ja nicht Deine Schuld, daß man mich verleumdete —"

„Ich hätte es nicht glauben sollen — nicht glauben, daß —"

„Laß es nun gut sein, Vater! Jetzt müssen wir vorerst der Gegenwart gedenken." Carlo erhob sich und trat näher zu dem Schreibtische, auf welchem noch die Bücher aufgeschlagen waren. „Paolo hat mir bereits gesagt, wie schlimm es mit der Firma steht."

„Du hast ihn also gesprochen?"

„Ja, kurz vorher, ehe ich zu Dir herüber kam. Und die gute Mutter auch! Wie glücklich bin ich, daß ich ihr Trost bringen konnte, euch Allen Hilfe. Ich komme gerade noch zur rechten Zeit."

Die Gedanken des alten Kaufherrn wandten sich wieder dem Geschäfte zu, und drängten die Empfindungen des Herzens für einen Augenblick zurück.

„Zur rechten Zeit? Sage lieber zum Ende. Wir stehen vor dem Bankerott, das Haus Novella & Söhne endet in Schmach und Schande."

„Niemals! Die Ehre der Novellas soll kein Makel trüben. Ich sagte ja, daß ich Hilfe bieten kann. Du erlaubst wohl, daß ich die Bilanz prüfe." Der alte Herr nickte nur und sah mit liebevollen Blicken auf den Sohn, der ihm von den Todten auferstanden war.

„Die Lage ist allerdings sehr schlimm,“ sagte dann Carlo, nachdem er flüchtig die Hauptposten durchgesehen hatte; „schlimmer noch, als Paolo es mir geschildert hat, der offenbar selbst nicht Alles weiß. Indessen verfüge ich über so viel, um den Verpflichtungen der nächsten Zeit gerecht zu werden; und für das Weitere werden wir Alle vereint sorgen. Wir werden arbeiten —“

„Wie? Du glaubst also wirklich, helfen zu können?“ unterbrach ihn der alte Herr. „Es handelt sich vor Allem um Baarmittel; es sind Wechsel fällig —“

„Ich werde an meinen Bankier telegraphiren; binnen Tagesfrist kann eine genügende Summe hier angewiesen sein, um jede Zahlungsstockung zu vermeiden. Uebrigens habe ich noch meinen Kreditbrief, der uns über diese Zeit hinaushelfen wird. Sei also ohne Sorge, Vater, das Haus Novella steht noch fest; und jetzt komme zur Mutter, sie erwartet uns.“

— — — — — — — — — — — —

„Novella & Söhne zahlen prompt!“

„Ja, bei der Kreditanstalt sind enorme Summen für sie telegraphisch angewiesen worden!“

„Woher der Alte nur das Geld auftrieb?“

„Ein deutscher Baron ist als Commanditär eingetreten.“

„Und wißt ihr, wer dieser deutsche Baron ist?“

„Sein Sohn ist's!“

„Welcher Sohn? Der Andere ist ja todt!“

„Nein, er ist wieder lebendig geworden!“

So schwirrten die Wechselreden im Börsensaal des Tergesteo hin und her; Gerüchte und Kombinationen, halb

Wahrheit, halb Dichtung, raunte und rief man sich gegenseitig zu.

Die aber, von denen gesprochen wurde, saßen beisammen, und wurden nicht müde, einander zu erzählen und zuzuhören.

Carlo hatte in der That die nöthigen Summen herbeigeschafft, um die Firma vor ernstlichen Verlegenheiten zu bewahren. Er und der alte Herr nahmen nun wieder die Leitung der Geschäfte in die Hand, und auch Paolo zeigte sich wieder auf dem Comptoir, mehr um Aufklärungen und Erläuterungen zu geben, als um selbst einzugreifen.

Nur Einer erschien nicht mehr: Luschan. Man wußte nicht recht, was aus ihm geworden sei, die Einen behaupteten, er sei in's Wasser gegangen, Andere, er sei durchgebrannt.

Die Letzteren hatten Recht; Luschan's Absicht war es ja ohnehin gewesen, Triest zu verlassen, und seinen Raub — den Gewinn der „Import-Compagnie" — in Sicherheit zu bringen. Dann wollte er nach dem Kastell, wo Signora Caterina seiner harren mußte.

Jetzt endlich war er dem Ziele seines Lebens nahe!

In Wien erst erfuhr er aus den Zeitungen, welche die Liste der bei dem Zusammenstoße Verunglückten brachten, daß das Schicksal seine Pläne im letzten Augenblicke durchkreuzt habe. Man erzählte sich später noch lange in dem Kaffeehause, in welchem er diese Nachricht gelesen hatte, wie ein Mann plötzlich, als hätte ihn der Schlag gerührt, zusammengebrochen sei, und sich, nachdem man ihn mit

Mühe zum Bewußtsein gebracht, wie ein Wahnwitziger geberdet habe.

Er verschwand dann aus Wien; einige Wochen später meldeten die Blätter, in Homburg habe sich ein Herr Luschan aus Triest erschossen.

Im Hause Novella herrschte wieder Eintracht, Hoffnungsfreudigkeit und rege Thätigkeit, von Bürstein jedoch kam schlechte Nachricht. Gisa schrieb, daß der Doktor sich übel befände. Carlo wäre am liebsten selbst nach Bürstein gegangen, wenn eben nicht die Geschäfte seine Anwesenheit daheim unbedingt erfordert hätten. So mußte er sich daran genügen lassen, mit Gisa fleißig Briefe zu wechseln. Jene Gisa's waren nicht nur ausführlich, sondern auch herzlich, und ließen den groß angelegten Charakter des jungen Mädchens immer deutlicher erkennen.

So waren einige Wochen vergangen, und Carlo glaubte endlich, für einige Tage sich losmachen zu können, als ein Telegramm eintraf mit der Meldung: „Wir kommen!"

Doktor Sendtner war endlich genesen und wollte es sich nicht nehmen lassen, seinem jungen Freunde selbst die Braut zuzuführen. „Es ist mein Schicksal, einmal bei verstoßenen Söhnen, ein andermal bei verwaisten Töchtern Väterrollen zu spielen," sagte er scherzend in seinem Toaste, den er bei der Hochzeitstafel auf das Brautpaar ausbrachte.

Einige Zeit lang weilte er auch im Hause Novella, sich freuend über das neue Glück, welches dort eingekehrt war; doch sein ruheloser Geist trieb ihn bald wieder fort.

„Ich bin noch nicht alt genug, um ganz von meinem Handwerk zu lassen, ich muß reisen, muß im Strome der wissenschaftlichen Bewegung der Gegenwart schwimmen, wenn mir wohl sein soll," erklärte er den Freunden, welche ihn zurückhalten wollten. Nach herzlichem Abschiede schiffte er sich nach England ein; aber sein fröhlicher Gruß: „Auf Wiedersehen!" sollte nicht mehr in Erfüllung gehen.

Auf dem Schiffe brach seine Wunde wieder auf, und als man in dem Hafen landete, war eine Leiche an Bord. Im stillen Winkel eines Kirchhofes an der Themse ruht der nimmermüde Wanderer.

In Triest aber blüht das Geschlecht der Rovella-Roenies: ein kräftiger Schlag von deutscher Art und deutscher Thatenlust. Auf den Rath Sendtner's hatte Carlo Bürstein verpachtet, da er die Herrschaft ja nicht verkaufen durfte, aber die Sommermonate pflegte er mit den Seinen stets dort zu verbringen.

Gisa war die echte und rechte Hausfrau, eine Mutter mit edlem, warmem Herzen und starkem Geiste; geliebt von den Ihren, bewundert von den Freunden, geachtet von aller Welt.

Auch der unglückliche Paolo fühlte den Zauber ihres Wesens, sie richtete ihn wieder auf, und wenn er auch fortan immer ein wenig scheu und gedrückt blieb, so fühlte er doch im Kreise seiner Neffen und Nichten einen Abglanz des Glückes, das ihm versagt geblieben war.

Ende.

Der Moorhof.

Roman

von

Ferdinand Hermann.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Ueber der lieblichen Parklandschaft lag der duftige, silberne Glanz eines schönen Sommervormittags. Aus dicht belaubten, tiefgrünen Baumwipfeln emporragend, erhob sich weithin sichtbar der schlanke Thurm eines Schlößchens, dessen Fenster in den Strahlen der Sonne glitzerten und blinkten. Die wunderlich verschnörkelten und mit bildnerischem Schmuck überladenen Formen des nicht sehr umfangreichen Gebäudes verriethen zur Genüge, daß es noch aus einer Zeit stammen müsse, in welcher man sich auch bei architektonischen Schöpfungen mit Vorliebe allerlei bizarren Launen hinzugeben pflegte. Der gegenwärtige Besitzer aber war offenbar kein Freund von altersgrauen Mauern und anderen ehrwürdigen Zeugnissen der Vergangenheit; denn der stattliche Herrensitz prangte in einem so blendend weißen und fleckenlosen äußeren Gewande, als hätten seine Erbauer soeben erst ihr Werk vollendet.

Nur an einem Seitenflügel standen noch die nüchternen

Stangen des Gerüstes, auf welchem eine Anzahl von Handwerksleuten beschäftigt war, den großen Reinigungsprozeß an dem alten Hause zum Abschluß zu bringen; und vor dem Hauptportale waren drei unförmige Möbelwagen vorgefahren, aus deren geheimnißvollen Tiefen ein Dutzend keuchender Arbeiter schier unerschöpfliche Schätze an Möbeln, Bildern und Kunstgegenständen der verschiedensten Art zu Tage förderte.

Ein hochmüthig dreinschauender herrschaftlicher Diener in einer Livree, die viel zu prunkhaft war, um vornehm zu wirken, überwachte die Auspackung und das Hereinschaffen dieser augenscheinlich zumeist sehr kostbaren Dinge. Aber seine unverschämte Miene nahm plötzlich einen sehr demüthigen Ausdruck an, und er wich mit einer tiefen Verbeugung ehrerbietig zur Seite, als die breitschulterige, wohlbeleibte Gestalt eines elegant gekleideten älteren Herrn in der Begleitung zweier jungen Damen aus dem Innern des Hauses trat. Auch die Haltung der Arbeiter ließ keinen Zweifel darüber, daß jener grauhaarige Herr hier der Höchstgebietende sei. Sie lüfteten ihre Mützen und traten bescheiden zurück, um den Herrschaften Raum zu geben.

Der vornehme Herr hatte die unterwürfigen Grüße nicht erwiedert.

„Wie es scheint, hat mir der Spediteur gerade die ungeschicktesten von seinen Leuten gesandt," sagte er in einem sehr ungnädigen Ton. „Eine der Marmorfiguren im Speisesaal ist beschädigt, und wenn Sie nicht ermitteln können, Friedrich, welcher Tölpel die Schuld daran trägt,

so werde ich Sie selber für den Schaden verantwortlich machen."

Während er sprach, trat der harte Zug in seinem rothen, wohlgenährten Gesicht noch schärfer hervor. Trotz einer gewissen Regelmäßigkeit der Linien war überhaupt nicht viel Einnehmendes in diesem nach englischer Sitte nur von einem wohlgepflegten, an den Spitzen leicht ergrauenden Backenbart umrahmten Antlitz. Wohl deutete die breite, kräftig herausgebildete Stirn und der Blick der lebhaften grauen Augen auf einen scharfen, durchdringenden Verstand; aber um Mund und Nase hatten sich Furchen eingezeichnet, welche von Herrschsucht und Härte zu sprechen schienen und welche sich in manchen Augenblicken zu einem wahrhaft abstoßenden Ausdruck vertiefen konnten.

Die gescholtenen Arbeiter tauschten mißvergnügte Blicke untereinander aus; aber Keiner von ihnen hatte den Muth, etwas zu erwiedern. Als die Herrschaften ein Dutzend Schritte von ihnen entfernt waren, wandte sich die größere der beiden jungen Damen an ihren Begleiter.

„War es denn wirklich nothwendig, Papa, einem Aufenthalt von wenig Monaten zu Liebe alle diese Dinge mitzubringen?" fragte sie. „Als Du uns im Winter mittheiltest, daß Du das Rittergut Schönheide gekauft habest, erschien es Dir doch als eine besondere Annehmlichkeit, daß das Schloß vollständig eingerichtet sei."

„Nun ja," erwiederte der Gefragte achselzuckend, „eine Einrichtung, wie sie diesen halb verbauerten Landjunkern wohl als der Inbegriff aller Pracht gegolten haben mag! Als ich mir die Sache etwas näher ansah, kam ich doch

zu der Erkenntniß, daß ich ohne einige Nachhilfe und Auffrischung gar nicht daran denken könne, hier Gäste zu empfangen."

„Gäste, Papa? Unsere guten Freunde werden uns doch nicht etwa bis hierher verfolgen?"

„Der Eine oder der Andere wird sich das wohl nicht nehmen lassen, und wie ich Dich kenne, liebe Hertha, wärest Du die Erste, welche einer idyllischen Einsamkeit ohne gesellschaftliche Zerstreuungen bald überdrüssig werden würde. Aber ich denke, mein Kind, es soll Dir daran nicht fehlen. In der Kreisstadt liegen drei Schwadronen Dragoner, und auch unter den jungen Assessoren und Referendaren wird an flotten Tänzern hoffentlich kein Mangel sein — von unseren eigentlichen Gutsnachbarn gar nicht zu reden. Du siehst, daß ich nicht so grausam war, Dich in eine Wüstenei zu schleppen."

Es war seltsam, einen wie freundlichen, scherzenden Ton der Mann mit dem harten Gesicht und dem gebieterischen Wesen im Gespräch mit seiner Tochter anzuschlagen wußte. Und die junge Dame zeigte nicht einmal ein besonderes Entzücken über die glänzenden Aussichten, welche ihr da eröffnet wurden.

„Die arme Mutter!" sagte sie. „Schon die Anstrengungen der Uebersiedelung haben sie so angegriffen, daß sie mit den heftigsten Kopfschmerzen oben in ihrem Zimmer liegt. Wie schmerzlich wird es sie enttäuschen, wenn sie nun auch erfahren muß, daß sie statt der Erholung und Ruhe, auf die sie hoffte, hier nur eine Fortsetzung unseres gewohnten Lebens finden soll."

Die Erwähnung seiner Gattin schien dem Schloßherrn nicht eben angenehm zu sein. Er zog die Brauen zusammen und spielte ungeduldig mit seiner Uhrkette. Als wäre ihm diese Einwendung gar keiner Antwort werth, meinte er, auf etwas Anderes überspringend: „Ihr wollt einen Spaziergang machen? Soll ich nicht lieber anspannen lassen?"

„Nein! Helene und ich — wir wollen auf Abenteuer ausgehen, Papa!"

„Das ist ein bedenkliches Unterfangen, Kind. Ich selber kann euch leider nicht begleiten, wenn ich nicht will, daß diese Tölpel mir Alles in Stücke schlagen; aber ich werde Friedrich beauftragen, euch zu folgen."

„Um's Himmels willen nicht!" lehnte Hertha mit einem sehr energischen Kopfschütteln ab. „Ich liebe es nicht, einen Bedienten hinter mir zu haben, am wenigsten, wenn er eine in allen Regenbogenfarben schillernde Livree trägt, wie Du sie da neuerdings für Friedrich erfunden hast. Schönheide liegt ja auch nicht in den böhmischen Wäldern."

Der Mann mit den strengen Zügen, der sonst sicherlich sehr wenig an Widerspruch gewöhnt war, beruhigte sich ohne Weiteres bei dieser kurzen Zurückweisung.

„So bleibt wenigstens innerhalb des Parkes," bat er nur noch, indem er sich zugleich nach dem Portal des Schlosses zurückwandte. „Er ist groß genug, um für heute eure Wißbegierde zu befriedigen."

Als die beiden jungen Damen von der beschatteten Terrasse herab in den hellen Sonnenschein traten, offenbarte sich die Verschiedenheit in ihrer äußeren Erscheinung noch

auffallender als zuvor. Die vollständige Gleichheit ihrer sommerlich hellen Kleidung, welche sich bis auf eine genaue Uebereinstimmung selbst der kleinsten Bänder und Schleifen erstreckte, trug nur dazu bei, das Gegensätzliche ihres Aussehens noch mehr hervorzuheben, und es war so wenig Aehnlichkeit zwischen ihnen, daß man nicht für einen einzigen Augenblick zu der Annahme gelangen konnte, Schwestern vor sich zu haben.

Hertha war unzweifelhaft die Schönere von Beiden. Auf ihrem ebenmäßigen Körper und dem schlanken weißen Halse ruhte ein edel gebildetes Haupt, das schon um des beinahe überreichen Schmuckes seines schimmernden, goldblonden Haares willen unter hundert Anderen hätte hervorstechen müssen. Die Züge ihres Antlitzes waren von tadelloser Regelmäßigkeit, und wenn ihre Schönheit trotzdem nicht ohne jeden Mangel war, so hatte man denselben lediglich in einer gewissen hochmüthigen Kälte und stolzen Herbheit zu suchen, welche den feinen Zügen eine merkliche Aehnlichkeit mit denen des Vaters gab.

Neben dem blendenden Glanz dieser jugendfrischen und lebensprühenden Schönheit mußte auf den ersten Blick die bescheidene Anmuth ihrer Gefährtin weit zurücktreten.

Schon der Umstand, daß die Farben des Anzuges, die mit Hertha's goldigem Haar auf das Trefflichste harmonirten, zu Helenens dunkeln Flechten viel weniger stimmen wollten, und daß für ihre zierliche, elfenhafte Figur ein anderer Schnitt sicherlich vortheilhafter gewesen wäre, wirkte nicht zu ihren Gunsten; und dazu kam eine Gedrücktheit und Scheu in Haltung und Bewegungen, welche sie

einem flüchtigen Beobachter wohl beinahe linkisch erscheinen lassen mochte.

Wer sich indessen die Mühe genommen hätte, sie schärfer und länger zu betrachten, der würde doch wohl entdeckt haben, daß ihr schmales Gesichtchen mit seiner reinen, elfenbeinweißen Hautfarbe, seinen kinderhaft keuschen, rosigen Lippen und seinen zart gerundeten Wangen nicht ohne eigenthümliche Schönheit sei. Und die Augen, die sich fast beständig hinter den halb gesenkten, lang bewimperten Lidern verbargen, wirkten, wenn sie einmal voll aufgeschlagen wurden, geradezu überraschend durch ihren wundersamen feuchten Glanz und durch ihre räthselhafte Tiefe.

Beide Mädchen waren wohl gleichalterig und hatten das zwanzigste Lebensjahr sicherlich noch nicht erreicht; aber während Hertha kaum um ein Geringes von der vollen Entfaltung ihrer stolzen Reize entfernt war, hatte Helenens gesammte Erscheinung etwas Kindliches und Knospenhaftes, das sehr lieblich gewesen wäre, wenn nicht die Nähe der glänzenderen Gefährtin eine unbefangene Würdigung fast unmöglich gemacht hätte.

Auf's Gerathewohl hatten die beiden Damen einen der in den Park führenden Wege eingeschlagen. Als sie wenige hundert Schritte weit gegangen waren, blieb Hertha plötzlich aufhorchend stehen.

„War das nicht der Hufschlag eines Pferdes?“ fragte sie. „Vielleicht ist es schon einer von den Dragonern, auf welche der Vater so große Hoffnungen zu setzen scheint.“

Ihr Ohr hatte sie nicht getäuscht, denn auf dem breiten

Wege, welcher hart vor ihnen ihren Pfad durchkreuzte, tauchte jetzt ein Reiter auf einem ausnehmend schweren und wohlgenährten Braunen auf. Ein Offizier war es nun freilich nicht, und sein Aussehen war überhaupt kaum dasjenige eines Kavaliers, obwohl er einen eleganten Reitanzug mit hohen Lackstiefeln trug, und obwohl sein Pferd mit sehr auffallendem, hellfarbigem Lederzeug aufgezäumt war. Seine vierschrötige, stiernackige Gestalt saß mit jener plumpen Festigkeit im Sattel, wie sie den Bauern, die sich selbst im Reiten unterrichtet haben, eigenthümlich zu sein pflegt, und seine großen Hände sahen in den wildledernen Handschuhen nur noch größer und unförmlicher aus.

Auch er war wohl schon früher auf die hell durch das Laubwerk schimmernden Gewänder der Damen aufmerksam geworden, denn als sein Oberkörper über den Hecken sichtbar wurde, hatte er auch schon höflich grüßend den Hut in der Hand.

„Welch' ein unerwartetes Glück! Ich habe die Ehre, Sie auf dem Lande willkommen zu heißen, meine Damen!" rief er ihnen zu, und seine Stimme klang heiser wie diejenige eines ausgedienten Auktionators. „Nun weiß ich doch, warum wir heute den ersten sonnigen Tag nach all' dem Regen haben! Auch der Himmel mußte wohl seine heiterste Miene annehmen, um so viel Schönheit und Liebenswürdigkeit angemessen zu begrüßen."

In der Art, wie er diese Schmeichelei vorbrachte, war etwas, das den Verdacht erwecken mußte, er habe sich trotz seiner geheuchelten Ueberraschung auf dieselbe vorbereitet,

und die Wirkung, welche er auf seine Zuhörerinnen hervorbrachte, war denn auch augenscheinlich keine bedeutende.

„Ah, schon wieder dieser widerwärtige Herr Kreuzkamp!“ sagte Hertha mit einem geringschätzigen Aufwerfen der Oberlippe halblaut zu Helene. Sie erwiederte seinen unterthänigen Gruß nur mit einem kaum merklichen Neigen des Hauptes, und in ihren stolzen Mienen war es recht deutlich zu lesen, wie gering die Freude sei, welche sie über die Begegnung empfand. Auch Helene beschränkte sich auf einen stummen Gruß, und es hatte fast den Anschein, als wolle sie sich schüchtern hinter ihre Begleiterin zurückziehen.

Der Reiter aber, der jetzt unmittelbar vor ihnen sein Pferd parirt hatte, ließ sich durch das Schweigen der Damen nicht im Mindesten beirren. Mit einer süßlichen Liebenswürdigkeit, die in seinem bäuerischen Munde wenig Angenehmes hatte, fuhr er fort: „Ich wußte nicht einmal genau, ob die verehrten Herrschaften bereits angekommen seien; aber ich ließ mir's darum nicht nehmen, herüber zu reiten, denn als nächster Nachbar mußte ich doch wohl der Erste sein, meinen verehrten Freund Armbrecht auf seiner neuen Besitzung zu begrüßen. Hoffentlich finde ich ihn im Herrenhause.“

Hertha hatte sich niedergebeugt, um ein vereinzeltes Vergißmeinnicht zu pflücken, das sie zu ihren Füßen erblickt hatte, und Herr Kreuzkamp würde wohl noch immer ohne eine Antwort geblieben sein, wenn nicht Helene nach einigem Zaudern mit merklicher Schüchternheit erwiedert hätte: „Der Onkel ist eben mit der Aufstellung der mit-

gebrachten Kunstgegenstände beschäftigt. Er hat da eine große Arbeitslast auf sich genommen."

„Und ich komme ihm vielleicht nicht einmal gelegen! Darf ich fragen, wohin die Damen ihre Schritte zu richten gedenken?"

„Wir haben kein bestimmtes Ziel. Meine Base wünscht die Umgebung des Schlosses kennen zu lernen."

„O, dann müssen Sie mir gestatten, Ihren Führer zu machen," fiel er eifrig ein. „Ich kenne hier in meilenweitem Umkreise Weg und Steg; Niemand kann Ihnen bessere Erklärungen geben als ich. Und Sie werden es mir nicht abschlagen, nicht wahr?"

Er hatte sich während des kurzen Gesprächs ausschließlich an Helene gewendet, und in sichtlicher Verlegenheit blickte diese auf Hertha. Aber die schöne Tochter des Schloßherrn beschäftigte sich mit so kühler Gleichgiltigkeit mit ihrem bescheidenen Blumenfund, als habe sie von dem ritterlichen Anerbieten des Herrn Kreuzkamp gar nichts vernommen. Die peinliche Ungewißheit, wie sie sich zu verhalten habe, trieb Helenen das Blut in die Wangen.

„Sie sind in der That sehr freundlich," stammelte sie in heller Verwirrung, „aber das Opfer, welches Sie uns da bringen wollen, ist wohl zu groß, als daß wir es annehmen könnten."

Mit einer unwilligen Bewegung warf Hertha das Vergißmeinnicht zu Boden. Kreuzkamp aber hatte seine kleinen, verkniffenen Aeuglein so unverwandt auf Helene gerichtet, daß er von diesem unzweideutigen Zeichen des Mißfallens durchaus nichts bemerkte.

„Ein Opfer?“ rief er aus. „Nennen Sie es vielmehr ein unverhofftes und unverdientes Glück! Aber das Pferd würde uns natürlich lästig werden. Mit Ihrer gütigen Erlaubniß übergebe ich es drüben beim Schlosse dem ersten besten dienstbaren Geist, der mir in den Wurf kommt, und fliege dann mit Windeseile zu Ihnen zurück. Sehen Sie dort den Wipfel der alten Linde, der so hoch über seine Umgebung emporragt? Dort, wenn es Ihnen genehm ist, werden wir uns wiederfinden, und Sie sollen nicht fünf Minuten lang auf mich zu warten haben.“

Da ihm keine der beiden Damen widersprach, mochte er seinen Vorschlag wohl als angenommen betrachten. Er verzog sein breites, starkknochiges Gesicht noch einmal zu einer Grimasse, die wohl ein artiges Lächeln darstellen sollte, und schwenkte grüßend den Hut, ehe er denselben wieder auf seinen eckigen, nur noch zum kleinsten Theil mit dünnem, sandgelben Haarwuchs bedeckten Schädel stülpte. Dann setzte ein Ruck an den Zügeln und ein Peitschenhieb den schwerfälligen Braunen in einen kurzen Trab, und Roß und Reiter verschwanden in der Richtung nach dem Schlosse.

Jetzt fand auch Hertha ihre Sprache wieder.

„Welch' ein schüchternes Gänschen Du doch noch immer bist!“ sagte sie halb ärgerlich und halb belustigt. „Ich glaube gar, Du könntest Dich aus lauter Bescheidenheit wirklich dazu verstehen, einen Spaziergang in der Gesellschaft dieses abscheulichen Menschen zu machen.“

Helene senkte das Köpfchen wie ein gescholtenes Kind.

„Aber was sollte ich denn thun, da Du so beharrlich

schweigst? Sein Anerbieten war gewiß gut gemeint, und er hätte eine Zurückweisung wie eine Beleidigung empfinden müssen."

„Was hätte daran gelegen?" meinte Hertha wegwerfend. „Einem so aufdringlichen Gesellen gegenüber ist jede Rücksichtsnahme vom Uebel."

„Er ist des Onkels Freund, Hertha, und —"

„Ach was — sein Geschäftsfreund, wenn es hoch kommt, und ich habe dem ausgezeichneten Herrn schon drinnen in der Stadt, wenn er uns seines Besuches würdigte, ziemlich deutlich gezeigt, daß ich mich nicht im Mindesten um die Geschäfte meines Vaters und um seine Geschäftsfreunde kümmere. Und wie ich denke, besteht eine Verpflichtung dazu für Dich noch viel weniger, es sei denn —" und dabei neigte sie mit einem neckischen Lächeln, das ihre stolzen Züge anmuthig verschönte, das schimmernde blonde Haupt zu der kleineren Gefährtin herab — „es sei denn, daß Kreuzkamp's augenfällige Bemühungen, Dir den Hof zu machen, nicht ohne Eindruck auf Dein empfindsames Herzchen geblieben sind."

Helene erröthete wieder, obwohl sie kaum zweifeln konnte, daß Hertha's Worte nur scherzhaft gemeint seien.

„Wie Du wieder sprichst, Hertha! Er ist ein reicher Mann, der sicherlich nicht daran denkt, sich um eine mittellose Waise zu bemühen, und ich hätte um so mehr Veranlassung, ihm für die Freundlichkeit, die er immer gegen mich an den Tag legt, dankbar zu sein. Aber wie kindisch es auch sein mag, und wie oft ich selbst mich deshalb gescholten habe: ich fürchte mich vor ihm, wie ich mich noch

nie vor einem Menschen gefürchtet habe. Es ist bei all' seiner Zuvorkommenheit etwas in seinem Wesen, das mich abstößt und ängstigt, und ich möchte am liebsten davonlaufen, sobald ich seiner nur ansichtig werde."

„Nun, so thue es doch, Du Närrchen! Aus Rücksicht für meinen Vater brauchst Du diesem Herrn Kreuzkamp wahrhaftig keine freundliche Miene zu erheucheln. Und ich möchte Dir außerdem bei dieser Gelegenheit den guten Rath geben, mein Schatz, dem Vater gegenüber etwas selbstständiger und weniger zaghaft aufzutreten. Es läßt sich nun einmal am besten mit ihm auskommen, wenn man sich durch sein gebieterisches Wesen nicht einschüchtern läßt, und ihm hier und da durch einen ebenso festen Willen zu imponiren weiß, als es der seinige ist. Ich wünschte von Herzen, auch meine arme Mutter hätte das zur rechten Zeit erkannt."

Helene antwortete nicht, aber ein wehmüthiger Zug auf ihrem Gesicht verrieth, daß sie sich für ihre eigene Person von Hertha's Rezept nicht eben viel versprach.

Sie waren während des Plauderns langsam weiter gegangen, und Hertha hatte mit Bedacht nicht den Weg nach der hohen Linde, sondern die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Nun sahen sie in geringer Entfernung vor sich die neu getünchte Parkmauer schneeweiß durch die Zweige schimmern.

„Wir müssen uns vor den Späheraugen unseres gemeinschaftlichen Freundes in Sicherheit bringen," lachte Hertha übermüthig. „Es ist mir ein wahres Vergnügen, daran zu denken, daß er nun den ganzen Park absuchen

wird, um uns zu finden. Hoffentlich hat jene Mauer dort auch eine Thür, damit wir sehen können, wie dahinter die Welt beschaffen ist."

Sie mußten ein paar hundert Schritte weit an der steinernen Umfriedigung dahingehen, bevor sie auf ein eisernes Gitterthor stießen, das zu Hertha's Genugthuung nur von innen verriegelt war. Was sie vor sich erblickten, war freilich nur mäßig verlockend, denn die Gegend, die sie weithin überschauten, trug den Charakter eines sumpfigen Flachlandes, in welchem der ausgedehnte Park von Schönheide jedenfalls das lieblichste Fleckchen darstellte.

„Felder, Wiesen und Moor — eine reizende Abwechslung!" sagte Hertha mit einem Seufzer. „Aber dahinten neben der einsamen Baumgruppe ragt etwas wie ein Kirchthurm empor. Vielleicht gibt es da ein Dorf, in welchem wir das Landleben gleich von seiner anmuthigsten Seite kennen lernen können. Meiner Schätzung nach kann es nicht weiter sein als eine halbe Stunde."

„Und Herr Kreuzkamp?" wagte Helene schüchtern einzuwenden. „Willst Du ihn denn wirklich im Stich lassen?"

„Gewiß! Aber ich entbinde Dich von der Verpflichtung, mich zu begleiten, wenn Du Neigung verspüren solltest, zu der alten Linde zurückzukehren."

„Nein! Nein! Ich könnte doch unmöglich mit ihm allein bleiben."

„So komm, Du Hase! Ich bin neugierig, ob unser eleganter Gutsnachbar seine lackirten Stulpstiefel daran wagen wird, uns auf diesem himmlischen Wege zu verfolgen."

In der That verdiente dieser Weg jede andere Bezeichnung eher als das hochklingende Eigenschaftswort, welches ihm Hertha spottend beigelegt. Da es die junge Dame verschmäht hatte, auf der langweiligen, vielfach gewundenen Landstraße zu bleiben, und da sie ohne Zögern den schwach angedeuteten Wiesenpfad eingeschlagen hatte, welcher am schnellsten zu der Baumgruppe neben dem Kirchthürmchen zu führen schien, so mußte sie schon nach wenigen Schritten die Erfahrung machen, daß diese Pfade sicherlich nicht für zart beschuhte Damen aus der Residenz berechnet seien. Mit einem leisen Aufschrei sank sie bis an den Knöchel in das feuchte Gras des moorigen Bodens ein, und sie fühlte nur zu bald, wie die Nässe durch das feine Leder ihrer leichten Stiefelchen drang.

„Wollen wir nicht umkehren, Hertha?“ fragte Helene, nachdem die Wanderung etwa zehn Minuten gewährt hatte. „Es wird unmöglich sein, auf diese Weise weiter zu kommen.“

Aber die Gefragte dachte nicht daran, ihren Vorsatz aufzugeben.

„Weshalb unmöglich?“ rief sie zurück. „Wenn man sich auf einer Entdeckungsreise befindet, muß man auch die Strapazen mit in den Kauf nehmen.“

Helene hatte sich unverkennbar längst daran gewöhnt, den Launen ihrer schönen Verwandten zu gehorchen. Ohne weiteren Widerspruch folgte sie ihr geduldig nach, obwohl ihr der abscheuliche Weg ungleich größere Schwierigkeiten bereitete, als der voranschreitenden Hertha; denn sie besaß nicht die Kraft und Gewandtheit des Körpers wie Hertha,

welche eine besonders häßliche Stelle, einen kleinen Wasserlauf oder eine Pfütze anscheinend ohne jede Anstrengung mit einem graziösen Sprunge überwand. Sie war erhitzt und auf das Aeußerste erschöpft, als sie nach beinahe dreiviertelstündigem Marschiren — das sie überdies ihrem eigentlichen Ziel kaum merklich näher gebracht hatte — plötzlich vor einem ziemlich breiten, von niedrigem Gebüsch umsäumten Bache standen, über den nirgends eine Brücke oder ein Steg zu führen schien.

„Welch' ein Strom!" rief Hertha. „Und nah und fern kein Segel zu erspähen! Was wird uns Anderes übrig bleiben, als dies reißende Gewässer schwimmend zu überwinden!"

Ihr leichtes Sommerkleid ein wenig aufnehmend, ging sie an dem Rande des Bächleins dahin, unbekümmert darum, daß unter jedem ihrer Schritte das Wasser aufspritzte, und rasch hatte sie gefunden, was sie gesucht.

Ein moosbewachsener Stein, welcher mitten im Wasser lag, versprach den Uebergang möglich zu machen.

„Dieser Felsen ist unsere Rettung!" deklamirte Hertha. „Wie hätten wir auch unverrichteter Dinge heimkehren dürfen, nachdem Stiefel und Kleider doch einmal hoffnungslos verdorben waren."

Ehe noch Helene ernstlichen Einspruch erheben konnte, war sie mit einem behenden Satz auf die schmale, schlüpfrige Fläche des Steins und von dort aus an das andere Ufer gelangt. Jetzt streckte sie der zögernden Gefährtin lachend den Griff ihres Sonnenschirms als Stütze entgegen.

„Nur Muth, mein Schatz!“ rief sie ihr zu. „Selbst im allerschlimmsten Falle kann es nicht mehr kosten als das Leben!“

In der That kam auch Helene scheinbar glücklich hinüber, aber als sie drüben festen Fuß faßte, wich plötzlich alles Blut aus ihren Wangen, und obwohl sie die Lippen fest zusammenpreßte, konnte sie doch einen unwillkürlichen Schmerzenslaut nicht mehr unterdrücken.

„Was ist Dir?“ fragte Hertha. „Hast Du Dir wehe gethan?“

Verneinend schüttelte die Gefragte den dunklen Kopf. Aber sie mußte das Gesicht dabei zur Seite wenden, weil sie fühlte, daß die körperliche Pein ihr die Thränen in die Augen trieb.

„Es ist nichts,“ erwiederte sie dann. „Ich habe mich wohl ein wenig an einer Wurzel gestoßen.“

Eine allzu ängstliche Besorgniß für das Wohl ihrer Nebenmenschen schien nicht gerade in Hertha's Natur zu liegen, denn sie gab sich mit dieser Antwort, obwohl sie mit sehr unsicherer Stimme gegeben worden war, ohne Weiteres zufrieden und schritt um so schneller über die sumpfige Wiese vorwärts, als jetzt das Dach eines Hauses, welches sie vorher gar nicht wahrgenommen hatte, über den Wipfeln einiger eng zusammengedrängten Kastanienbäume auftauchte und ihre Neugier reizte. Erst als sie auf eine über die Schulter zurückgerufene Frage keine Antwort erhielt, sah sie sich nach ihrer Begleiterin um und nahm zu ihrer Ueberraschung wahr, daß Helene nur wenige Schritte weiter gekommen war.

„Mein Gott, was ist denn geschehen?“ rief sie mit merklicher Ungeduld. „Ist Dir eine Boa constrictor über den Weg gelaufen?“

„Ich kann nicht mehr, Hertha!“ kam es von den entfärbten und bebenden Lippen des jungen Mädchens zurück. „Es ist mir unmöglich, weiter zu gehen.“

„Du hast Dich also doch verletzt? Ja, Du Närrchen, warum sagtest Du mir denn das nicht sogleich? Wahrhaftig, Du bist blaß wie eine weiße Lilie. Am Ende fällst Du mir noch hier unter freiem Himmel in Ohnmacht.“

Hertha war zurückgeeilt und hatte ihren Arm stützend um die zitternde Gestalt Helenens geschlungen. Alle Ungeduld und alles Herrische war jetzt aus ihrem Wesen verschwunden, sie war voll aufrichtiger, liebevoller Theilnahme, und mit dem Ausdrucke freundlichen Mitleids erschien ihr Gesicht noch ungleich schöner, als vorher.

„Ich glaubte, es würde rasch vorübergehen,“ flüsterte Helene, die sichtlich große Schmerzen litt, „aber es ist mit jedem Schritte schlimmer geworden. Ich muß mir den Fuß vertreten haben.“

„Und ich, die Dich veranlaßt hat, mir über Stock und Stein zu folgen, trage die Schuld daran! Da ist ein Grenzstein. Setze Dich nur vor Allem nieder, mein armes Herz.“

Mehr tragend als führend geleitete sie Helene zu dem einfachen Sitze. Dann aber waren sie für eine kleine Weile Beide vollkommen rathlos.

„Was nun?“ fragte Hertha. „Daran, daß Du hinkend den weiten Weg nach Hause machen könntest, ist selbst-

verständlich nicht zu denken, und meine Kräfte reichen leider nicht aus, Dich zu tragen. Hier aber kann ich Dich in Deiner Hilflosigkeit ebensowenig eine Stunde lang allein lassen. Das ersehnte Abenteuer hätten wir ja nun wirklich; nur schade, daß Du es bist, welche die Kosten bestreiten soll."

Rings um sie her herrschte die tiefste Stille; weit und breit war nichts von einem menschlichen Wesen zu erspähen, und die Befürchtung lag nur zu nahe, daß eine sehr lange Zeit vergehen würde, ehe sie einen zufällig Vorübergehenden auf ihre Verlegenheit aufmerksam machen könnten. Da erinnerte sich Hertha des Hauses, dessen Dach sie über den Baumwipfeln gesehen hatte, und kurz entschlossen wandte sie sich nach jener Richtung.

Es wurde ihr erspart, lange nach einem lebendigen Wesen umherspähen zu müssen. Sie hatte kaum die breite Fahrstraße erreicht, welche an den Kastanienbäumen vorüberführte, als sie die hochgewachsene Gestalt eines noch jungen Mannes unter denselben hervortreten sah. Trotz der Einfachheit seines aus grauem Lodenstoff gefertigten Anzuges war seine Erscheinung nicht ohne eine gewisse Feinheit, und als er jetzt näher kam, gewahrte Hertha, daß der breitrandige Strohhut ein hübsches männliches Gesicht von offenem, angenehmem Ausdruck beschattete.

Wie sicher und selbstbewußt die durch ihre Umgebung von jeher arg verwöhnte junge Dame sonst auch sein mochte, nun klopfte ihr doch vor Befangenheit ein wenig das Herz, da sie den wildfremden Mann um seinen Beistand angehen sollte. Aber er sah ja nicht aus wie ein

gewöhnlicher Bauer, und da sie überdies die eigentliche Urheberin des ganzen Mißgeschicks war, mußte sie wohl auch alle unangenehmen Folgen desselben muthig auf sich nehmen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte sie mit tapferem Entschluß; „aber da ich annehme, daß Sie zu den Bewohnern jenes Hauses gehören, muß ich mich wohl in meiner peinlichen Verlegenheit an Ihre Großmuth wenden."

Er stand jetzt unmittelbar vor ihr, und indem er höflich seinen Hut abnahm, sagte er, sich vorstellend, mit einer tiefen, klangvollen Stimme: „Gerhard Freising, der Besitzer des Moorhofes, welchen Sie dort sehen, mein Fräulein. Ich bin selbstverständlich mit Allem, was ich vermag, zu Ihren Diensten."

„Meine Base hat das Unglück gehabt, sich bei unserem Spaziergange über die Wiesen den Fuß zu verletzen. Sie sitzt da drüben auf dem Wegsteine und kann vor Schmerzen nicht weiter. Vielleicht haben Sie einen Wagen, der uns nach Schloß Schönheide, der Besitzung meines Vaters, zurückbringen kann."

„Es ist schlimm, daß ich diese Frage nicht zu bejahen vermag, mein Fräulein. Meine beiden Pferde sind weit drüben auf den Feldern, und die einzigen Gefährte, über welche ich verfüge, sind Arbeitswagen, die zur Beförderung eleganter junger Damen sehr wenig geeignet sind."

Obwohl er nicht viele Worte machte, um sie seiner Verzweiflung über diese fatale Thatsache zu versichern, stand ihm das Bedauern doch so unverkennbar auf dem ehrlichen, sonnenverbrannten Gesicht geschrieben, daß Hertha diese Versicherungen gar nicht vermißte.

„So können Sie doch vielleicht einen Boten auftreiben, der nach Schönheide läuft, um dort einen Wagen zu holen," meinte sie. „Ich hätte mich wohl selber auf den Weg gemacht, wenn ich es über mich gewinnen könnte, meine arme hilflose Base so lange sich selbst zu überlassen."

„Dazu wird sich Rath finden lassen," versetzte er nach kurzem Bedenken. „Aber bis der Wagen hier sein kann, muß eine geraume Zeit vergehen, denn die Fahrstraße beschreibt auf dem sumpfigen Boden einige gewaltige Bogen. So lange kann die verletzte junge Dame unmöglich auf ihrem unbequemen Sitze in dem nassen Grase bleiben, und Sie müssen mir wohl gestatten, Ihnen für eine kleine Weile die Gastfreundschaft eines bescheidenen Junggesellenheims anzubieten."

Hertha schwankte unentschlossen, und sie würde die Einladung wahrscheinlich abgelehnt haben, wenn es sich um sie selbst gehandelt hätte. Aber sie sah wohl ein, daß Helenens Lage in der That eine sehr unbehagliche sei, und in der ruhigen, schlichten Art des Mannes war überdies so viel Vertrauenerweckendes, daß ihr das Wagniß nicht allzugroß erschien.

„Es bleibt uns wohl nichts Anderes übrig, als Ihr Anerbieten mit bestem Dank anzunehmen," sagte sie. „Erlauben Sie mir denn, Sie mit meiner Base bekannt zu machen."

Sie gingen zu dem Platze zurück, auf welchem Helene mit todtenblassem Gesichtchen und mit feucht schimmernden Augen saß, sichtlich nur noch mit Mühe ihre Standhaftigkeit bewahrend. Beim Anblick des stattlichen jungen

Mannes ging es erst wie ein Zucken der Ungewißheit, dann aber wie ein Aufleuchten über ihre Züge, und noch ehe Hertha die förmliche Vorstellung hatte bewirken können, hatten sich die Hände der Beiden ineinander gefunden.

„Helene!" — „Gerhard!" war es gleichzeitig und mit den echten Herzenslauten der freudigsten Ueberraschung von ihren Lippen gekommen. Das junge Mädchen vergaß für einen Augenblick jeden körperlichen Schmerz, denn ihr Lächeln war heiter wie hellster Sonnenschein; und Gerhard Freising, welcher noch soeben der schöneren Hertha gegenüber so viel ruhige Unbefangenheit gezeigt hatte, behielt wie aus Verlegenheit die dargebotene kleine Hand ungewöhnlich lange in der seinigen.

Hertha's Stimme war es, deren heller Klang Beide aus ihrer Selbstvergessenheit aufschreckte.

„So sind die Herrschaften alte Bekannte?" sagte sie. „Da müssen wir am Ende dem Zufall noch obendrein dankbar sein für seine kleine Neckerei."

Freising war ein wenig zusammengezuckt, wie Jemand, der unsanft aus einem angenehmen Traume geweckt wird. Indem er Helenens Hand freigab, wurde seine Haltung plötzlich wieder ernst und zurückhaltend, wie sie es vordem gewesen war.

„Fräulein Dörenberg und ich, wir sehen uns in der That nicht zum ersten Male," sagte er. „Aber es ist eine hübsche Reihe von Jahren seit unserer letzten Begegnung vergangen."

„Eine Jugendfreundschaft also? Nun, man hat mir gesagt, daß dies die dauerhaftesten seien, und Sie werden

gewiß viel schöne Erinnerungen miteinander auszutauschen haben, während wir drinnen die Ankunft unseres Wagens erwarten."

Freising hatte die Mahnung in den letzten Worten verstanden.

„Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich in meiner ersten Ueberraschung das Nothwendigste vergaß. Sie sind verletzt, Sie leiden vielleicht heftige Schmerzen?"

„Es ist nicht von Bedeutung," entgegnete Helene leise. „Das Aergerliche ist nur, daß ich nicht zu gehen vermag."

„Bis zum Moorhofe haben wir glücklicherweise nur eine kleine Strecke. Wenn Sie mir erlauben, Sie zu stützen, wird es gehen. Können Sie mit dem verletzten Fuße auftreten, Fräulein Helene?"

Sie hatte sich, auf seinen Arm gestützt, erhoben und machte mit zusammengepreßten Zähnen einen tapferen Versuch, einen Schritt zu thun. Aber der Zustand des beschädigten Fußes mußte sich wohl während der letzten Viertelstunde verschlimmert haben, denn sie wäre mit einem leisen Wehelaut zusammengesunken, wenn nicht Freising's kräftiger Arm ihre schmiegsame Gestalt fest umschlungen hätte.

„Es ist schlimmer, als ich fürchtete," sagte er voll herzlicher Theilnahme. „Sie dürfen sich keine weitere Anstrengung zumuthen; ich werde Sie hinübertragen."

Helene hätte nicht mehr Zeit gehabt, einen Einspruch gegen diese Absicht zu erheben, denn schon fühlte sie sich emporgehoben und an seine breite Brust geschmiegt. Mit soviel Geschick und Zartheit war er zu Werke gegangen,

daß dies Alles sie kaum etwas Ungewöhnliches dünkte, und in seinen starken Armen, die sie fürsorglich hielten, überkam sie vielmehr eine Empfindung des Behagens und der ruhigen Sicherheit, welche selbst den peinigenden körperlichen Schmerz plötzlich erträglicher machte.

Mit einem kleinen Kopfschütteln folgte Hertha dem voranschreitenden Freising, der von seiner zierlichen Last anscheinend so wenig behindert wurde, als fühle er kaum ihr Gewicht. Schnell hatten sie das Haus hinter den schattigen Kastanienbäumen erreicht, und die Tochter des reichen Herrn Armbrecht sah mit einiger Ueberraschung, daß das Gebäude eigentlich noch um Vieles bescheidener sei, als sie es nach der äußeren Erscheinung und dem Benehmen seines Besitzers erwartet hatte. Es hatte gar nicht den Charakter eines Herrenhauses, wie es nach ihrer Vorstellung doch selbst zu einem kleinen Gütchen gehörte, und im Vergleich mit Schloß Schönheide war es geradezu armselig zu nennen.

Aber an Ordnung und Sauberkeit wenigstens ließ sein Inneres nichts zu wünschen. Die blankgescheuerte Diele war nach der ländlichen Sitte der Gegend mit frischem, weißem Sande bestreut, und an der Wand des geräumigen Vorplatzes prangte eine Reihe von hölzernen Milchgefäßen, deren Messingreifen blinkten und blitzten, als seien sie eben erst aus den Händen ihrer Verfertiger hervorgegangen.

Eine Thür zur Linken war nur leicht angelehnt. Freising stieß sie mit dem Fuße auf und ließ seine liebliche Last in dem geräumigen, doch nicht eben hohen Zimmer behutsam auf ein altmodisches Sopha niedergleiten.

„Habe ich Ihnen auch nicht wehe gethan?" fragte er, während er noch über sie geneigt war, und seine Augen suchten dabei die ihrigen. „Leiden Sie denn noch immer große Schmerzen?"

Ihre Blicke begegneten sich, und es war mehr als nur die Dankbarkeit für den eben geleisteten Dienst, was unter Helenens Wimpern hervorleuchtete.

„Es ist schon viel besser," sagte sie. „Aber wie viel Mühe und Unbequemlichkeit haben Sie um meinetwillen!"

Gerhard lächelte. „Ich zahle damit nur einen sehr kleinen Theil meiner alten Schuld zurück. Doch nun gilt es, schnell einen Boten nach Schönheide abzuschicken und irgend etwas zu Ihrer Erleichterung zu thun. Ich hole Ihnen meine Wirthschafterin. Sie ist eine erfahrene Frau und wird dem kranken Fuß vielleicht die erste Hilfe angedeihen lassen können."

Er war schon an der Thür, als Hertha's Zuruf ihn zurückhielt.

„Sagen Sie doch Ihrem Boten, Herr Freising, daß er seine Meldung keinem Anderen mache, als meinem Vater in eigener Person, und lassen Sie ihn in meinem Namen ausdrücklich hinzufügen, wir wünschten von Niemandem abgeholt zu werden, am wenigsten von Herrn Kreuzkamp, der sich möglicherweise dazu erbieten könnte."

Ueber das gebräunte Gesicht des jungen Hausherrn flog ein finsterer Schatten.

„Kreuzkamp?" wiederholte er. „Meinen Sie den Besitzer von Gollnow?"

„Ich glaube mich zu erinnern, daß seine Besitzung

diesen Namen führt. Aber Sie fragen das in einem so sonderbaren Tone. Ist Herr Kreuzkamp nicht Ihr Freund?"

„Mein Freund? Nein, wahrhaftig, das ist er nicht!" klang es mit einer fast befremdlichen Härte von den Lippen des jungen Mannes. „Er ist vielmehr der einzige Mensch, den ich von Grund meines Herzens verachte. Doch verzeihen Sie; die Bestellung eilt und soll pünktlich ausgerichtet werden."

Als die Thür hinter ihm zugefallen war, wandte sich Hertha lebhaft an ihre Base.

„Dein Jugendfreund ist ja ein prächtiger Mensch, Helene! Warum in aller Welt hast Du mir niemals von ihm gesprochen?"

Ihrem scharfen Blicke entging das zarte Erröthen nicht, welches über die Wangen der Gefragten huschte.

„Es ist wohl beinahe zehn Jahre her, seitdem ich ihn zum letzten Male gesehen habe. Ich war damals noch ein ganz kleines Mädchen."

„Um so inniger muß eure Zuneigung gewesen sein, wenn ihr euch heute noch auf den ersten Blick wiedererkennen konntet. Du mußt mir noch ausführlicher von ihm erzählen, denn er interessirt mich in der That. Schon die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er seinem Abscheu gegen Kreuzkamp Ausdruck gab, ohne doch unsere Beziehungen zu dem Manne zu kennen, hat mir ausnehmend gefallen. Solche Aufrichtigkeit gehört heutzutage zu den seltenen Tugenden."

„O, er war stets von unbedingter Wahrhaftigkeit." versicherte Helene mit etwas verdächtiger Wärme. „Nie

würde ein unwahres Wort aus seinem Munde gekommen sein!"

Hertha mußte die kleine Neckerei, die ihr auf der Zunge lag, unterdrücken, denn eine einfach gekleidete ältliche Frau, mit einer weißen Haube auf dem ergrauenden Haar, trat über die Schwelle. Sie trug eine Wasserschüssel und ein Päckchen mit weißem Linnenzeug. Es war also kein Zweifel, daß sie die von Freising angekündigte Wirthschafterin sei. Ohne viel neugierige Fragen und zudringliche Geschwätzigkeit ging sie daran, nach Kräften Hilfe zu leisten. Der verletzte Fuß war freilich schon so stark angeschwollen, daß das durchnäßte Stiefelchen ebenso wie der Strumpf nur unter energischer Zuhilfenahme von Messer und Scheere entfernt werden konnten.

„Na, es ist wenigstens nichts gebrochen," meinte die alte Frau beruhigend, nachdem sie den leidenden Fuß überall besichtigt und befühlt hatte. „Ein kurzes Krankenlager wird es wohl geben, denn verstaucht oder verzerrt ist da jedenfalls etwas. Aber wie kann man auch mit solchen Stiefeln über unsere Wiesen gehen! Das Leder ist ja nicht viel besser als Papier."

Sie tauchte eines der Linnentücher in kaltes Wasser und legte einen Verband an, der allerdings kaum das Entzücken eines Chirurgen gewesen wäre.

„Mehr hätte ein Doktor für's Erste auch nicht thun können," meinte sie mit unverkennbarem Selbstgefühl. „Ich verstehe mich ein wenig auf diese Sachen, denn mein seliger Mann war Thierarzt, und man sieht am Ende nicht zwanzig Jahre lang ohne jeden Nutzen zu."

Helene hatte sich geduldig in Alles gefügt, was mit ihr geschah, und während die Wirthschafterin die von ihrem Manne erlernten thierärztlichen Kunstgriffe zu praktischer Anwendung brachte, wanderten die Blicke der Patientin in dem Zimmer umher, das ihr zu einem gastlichen Obdach geworden war.

Die Ausstattung war altväterisch und überaus einfach; es war nicht ein einziges Stück da, welches lediglich als Luxusgegenstand hätte bezeichnet werden können, denn die großen Büchergestelle an der einen Wand und die beiden trefflichen Kupferstiche, welche in schlichten schwarzen Rahmen rechts und links von der niedrigen Thür hingen, fügten sich wie nothwendige Bestandtheile in den Charakter der schmucklosen Einrichtung ein. Der Tisch zwischen den beiden Fenstern war mit Schreibmaterialien, Büchern und Schriftstücken vollständig bedeckt; aber obwohl er die Spuren häufigen Gebrauchs ganz unverkennbar aufwies, zeigte sich auf ihm doch dieselbe Ordnung und Sauberkeit, welche dem ganzen Hause sein eigenthümliches Gepräge gab. Es war ein Junggesellenheim, das zu keiner Zeit den unerwarteten Besuch einer Dame hätte fürchten müssen, und über dem Ganzen war ein Hauch gemüthlichen Behagens, wie er selbst den prächtigsten Räumen in Schloß Schönheide vollständig fehlte.

Auch Hertha mochte wohl einen ähnlichen Eindruck empfangen haben, denn sie gab kein Zeichen der Ungeduld, obwohl nach der Entfernung der Wirthschafterin Minute auf Minute verrann, ohne daß das Rollen des erwarteten Wagens vernehmlich geworden wäre. Mit einem Lächeln

von bezaubernder Liebenswürdigkeit begrüßte sie den Hausherrn, als er nach einer Weile wieder eintrat, auf einem Teller zwei Gläser Milch tragend.

„Sie haben, wie Sie sehen, das Unglück gehabt, in das Haus eines rechten Bauern zu gerathen, meine Damen," sagte er, „und nur die Gastlichkeit eines Bauern ist es, die ich Ihnen zu erweisen vermag. Wollen Sie die kleine Erfrischung trotz ihrer Dürftigkeit nicht verschmähen?"

Und ohne Ziererei griffen Beide zu dem ländlichen Trunk.

„Das mundet köstlich," sagte Hertha. „Wahrhaftig, ich fange schon an, diesem vielgepriesenen Landleben ebenfalls Geschmack abzugewinnen."

„Ihr Wagen muß meiner Berechnung nach binnen wenigen Minuten eintreffen," fuhr Freising fort. „Hat Ihnen meine gute Frau Jensen einige Erleichterung zu schaffen vermocht, Fräulein Helene?"

„Ich spüre kaum noch einen Schmerz," log die Gefragte. „Aber es bekümmert mich, daß ich Ihnen und der trefflichen Frau so viel Unruhe bereiten muß."

„Das ist fürwahr eine überflüssige Sorge, denn ich bin, wie Sie recht wohl wissen, noch gar tief in Ihrer Schuld. Ich habe die Zeit nicht vergessen, da Sie wie eine gütige kleine Fee, oder ich möchte lieber sagen wie ein lebendiger Sonnenstrahl in das Krankenstübchen meiner armen Mutter schlüpften, um der vom Schicksal hartgeprüften Frau ihre trüben Leidensstunden zu erhellen. Ich war ein täppischer Junge, der niemals recht auszudrücken wußte, was er empfand; aber Sie dürfen mir glauben, Fräulein Helene, daß ich Sie damals verehrte

wie ein überirdisches Wesen. Freilich konnten auch Sie den karg zugemessenen Lebenstagen der Kranken keinen hinzufügen, aber noch in der Todesstunde hatte meine Mutter Ihren Namen auf den Lippen."

Er brach ab und schaute vor sich nieder. Sein ehrliches Gesicht war sehr ernst geworden. Wenn er sich auch männlich beherrschte, war es ihm doch anzusehen, daß die Erinnerung ihn mächtig ergriff.

„Und dann mußten Sie weit fort in eine andere Stadt," sagte Helene nach kurzem Schweigen. „Wir waren Beide sehr traurig, als wir uns an jenem Tage trennten."

„So erinnern Sie sich dessen noch?" fragte er, und es war ein leises Beben in seiner tiefen Stimme. „Ja, ich fühlte mich damals so namenlos unglücklich über den zweifachen Verlust, daß ich ernstlich gegen die Versuchung kämpfen mußte, in irgend einem Wasserlauf all' meinem Herzeleid für immer ein Ende zu machen. — Nun," fuhr er in einem veränderten, freieren Tone fort, „das Leben nahm mich sogleich in eine tüchtige, wenn auch etwas harte Schule. Da lernt man solche Anwandlungen schwächlichen Kleinmuths bald überwinden."

„Und man lernt darin auch wohl seine Versprechungen vergessen," fiel Helene mit einem Lächeln ein. „Sie haben sich wenigstens der Ihrigen, mir hier und da ein Lebenszeichen zu geben, niemals erinnert."

„Doch, Fräulein Helene. Ich wollte nur warten, bis ich aus dem ersten Elend heraus sei und Ihnen etwas Erfreuliches mittheilen könne. Und dieser Zeitpunkt ließ leider ein paar Jahre auf sich warten. Als er dann

endlich gekommen war, schrieb ich Ihnen einen langen Brief und versah ihn mit der Adresse Ihres Herrn Vaters. Drei Tage später brachte ihn mir der Postbote als unbestellbar zurück, und auf dem Umschlag stand der Vermerk: ‚Adressat verzogen — unbekannt wohin.'"

Helene hatte die Lider gesenkt, so daß er ihr nicht mehr in die Augen sehen konnte, und eine Blutwelle fluthete bis an das dunkle Haar hinauf über ihr Gesicht. Mit leiser, unsicherer Stimme erwiederte sie: „Auch über mich war schweres Unglück gekommen. Meine Mutter starb nach kurzer Krankheit, und wenige Monate später folgte ihr mein Vater in die Ewigkeit nach. Der Tod hatte ihn ereilt, als er sich auf einer geschäftlichen Reise in Amerika befand. Ohne die Güte meines Onkels Armbrecht, dessen Haus mir seitdem eine zweite Heimath geworden ist, würde ich ganz verlassen gewesen sein."

Sie hatten über dem Austausch ihrer Erinnerungen die Anwesenheit Hertha's offenbar vollständig vergessen, und wandten sich Beide mit fast erschrockenen Mienen um, als Hertha's Stimme vom Fenster her erklang: „Da kommt der Wagen. Es thut mir leid, meine Herrschaften, daß Sie für diesmal Ihre Unterhaltung abbrechen müssen."

In der That fuhr eben der elegante Landauer von Schloß Schönheide unter den Kastanienbäumen vor, und der Bediente mit dem hochmüthig-dummen Gesicht und der prunkhaften Livree schwang sich vom Bock, um auf die Thür des Hauses zuzuschreiten.

„Sie dürfen sich des kranken Fußes jetzt noch weniger bedienen, als vorhin, Fräulein Helene, und die ungewöhn-

lichen Umstände müssen schon den kleinen Verstoß gegen das gesellschaftliche Herkommen entschuldigen."

Mit diesen Worten hatte Gerhard Freising seine zierliche Jugendfreundin noch einmal in seine Arme genommen, und der galonnirte Diener machte ein unbeschreiblich verblüfftes Gesicht, als ihm der sonnengebräunte Mann mit seiner lebendigen Last auf der Diele entgegentrat.

„Oeffnen Sie statt Ihres Mundes lieber den Wagenschlag, guter Freund!" rief ihm Gerhard zu. „Damit wird uns für den Augenblick besser gedient sein."

Die alte Wirthschafterin kam mit einigen Decken und Kissen aus dem Hause. Aber ihre Fürsorge erwies sich als unnöthig, denn es fand sich bereits ein Ueberfluß von solchen Dingen im Wagen vor. Mit Hertha's Hilfe war Helene bald in eine möglichst bequeme Lage gebracht, in welcher ihr selbst etwaige Stöße auf dem schlechten Wege keinen Schaden zufügen konnten.

„Nehmen Sie noch einmal unseren Dank für Ihren großmüthigen Beistand," sagte Hertha, indem sie Freising vom Wagen herab mit wirklich gewinnender Freundlichkeit ihre Hand entgegenstreckte. „Ich rechne fest darauf, Sie recht bald in Schönheide wiederzusehen."

Gerhard Freising's stumme Verbeugung konnte ebensowohl eine Zusage als eine höfliche Ablehnung bedeuten.

„Ich wünsche Ihnen von Herzen baldige Genesung, Fräulein Helene," wandte er sich, während der Diener bereits auf den Bock kletterte, an das junge Mädchen. „Es war mir eine wahrhaftige Herzensfreude, Sie wiederzusehen."

Seine Stimme hatte einen eigenthümlich bewegten

Klang. Helene hatte die Empfindung, daß er diese Trennung abermals als einen Abschied betrachte auf lange Zeit, und es durchzuckte sie wie ein heftiger körperlicher Schmerz bei diesem Gedanken. Sie wollte ihm etwas erwiedern, wollte ihn mit den innigsten Tönen, die ihr zu Gebote standen, bitten, Hertha's Einladung nicht unberücksichtigt zu lassen. Aber den Pferden schien es nicht wohl zu sein vor einem so bescheidenen Häuschen, wie es der Moorhof war. Sie scharrten und stampften ungeduldig den Boden, und als der Kutscher nur ein klein wenig an den Zügeln ruckte, setzten sie sich rasch in Bewegung. Das erste schüchtern bittende Wort Helenens ging in dem Knarren und Rollen der Räder ungehört verloren.

Das sonnengebräunte Antlitz mit der Hand beschattend, schaute Gerhard Freising dem Wagen nach, bis die erste Biegung der vielgewundenen Landstraße ihn seinen Blicken entzog. Die frischen Lippen unter dem blonden Schnurrbart zuckten ein wenig; aber man sah es ihm wohl an, daß er nicht der Mann war, sich lange von weichmüthigen Regungen gefangennehmen zu lassen.

Erhobenen Hauptes wandte er sich wieder seinem einfachen Häuschen zu.

„Es heißt ja, der Spekulant Armbrecht sei ein mehrfacher Millionär," sagte er halblaut vor sich hin. „Nimm Dich zusammen, alter Junge. Solche Trauben hängen für Dich zu hoch."

Und frisch und rüstig, wenn auch vielleicht etwas ernster als sonst, ging er an seine Arbeit, die sich in nichts von der Arbeit eines gewöhnlichen Bauern unterschied.

Zweites Kapitel.

Hertha Armbrecht hatte den Geschäftsfreund ihres Vaters doch nicht ganz richtig beurtheilt, wenn sie der Meinung gewesen war, daß er den ganzen Park durchstreifen würde, um die beiden Damen aufzusuchen. Allerdings hatte er die Verabredung durchaus ernsthaft genommen und sich vor dem Schlosse kaum die Zeit gegönnt, dem rasch herbeigeeilten Friedrich einige kurze Verhaltungsregeln in Bezug auf den ziemlich warm gewordenen Braunen zu geben. So schnell es ihm nur möglich, war er zu dem bestimmten Platze an der alten Linde geeilt; aber als er die Gesuchten dort nirgends erblickte, hatte er sich keinen Augenblick einer Täuschung darüber hingegeben, daß man ihn zum Besten gehalten habe.

Seinen goldenen Chronometer — ein kleines Meisterwerk der Uhrmacherkunst — aus der Tasche ziehend, warf er einen flüchtigen Blick auf das Zifferblatt.

„Zehn Minuten!" murmelte er. „Und sie hätten höchstens fünf gebraucht, um hier zu sein. Das ist natürlich das Werk der kleinen Armbrecht. Nun, meinetwegen! Es wäre das erste Mal, daß ich mich dazu herbeilassen müßte, einem Frauenzimmer nachzulaufen."

Er begleitete den selbstbewußten Schlußsatz des kurzen Selbstgespräches mit einem heiseren Lachen, und ging dann gemächlichen Schrittes denselben Weg zurück, welchen er in so großer Eile gekommen war.

Als er den Platz vor dem Schlosse wieder erreichte, trat eben der Herr desselben mit Hut und Stock auf die Terrasse hinaus.

„Holla, lieber Freund! Tausendmal willkommen auf dem eigenen Boden!" klang ihm Kreuzkamp's Stimme entgegen. „Wie es scheint, wäre ich um ein Haar ja auch hier wieder zu spät gekommen."

Ohne Umstände schob er seinen Arm unter denjenigen des Rittergutsbesitzers, und es focht ihn augenscheinlich sehr wenig an, daß Armbrecht sich diese Vertraulichkeit nur mit unverkennbarem Widerstreben gefallen ließ. Es klang wie eine recht verdrießliche Entgegnung auf den freundlichen Willkommengruß, als der Andere, hastig weiter schreitend, sagte: „Gibt es denn etwas Neues, Kreuzkamp, daß Sie es so eilig haben, mich zu besuchen?"

„Etwas Neues? Nun, wie man's nehmen will! Sie wissen ja, bester Freund, für Einen, der die Augen offen hält, liegen die interessanten Neuigkeiten sozusagen auf der Straße. Aber es bedurfte doch wohl keines besonderen Anlasses für mich, um Ihnen meinen Antrittsbesuch als Gutsnachbar zu machen."

„Hm! Ich danke Ihnen. Aber ich habe heute den Kopf so voll von diesen Umzugsärgernissen — es ist mir ein wahres Bedürfniß, jetzt ein wenig frische Luft zu schöpfen."

„Natürlich! Wozu wäre man denn auch auf dem Lande? Und da sich's zu Zweien angenehmer promenirt, werden Sie mir erlauben, mich Ihnen anzuschließen. Ich verzichte freiwillig auf den Begrüßungstrunk, denn unter guten Bekannten nimmt man's mit den Förmlichkeiten nicht gar so genau."

Armbrecht räusperte sich wieder. Ein Schatten des

Mißmuths lag auf seinem wohlgenährten Gesicht. Sein Begleiter mußte in der That ein schlechter Menschenkenner oder von sehr wenig empfindlicher Natur sein, wenn er gar nicht bemerkte, daß er in diesem Augenblick keineswegs willkommen war.

Schweigend waren sie einige Minuten lang auf einem der Parkwege dahin gegangen. Dann ertönte von Neuem Kreuzkamp's unangenehmes Organ: „Nach dem Befinden der jungen Damen brauche ich mich nicht zu erkundigen, denn ich hatte soeben das Glück, sie in bestem Wohlsein anzutreffen. Wir hatten sogar einen gemeinsamen Spaziergang durch Ihren unvergleichlichen Park verabredet; aber da ich erst mein Pferd unterbringen mußte, haben wir uns leider verfehlt."

Mit einer Miene des Erstaunens blieb Armbrecht stehen.

„So? Sie wollten meine Tochter begleiten? Wollen Sie mir versprechen, ein ehrliches Wort nicht übel zu nehmen, bester Herr Kreuzkamp?"

„Bedarf es dazu einer Versicherung? Unter Freunden —"

„Nun ja," fiel der Andere etwas unbehaglich ein, „unsere gemeinsamen geschäftlichen Unternehmungen haben uns allerdings in gewissem Sinne zu Freunden gemacht, und ich hoffe, daß wir noch manchmal miteinander arbeiten werden —"

„Es würde wenigstens nicht zu Ihrem Schaden sein, mein lieber Armbrecht. Ohne mich wäre Ihnen zum Beispiel der Grund, auf dem wir stehen, wohl schwerlich für ein Butterbrod zugefallen."

„Freilich! Freilich! Ich erkenne das an, wenngleich Sie klug genug waren, bei dem Geschäft Ihr Schäfchen ebenfalls recht tüchtig zu scheeren. Aber es ist doch immerhin ein gewisser Unterschied zu machen zwischen kaufmännischen und gesellschaftlichen Beziehungen. Sie werden das nicht mißverstehen, wie ich hoffe."

„Nein, denn ich habe noch gar nicht das Vergnügen, es überhaupt zu verstehen."

„Hm! Ich meine, daß mir meine Stellung als Besitzer des größten und vornehmsten Gutes der ganzen Gegend doch wohl einige Verpflichtungen auferlegt, und daß ich hinsichtlich meines Umganges nicht überall lediglich meinen Neigungen folgen darf. Ich würde selbstverständlich nicht so viel Mühe und Kosten auf die Ausstattung von Schloß Schönheide verwendet haben, wenn ich nicht darauf rechnete, es zum Mittelpunkt einer möglichst glänzenden Geselligkeit zu machen. Hier auf dem Lande fallen ja alle die Bedenken fort, welche drinnen in der Stadt gerade diejenigen Kreise, um die es mir am meisten zu thun ist, von meinem Hause fernhalten. Hier bin ich nichts weiter als ein reicher Großgrundbesitzer, und meine adeligen Nachbarn werden voraussichtlich meiner Einladung ebenso bereitwillig Folge leisten, als die aristokratischen Dragoneroffiziere aus der Kreisstadt. Aber —"

Er schien nun doch um die Fortsetzung in Verlegenheit; aber die schlauen, verkniffenen Aeuglein Kreuzkamp's hatten im Gegensatz zu seinen Worten längst verrathen, daß er den Zweck der eigenthümlichen Gesprächswendung von vornherein vollkommen begriffen habe, und er sah sich

nun endlich veranlaßt, dem Anderen ein wenig zu Hilfe zu kommen.

„Aber Sie fürchten, daß es diese Herren abschrecken könnte, wenn sie zufällig einmal mit mir zusammenträfen," ergänzte er in einem Tone, der offenbar recht gutmüthig klingen sollte. „Ich kann Ihnen das nachfühlen und bin als vorurtheilsloser Mann sehr weit davon entfernt, es Ihnen übel zu nehmen. Aber Sie befinden sich in einem Irrthum, mein Lieber, in einem sehr großen Irrthum, der nur aus Ihrer Unkenntniß der hiesigen Verhältnisse zu erklären ist. Unter den vornehmen und aristokratischen Herren, vor denen Sie mich zu verleugnen gedenken, ist kaum ein Einziger, der nicht schon gelegentlich meine Hilfe in seinen vorübergehenden oder dauernden Geldverlegenheiten in Anspruch genommen hätte. Seien Sie versichert, daß alle diese Kavaliere mich mit ausgesuchtester Höflichkeit behandeln werden, wo auch immer sie mit mir zusammentreffen, und daß es der Anziehungskraft Ihres Hauses nicht den geringsten Abbruch thun wird, wenn ich zu seinen regelmäßigen Besuchern gehöre."

Die verdrießlichen Falten in Armbrecht's Gesicht wurden noch schärfer. Seine Bedenken waren durch das Selbstvertrauen Kreuzkamp's offenbar keineswegs beseitigt.

„Das mag ja Alles seine Richtigkeit haben," meinte er, „und doch möchte ich Sie bitten, wenigstens für die erste Zeit eine gewisse Zurückhaltung zu beobachten."

Der gutmüthige Geschäftsfreund gab noch immer kein Zeichen des Gekränktseins.

„Nun, wie Sie wollen! Man muß sich Niemandem

aufdrängen. Aber Sie werden es vielleicht bald bereuen, mir nur die Thür Ihres Comptoirs und nicht auch diejenige Ihres Salons offen gehalten zu haben. Ich wollte Ihnen eben ankündigen, daß ich einen Herrn bei Ihnen einzuführen gedachte, welcher allein ein Offiziercorps aufgewogen hätte mitsammt den Großgrundbesitzern der ganzen Provinz."

Wie leichthin das auch gesprochen war, so sicher war Kreuzkamp doch der Wirkung seiner Worte gewesen. Mit unverhohlener Ueberraschung wandte sich ihm Armbrecht zu, und in wesentlich freundlicherem Tone als vorhin fragte er: „Handelt es sich da vielleicht um eine der interessanten Neuigkeiten, von denen Sie vorhin sagten, daß sie auf der Straße liegen?"

„Vielleicht! Aber sie ist jetzt für Sie ohne Bedeutung, denn ich kann Ihnen versichern, daß der erwähnte Herr nur an meiner Seite die Schwelle Ihres Hauses überschritten haben würde."

„Das klingt ja äußerst geheimnißvoll. Einen verkappten Prinzen werden Sie doch am Ende nicht zu Ihren näheren Bekannten zählen. Den Namen wenigstens wird man ja wohl erfahren können."

Kreuzkamp kniff seine Aeuglein zusammen, so daß sie vollständig zwischen den wulstigen Lidern verschwanden.

„Haben Sie Ihre Rücksichten, verehrter Freund, so habe ich auch die meinigen. Es gibt zum Glück noch mehr Leute in der Welt, die geneigt sind, ohne viele Umstände eine Million oder dergleichen zu verdienen."

Während der Besitzer von Schönheide die Hand des

unwillkommenen Begleiters bisher nur mit offenem Unbehagen auf seinem Arm geduldet hatte, erfaßte er sie plötzlich mit heftigem Druck.

„Was sagen Sie? Eine Million? Ah, Sie wollen sich nur ein wenig rächen! Die Millionen fallen heutzutage nicht mehr vom Himmel."

„Aber sie liegen zuweilen noch auf dem Meeresgrunde oder auf irgend einem kleinen Inselchen in der Südsee. Es kommt nur darauf an, sich des Talismans zu versichern, der den Schatz erschließt."

„Wenn Sie anfangen, in poetischen Gleichnissen zu reden, Kreuzkamp, muß der Gewinn allerdings schon ziemlich nahe sein. Nun, Sie sind ein vernünftiger Mensch und Sie haben vorhin selber gesagt, daß Sie keine Vorurtheile haben. Nehmen wir also an, daß ich nur Ihre Empfindlichkeit hätte auf die Probe stellen wollen, oder daß ich durch die Unbequemlichkeiten und den Aerger dieses Tages etwas verstimmt worden wäre. Machen Sie mir das Vergnügen, bei dem kleinen Einweihungsfest, welches ich demnächst geben werde, mein Gast zu sein und nennen Sie mir den Namen Ihres Meerkönigs oder Südseeprinzen, damit ich auch ihm meine Einladung senden kann."

„Es bedarf dessen gar nicht, denn er wird mich auch ohne besondere Einladung begleiten, sobald ich es wünsche."

„Alle Wetter, sind Sie seiner schon so gewiß?"

„So gewiß wie meiner selbst. Ich halte ihn am Fädchen, und nur Derjenige, dem ich selbst es zugedacht habe, wird an dem Millionengeschäft betheiligt sein."

„Aber Sie haben dabei doch wohl zunächst an mich gedacht? Einem alten Freunde geht man mit dergleichen nicht vorüber!"

„Beweisen Sie mir, daß Sie mein Freund sind, Armbrecht, und zwar nicht nur mein kaufmännischer, sondern mein wirklicher Freund."

Der Andere warf einen ungewissen, forschenden Blick auf das Gesicht des Sprechenden.

„Denken Sie noch immer an meine dumme Aeußerung von vorhin?"

„Nein, nicht daran. Solche Kleinigkeiten haben für mich kein Gewicht. Aber wenn Sie mich schon nicht Ihres gesellschaftlichen Verkehrs würdig erachteten, muß ich freilich fürchten, mit meinem größeren Anliegen schmählich abgewiesen zu werden."

„So lassen Sie doch wenigstens hören, um was es sich handelt. Sie sollten wissen, daß ich als Geschäftsmann die Andeutungen und die halben Worte nicht sonderlich liebe."

„Na — kurz heraus denn! Ich habe die Absicht, mich wieder zu verheirathen."

Armbrecht blieb abermals stehen, und das grenzenlose Erstaunen, das sich in seinen Mienen widerspiegelte, war nicht gerade schmeichelhaft für seinen Begleiter.

„Sie?" fragte er. „Sie? Ach, das ist nicht Ihr Ernst!"

Kreuzkamp zog an seiner Weste wie Jemand, der seiner äußeren Erscheinung die letzte, höchste Vollendung geben will.

„Jawohl — ich selbst!“ entgegnete er mit vollkommener Gelassenheit. „Ich denke, zehn Jahre der Trauer wären übergenug auch für den tugendhaftesten Wittwer. Ich fange an, mich einsam zu fühlen, und es gibt so viele hübsche Mädchen in der Welt, daß ich gar nicht einsehe, warum nur gerade für mich keines zu haben sein soll.“

Dem Rittergutsbesitzer schien plötzlich eine seltsame Befürchtung zu kommen. Sein Gesicht legte sich wieder in strenge, fast drohende Falten, und er fragte in einem Tone, der nichts weniger als ermuthigend war: „Und wie kommen Sie dazu, gerade mich zum Vertrauten Ihres überraschenden Vorhabens zu machen? Sprachen Sie nicht gar von einem Anliegen, das Sie in dieser Sache an mich hätten?“

„Freilich! Aber Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich mich jetzt als Bewerber um Fräulein Hertha's schöne Hand zu erkennen geben werde. Die Sterne, die begehrt man nicht, sagt irgend ein Dichter, den ich nicht näher kenne, und ich müßte etwas schwer von Begriffen sein, wenn ich nicht erriethe, warum Ihnen so viel daran gelegen ist, die adeligen Großgrundbesitzer und die Herren Dragoneroffiziere in Ihr Haus zu ziehen. Nein, mein Verehrtester, so hoch versteigen sich meine Wünsche nicht. Ich werde mich in geziemender Bescheidenheit mit Ihrer gütigen Verwendung bei Fräulein Helene Dörenberg begnügen.“

„Die wollen Sie?“ sagte Armbrecht mit einem erleichterten Aufathmen. „Nun, wahrhaftig, das wäre das Letzte gewesen, auf das ich gerathen hätte. Wissen Sie denn nicht, daß das Mädchen auch nicht einen rothen

Heller im Vermögen hat, daß sie die Tochter eines Bankerottirers, eines Fälschers ist?"

Kreuzkamp lächelte, und dies Lächeln brachte zuwege, was man kaum noch hätte für möglich halten sollen: es machte sein widerwärtiges und häßliches Gesicht noch widerwärtiger und häßlicher.

„Warum soll ich nicht auch einmal eine Dummheit machen können? Und dann weiß am Ende auch kein Mensch, was noch geschehen mag. Vielleicht macht Fräulein Helene früher oder später eine Erbschaft, wenn sie es gerade am allerwenigsten erwartet. Ihr Vater ist ja noch am Leben — oder haben Sie etwa inzwischen die Nachricht von seinem Tode erhalten?"

„Nein! Doch wie ich meinen Schwager kenne, bin ich sicher, daß er drüben längst elend zu Grunde gegangen ist."

„Möglich. Aber möglich auch, daß er eines Tages mit einigen Hunderttausenden wiederkommt."

„Er? Ich meine, er wird sich hüten. Wer einmal mit genauer Noth am Zuchthaus vorüber geschlüpft ist, der fordert nicht zum zweiten Male die Gefahr heraus."

Das fatale Lächeln lag noch immer auf Kreuzkamp's gedunsenem Gesicht.

„War es denn wirklich so schlimm mit seinem Verbrechen?" fragte er mit einer Harmlosigkeit, die unmöglich nur eine Maske sein konnte. „Vielleicht hätte sich doch wohl Manches zu seinen Gunsten aufgeklärt, wenn er dagewesen wäre, um sich zu vertheidigen. Der Abwesende hat bekanntlich immer Unrecht."

Die ohnehin schon so harten Züge des Herrn Armbrecht nahmen für einen Moment einen geradezu grausamen Ausdruck an.

„Es ist, wie ich Ihnen sage," erwiederte er mit unhöflicher Schroffheit, „Dörenberg war ein notorischer Verbrecher. Aber er ist nun einmal der Bruder meiner Frau, und es macht mir, wie Sie sich denken können, wenig Vergnügen, von diesen Dingen zu sprechen. Dörenberg's Leichtsinn und seine geschäftliche Unfähigkeit haben mich wahrhaftig Opfer genug gekostet."

Kreuzkamp's beharrliches Lächeln wurde noch breiter, und die kleinen pfiffigen Augen drohten abermals zu verschwinden.

„Ja, Sie haben ein gutes Herz für Ihre Verwandtschaft, lieber Freund, und darum wage ich auch zu hoffen, daß Sie meinen Fürsprecher bei Fräulein Helene machen werden. Ich bin, wie Sie wissen, nicht ganz ohne Vermögen, und meiner Gattin würde nichts mangeln von alledem, was das Leben schmückt und verschönt."

„Ich für meine Person hätte nichts dagegen einzuwenden, vorausgesetzt, daß Sie nicht auf eine Mitgift rechnen. Ob aber das Mädchen selbst in Ihrem Anerbieten etwas besonders Verlockendes erblicken wird, scheint mir, ehrlich gesprochen, doch einigermaßen zweifelhaft."

„Es käme wohl im Wesentlichen auf die mehr oder weniger nachdrückliche Art der Fürsprache an, lieber Freund. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie mir das Jawort der jungen Dame erwirken können, wenn Sie nur

wollen, und deshalb ersuchte ich Sie vorhin, mir damit einen wirklichen Beweis Ihrer Freundschaft zu geben."

„Ah, Sie stellen also Ihre Bedingungen, wenn ich Sie recht verstehe?"

„Eine Hand wäscht die andere. Wohin sollten wir armen, hilflosen Menschen wohl kommen, wenn wir einander nicht gegenseitig stützen und fördern wollten?"

„Und was haben Sie zu bieten?"

„Meinen Südseeprinzen, wie Sie ihn vorhin so witzig nannten. Statt des großen Hamburger Rheders, der sich gegenwärtig mit allem Eifer darum bewirbt, werde ich Sie an dem Geschäft betheiligen, sobald meine Verlobung mit Ihrer Nichte erfolgt ist."

„Und um was handelt sich's bei dem Geschäft?"

„Um ein wüstes Inselchen im Stillen Ocean, bedeckt mit ungezählten Schiffsladungen des vorzüglichsten Guano's. Als Großgrundbesitzer müssen Sie ja den Werth dieses ausgezeichneten Stoffes kennen."

„Die Insel gehört also Ihrem geheimnißvollen Bekannten."

„Nicht die Insel selbst, aber das Recht ihrer Ausbeutung. Und diese Berechtigung wird für eine lächerlich geringe Summe käuflich zu erwerben sein."

„Hm! Und warum machen Sie ein so gutes Geschäft nicht allein?"

„Weil das immerhin erforderliche Betriebskapital meine Kräfte doch übersteigen würde. Ich sagte Ihnen ja, daß es sich um Millionen handelt."

„Das klingt Alles recht hübsch; aber die Südsee ist

weit, und mit eigenen Augen haben Sie die Guanoinsel schwerlich gesehen. Ich bin von vornherein ein wenig mißtrauisch gegen Unternehmungen, die sich in eine so nebelhafte Ferne richten."

„Sie halten mich also für einen Windbeutel, der leichtgläubig genug ist, dem ersten besten Schwindler in die Hände zu fallen? Aber Sie dürfen unbesorgt sein. Auch ich liebe den blauen Dunst nicht, wenn es sich um etwas Geschäftliches handelt; und wenn ich auch nur einen einzigen Thaler für die Guanoinsel ausgebe, so können Sie sich von ihrem Vorhandensein genau so überzeugt halten, als hätten Sie sie mit eigenen Augen gesehen."

„Wollen Sie mich denn nicht etwas näher mit der Sache bekannt machen?"

„Warum nicht? Es ist mit zwanzig Worten abgethan. Der Graf Ramin, welchen ich demnächst bei Ihnen einzuführen die Ehre haben werde, stammt aus einer alten, aber ziemlich verarmten Adelsfamilie. Um sein Glück zu machen, ging er als ganz junger Mensch nach Südamerika und wurde nach Lima verschlagen, als eben der Präsident Balta bei dem Aufstande des Obersten Gutierrez ermordet worden war. Der junge Mann zählte an den Knöpfen seiner Weste ab, ob er sich auf die Seite des Diktators oder auf diejenige der bisherigen Regierung schlagen solle. Der Zufall entschied für das Letztere, und zwei Tage später war der Graf Ramin der Anführer des Haufens, welcher den Diktator Gutierrez kurzer Hand aufhängte. Der neugewählte Präsident versäumte natürlich nicht, sich für dies Kunststückchen dankbar zu erweisen, und so gelangte Ramin

in den Besitz eines Silberminen-Antheils in Cerro di Pasco, den er einige Jahre später gegen das Recht auf die Ausbeutung jenes Inselchens eintauschte. Der langwierige und für Peru so unglückliche Krieg mit Chile hinderte ihn jedoch, diese kostbare Berechtigung praktisch auszunutzen, und er verlor überdies durch verschiedene unglückliche Zufälle einen so großen Theil seines rasch erworbenen Vermögens, daß er es vorzog, sich mit dem Rest so schnell als möglich nach Europa zurück zu retten. Peru ist ihm gründlich verleidet, und da es ihm überdies an genügendem Betriebskapital gebricht, ist er bereit, jenen Besitztitel für eine verhältnißmäßig geringe Summe abzutreten. Da haben Sie in kürzester Form die ganze Geschichte!"

„Ihr Südseeprinz ist darnach also, was man gemeinhin einen Abenteurer nennt."

Kreuzkamp lächelte in seiner eigenthümlichen Art.

„Er ist es nicht mehr als Sie und ich, mein Verehrtester, und jedenfalls hat er das aristokratische Air vor uns voraus. Sie können sich keinen vollendeteren Gentleman vorstellen als ihn."

„Ihre Geschichte hat mich natürlich äußerst begierig gemacht auf seine nähere Bekanntschaft. Er hat also seine romanhafte Geschichte in allen Punkten zu beglaubigen vermocht?"

„Er hat mir Dokumente vorgelegt, die mich mit vollem Vertrauen in seine Wahrhaftigkeit erfüllen. Zum Ueberfluß habe ich aber für den Abschluß des Geschäfts mit der Guanoinsel zur Bedingung gemacht, daß er mir eine

vom deutschen Generalkonsul in Lima beglaubigte Besitzurkunde, ausgestellt von der gegenwärtigen peruanischen Regierung, beibringe. Bis diese eintreffen kann, werden bei der weiten Entfernung noch einige Wochen vergehen, und innerhalb dieser Zeit müßte es sich entschieden haben, ob Sie bei der Sache mein Theilhaber sein werden oder nicht."

„Ich verstehe und ich denke, es wird da kein wesentliches Hinderniß vorliegen. Aber wie sind Sie denn eigentlich zu der Bekanntschaft dieses famosen Grafen gekommen?"

„Er nahm meine Vermittelung in Anspruch, weil er die Absicht hat, sich hier in der Nähe anzukaufen. Das südamerikanische Fieberklima hat ihn ein wenig mitgenommen; er sehnt sich nach ländlicher Stille, und unsere Provinz sagt ihm besonders zu. Da sich indessen für den Augenblick nichts Geeignetes finden ließ, hat er vorderhand ein Landhaus außerhalb der Kreisstadt gemiethet."

„Und Sie unterhalten einen lebhaften Verkehr mit ihm?"

„Ich hatte Gelegenheit, ihm einige Gefälligkeiten zu erweisen dadurch, daß ich ihm mehrere auf Paris lautende Wechsel diskontirte, die er hier schlecht verwerthen konnte."

„Aha! Das klingt wieder ein wenig nach dem Abenteurer."

„Gefehlt, mein Bester! Es überzeugte mich vielmehr erst recht von seiner Solidität, denn die Wechsel wurden von dem Pariser Bankhause ohne Weiteres eingelöst."

Das glatte, wohlgenährte Antlitz Armbrecht's hatte

während des interessanten Gesprächs eine noch lebhaftere Färbung angenommen, und wenn sich auch der Ausdruck seiner harten Züge nur wenig veränderte, war es doch einem gelegentlichen Aufleuchten in seinen Augen anzumerken, daß er dem Gegenstand der Unterhaltung eine ganz besondere Theilnahme zuwandte. Sie hatten inzwischen wieder die Richtung nach dem Schlosse genommen, und jetzt war es Kreuzkamp, der seinen Arm mit sanfter Gewalt von demjenigen des Anderen frei machte.

„Ich muß nach Gollnow zurück," sagte er. „Sie wissen nun, lieber Freund, wie zwischen uns die Dinge liegen."

„Und Sie kennen meine Meinung. Bei erster Gelegenheit werde ich mit dem Mädchen reden. Aber trinken Sie nicht noch ein Glas Wein?"

„Ein anderes Mal, wenn ich auch den Damen meine Aufwartung machen darf. Mein armer Brauner steht ja noch immer aufgezäumt in Ihrem Stalle."

Wenige Minuten später hatte sich der Besucher wieder in den Sattel geschwungen, und von dort herab schüttelte er dem Schloßherrn noch einmal mit großer Herzlichkeit die Hand.

„Auf Wiedersehen, lieber Freund!"

„Glückliche Heimkehr! Und empfehlen Sie mich dem Herrn Grafen. Ich erwarte mit Ungeduld, ihn unter meinen Gästen zu sehen."

Noch ein letzter freundlicher Gruß — dann setzte sich der feiste Braune in seinen gewohnten kurzen Trab, und der klappernde Hufschlag verhallte unter den Bäumen.

Kreuzkamp lächelte still vor sich hin. Er hatte das Aussehen eines Mannes, der soeben die ersten glücklichen Vorbereitungen für ein ausgezeichnetes Geschäft getroffen hat. Wie aus Bedürfniß, seine gute Laune an irgend etwas auszulassen, klopfte er beinahe zärtlich den Hals seines Pferdes. Zum letzten Male nach dem blinkenden Thürmchen von Schloß Schönheide zurückschauend, murmelte er mit einem leisen Kichern in sich hinein: „Der hochmüthige Dummkopf! Warte nur, Freundchen, bis ich Helene Dörenberg's Gatte bin. Dann werden wir aus einer anderen Tonart über den ‚Fälscher und Bankerottirer‘ reden!"

Drittes Kapitel.

Der schnell herbeigerufene Kreisphysikus hatte Helenens Verletzung für ganz unbedenklich erklärt und ihr die Versicherung gegeben, daß der Fuß nach einer Schonung von wenigen Tagen wieder vollkommen gebrauchsfähig sein würde. Aber diese wenigen Tage, während deren sie zum Stillliegen verurtheilt war, schlichen der jungen Patientin mit unendlicher Langsamkeit dahin. Hertha hatte anfänglich wohl den Versuch gemacht, ihr Gesellschaft zu leisten, aber auf der ganzen Welt war sicherlich Niemand weniger zur Krankenpflegerin geeignet, als die lebhafte und so sehr verwöhnte Tochter des reichen Spekulanten. Schon am zweiten Tage wurde sie nur noch auf ein kurzes Viertelstündchen in Helenens Zimmer sichtbar, um dort das Vorführen des befohlenen Reitpferdes abzuwarten, und wenn

sie auch bei dieser Gelegenheit ihrer Base das Versprechen gab, den Abend mit ihr zu verplaudern, so mußte sie doch später ihr Ausbleiben entschuldigen lassen, weil ein unerwarteter Besuch aus der Stadt gekommen sei.

Auch Frau Armbrecht kam nur selten, um sich nach dem Befinden ihrer Nichte zu erkundigen. Sie war eine kleine, schmächtige Frau von so leidendem Aussehen, daß sie selber in hohem Grade der Pflege bedürftig schien. Das Scheue und Gedrückte, das auch in Helenens Benehmen mitunter zu Tage trat, machte den eigentlichen Grundzug ihres Wesens aus. Mit unhörbaren Schritten schlich die unscheinbare, dunkelgekleidete Frauengestalt durch die prächtigen Räume des Schlosses, dessen Herrin sie doch war; selten nur wurde ihre Stimme vernehmlich, und wenn sie sprach, kamen die Worte so zaghaft und leise von ihren Lippen, als empfinde sie selber jede ihrer Lebensäußerungen wie ein strafwürdiges Vergehen. Wenn sie sich für eine kurze Zeit neben dem Lager Helenens niederließ, kauerte sie wie ein schüchternes Kind nur auf der äußersten Ecke des Stuhles, und in kleinen Zwischenräumen fuhr ihre magere, zitternde Hand nach der Stirn, welche sie beständig zu schmerzen schien. Es konnte nichts Beruhigendes und Erheiterndes ausgehen von ihrer trübseligen, schattenhaften Erscheinung, und Helene fühlte sich jedesmal um Vieles ernster und trauriger gestimmt, wenn ihre schweigsame Tante bei ihr gewesen war.

Auch das Lesen gewährte ihr wenig Zerstreuung, denn die französischen und englischen Romane, welche nach Hertha's ausdrücklichem Willen die gesammte Bibliothek

von Schloß Schönheide ausmachten, waren sehr wenig nach ihrem Geschmack. So war sie denn meist darauf angewiesen, in ungestörter Einsamkeit ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, und nach den Ereignissen der letzten Tage konnten diese Gedanken kaum eine andere Richtung nehmen, als zu dem bäuerlichen Moorhofe und zu seinem Besitzer. Oft, wenn Helene die Augen schloß, war es ihr, als läge sie wieder auf dem altväterischen Sopha in dem niedrigen, sauberen Gemache, als klänge wieder Gerhard Freising's männlich frische Stimme an ihr Ohr, als fühle sie wieder den warmen Hauch seines Athems, wie er in zärtlicher Antheilnahme sein sonnengebräuntes Antlitz auf das ihrige herabneigte. So lebhaft konnte dann diese Vorstellung werden, daß ein glückliches, sonniges Lächeln ihre Lippen umspielte, und daß ein tiefer Seufzer schmerzlicher Enttäuschung sich ihrer Brust entrang, wenn sie durch irgend ein Geräusch in die Wirklichkeit zurückgerufen wurde und statt der anheimelnden Einfachheit des Moorhofes den steifen Prunk von Schloß Schönheide um sich sah.

Sie hatte zuversichtlich gehofft, daß Gerhard kommen würde, sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, denn es war doch am Ende nur eine einfache und beinahe selbstverständliche Pflicht der Höflichkeit, welche er damit erfüllte. Sie wartete von Stunde zu Stunde und von Tag zu Tag; aber sie wartete vergebens. Weder in eigener Person noch durch einen Boten gab Freising ein Zeichen seiner Theilnahme, und als auch der fünfte Tag nach jenem Unfall sich seinem Ende entgegenneigte, ohne daß

Helenens verschwiegenes Sehnen eine Erfüllung gefunden hätte, da mußte sie sich wohl in die schmerzliche Ueberzeugung finden, daß er nicht die Absicht habe, dem zufälligen Wiedersehen eine Wiederanknüpfung der alten Kinderfreundschaft folgen zu lassen.

Und gerade am Abend dieses Tages wurde sie lebhafter als zuvor an ihn erinnert.

In ihrer geräuschvollen Art, die zuweilen sogar einen starken Anflug von Rücksichtslosigkeit haben konnte, trat Hertha um die Zeit der Dämmerung in das kleine Gemach, das sie seit achtundvierzig Stunden nicht mehr betreten hatte. Sie kehrte eben von einem langen Spazierritte zurück und hatte sich noch nicht umgekleidet. Ihre Wangen waren von der energischen Bewegung in der freien Luft höher geröthet, und ihre schönen Augen sprühten in Lebensfülle und Lebenslust.

„Guten Abend, mein armes, gefangenes Vögelchen!" sagte sie heiter, mit der behandschuhten Rechten Helenens blasse Wangen streichelnd. „Es ist jammerschade, daß Du durch meine Schuld um einige der herrlichsten Sommertage kommen mußt. Ich selber habe mich in dieser kurzen Zeit beinahe vollständig mit unserer Uebersiedelung in diesen öden Landstrich ausgesöhnt. Wenn es hier keine Berge gibt, so gibt es dafür um so herrlichere Wege zum Reiten, und Papa's Dragoner, von denen ich inzwischen richtig ein Vierteldutzend kennen gelernt habe, sind in der That gar nicht so übel."

Sie machte sich's auf einem der niedrigen Sessel bequem. Ohne erst Helenens Antwort abzuwarten, plauderte sie weiter.

„Aber die interessanteste all' meiner bisherigen Bekanntschaften bleibt doch noch immer Dein civilisirter Bauer vom Moorhof. In meiner Backfischzeit würde ich mich unfehlbar sterblich in ihn verliebt haben. Jetzt freilich bin ich als die Tochter meines Vaters ein wenig vernünftiger geworden, und ich schwöre Dir feierlich, daß Du von meiner Nebenbuhlerschaft nichts zu fürchten hast."

Helene hatte tief erröthend ihr Gesicht abgewandt.

„Aber Hertha!" bat sie. „Deine Neckereien sind nicht freundschaftlich."

„Oho, sitzt der Pfeil schon so tief? Nun, vielleicht wird es sich gar nicht so übel ausnehmen, wenn Du in eigener Person die Kühe des Moorhofes melkst, vorausgesetzt, daß man von diesen nützlichen Thieren dort überhaupt in der Mehrzahl reden kann. Aber Du hast ja das Neueste noch gar nicht gehört. Ich habe Deinen Herrn Freising heute wiedergesehen, und wenn ich nicht bereits das Vergnügen gehabt hätte, seine Häuslichkeit kennen zu lernen, würde ich ihn trotz seiner Lodenjoppe für einen Grafen gehalten haben."

„Du hast ihn wiedergesehen, Hertha? Und Du hast mit ihm gesprochen?"

„Natürlich! Obwohl er gar nicht übel Lust zu haben schien, mir aus dem Wege zu gehen. Ich selber mußte ihn anrufen und alle Künste der Koketterie aufwenden, um ihn auch nur fünf Minuten lang festzuhalten. Es thut mir leid, daß ich Dir keinen Gruß von ihm ausrichten kann; aber er beging die unverzeihliche Unart, mir keinen aufzutragen, und ich glaube, wenn ich nicht

aus eigenem Antriebe Deiner erwähnt hätte, er wäre unhöflich genug gewesen, gar nicht von Dir zu sprechen."

Helene wurde der peinlichen Nothwendigkeit überhoben, auf diese unbarmherzigen Worte etwas zu erwiedern, denn ein kurzes, hartes Klopfen an die Thür des Zimmers unterbrach Hertha's Rede.

„Das ist mein Vater," sagte sie, „Du mußt sehr in seiner Gunst gestiegen sein, mein Schatz, wenn er gegen seine Gewohnheit so rücksichtsvoll ist, Dir in eigener Person einen Krankenbesuch zu machen."

Es war sehr wahrscheinlich, daß der Hausherr das schwache „Herein!" der erschrockenen Helene gar nicht vernommen hatte; aber er trat nichtsdestoweniger ohne langes Zögern über die Schwelle. Seine Brauen zuckten verdrießlich, als er Hertha gewahrte.

„Bist Du schon zurück?" fragte er. „Ich glaubte Helene allein zu finden."

„Aber Du hast hoffentlich keine Geheimnisse mit ihr!" klang die übermüthige Entgegnung. „Meine Gegenwart wird kein Hinderniß für eure Unterhaltung sein."

Armbrecht antwortete nicht, aber er zog sich ebenfalls einen Stuhl heran, und seine Lippen preßten sich aufeinander, da er den dankbaren Blick auffing, welchen Helene ihrer Base zugeworfen hatte. Ein kurzes Schweigen folgte, dann nahm Hertha, in voller Unbefangenheit an ihr voriges Geplauder anknüpfend, die Unterhaltung wieder auf.

„Hast Du Dich übrigens bei dem Besitzer des Moorhofes für die Gastfreundschaft bedankt, Papa, die er uns erwiesen?"

„Ja, ich habe ihm geschrieben, obwohl es mir keineswegs angenehm war, daß ihr gerade seine Dienste in Anspruch nehmen mußtet. Jeder beliebige Bauer würde dasselbe gethan haben, und einen solchen Menschen hätte man dann doch mit einigen Thalern abfinden können."

„Hast Du etwas Besonderes gegen Herrn Freising, Papa?"

„O, ich habe mancherlei gegen ihn. Vor Allem, daß er da protzig wie ein großer Herr auf seinem jämmerlichen Gewese sitzt und mich mit seinen armseligen paar Aeckern und Wiesen an der Herstellung einer industriellen Anlage hindert, die zu meinen Lieblingsplänen gehört."

„So kaufe ihm doch diese armseligen Aecker und Wiesen ab, wenn sie Dir so sehr im Wege sind. Er scheint mir nicht so reich zu sein, daß er durchaus nicht mit sich reden lassen sollte."

„Gerade der lächerliche Bettelstolz dieses Menschen ist es ja, der mich gegen ihn aufbringt. Er hat meine Anerbietungen rundweg abgewiesen, und unser Nachbar Kreuzkamp, der ebenfalls bereits üble Erfahrungen mit ihm gemacht zu haben scheint, hat mir die tröstliche Versicherung gegeben, daß weder mit Güte noch mit Gewalt etwas gegen den eigensinnigen Patron auszurichten sein wird."

„Kreuzkamp? Nun, das wundert mich nicht! Dem ist Herr Freising allerdings wenig gewogen, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen. Aber liegt Dir denn wirklich gar so viel daran, den Moorhof in Deinen Besitz zu bringen?"

„Du hörtest es ja. Das kleine Gut schiebt sich wie ein Keil in meine Besitzung hinein.“

„So gebe ich Dir den guten Rath, Helenens Vermittelung in Anspruch zu nehmen, Papa. Sie ist mit Herrn Freising seit ihrer frühesten Kindheit befreundet, und ich habe einige Ursache anzunehmen, daß ein Wort aus ihrem Munde bei ihm ganz besonders freundliche Aufnahme finden würde.“

Die nachdrückliche Betonung, welche sie den scherzend gesprochenen Worten gab, ließ keinen Zweifel über ihre Bedeutung zu, und Armbrecht brauchte überdies nur einen flüchtigen Blick auf das verlegene und verschämte Antlitz seiner Nichte zu werfen, um dieselbe vollends zu verstehen. Er räusperte sich energisch, wie er immer zu thun pflegte, wenn er schlechter Laune war, und indem er die Arme über der Brust verschränkte, sagte er zu Hertha: „Der Rittmeister v. Marwitz wird voraussichtlich noch heute Abend vorsprechen. Gedenkst Du ihn im Reitkleide zu empfangen?“

Mit einem leichten Gähnen stand die junge Dame auf.

„Ach, es war so bequem und behaglich hier! Aber Du hast Recht, Papa, für einen so liebenswürdigen Mann, wie es dieser Rittmeister ist, darf man sich einige Toilettenmühe nicht verdrießen lassen. Gute Nacht, mein Herz! Ich hoffe, Du wirst Dein Möglichstes thun, Papa mit Herrn Gerhard Freising auszusöhnen.“

Die Schleppe ihres Tuchkleides hinter sich herziehend, rauschte sie hinaus, und Herr Armbrecht selber drückte die Thür hinter ihr in's Schloß, wie wenn er sich über-

zeugen wollte, daß sie nicht draußen horchend stehen geblieben sei.

Dann kehrte er an Helenens Ruhebett zurück, und seine Stimme klang streng und zürnend, als er sagte: „Ich will nicht hoffen, daß irgend etwas Wahres hinter Hertha's Andeutungen zu suchen sei. War Dir dieser Mensch in der That schon von früher her bekannt?"

„Ja, Onkel. Seine Mutter hatte eine kleine Hofwohnung im Hause meiner Eltern."

„Und es war darnach wohl auch kein Zufall, daß ihr neulich gerade in die Nähe des Moorhofes geriethet!"

„Doch, es war ein Zufall. Ich hatte seit vielen Jahren nichts mehr von Gerhard Freising gehört und wußte weder, was aus ihm geworden sei, noch wo er sich aufhalte."

„Um so besser! Von irgend welchem Verkehr mit dem Manne kann natürlich nicht die Rede sein. Ich verbiete Dir denselben hiermit ausdrücklich und mit aller Bestimmtheit."

Wie beängstigend auch das Alleinsein mit ihrem Oheim unverkennbar auf Helene wirkte und wie schüchtern bisher ihre Antworten auf seine rauhen Fragen geklungen hatten: gegen dieses unfreundliche Verbot schien sich dennoch etwas in ihr zu empören.

„Und warum verbietest Du es mir, Onkel?" fragte sie, ihr zierliches Köpfchen ein wenig von den Kissen erhebend. „Gerhard Freising ist ganz gewiß ein achtungswerther Mann, und er hat mir neulich einen Dienst geleistet, der mich ihm zu Dank verpflichtet."

Armbrecht betrachtete sie mit einem halb unwilligen

und halb erstaunten Blick. Es war vielleicht das erste Wort des Widerspruchs gewesen, das er von diesen sonst so zaghaften Lippen vernommen hatte.

„Seit wann schulde ich Dir Rechenschaft über die Gründe meiner Weisungen? So lange Du als ein Glied meiner Familie betrachtet sein willst und so lange Du unter meiner Vormundschaft stehst, wirst Du Deinen Umgang ausschließlich nach meinen Wünschen wählen. Ich kann nicht gestatten, daß Du Beziehungen wieder aufnimmst, welche wohl mit den Grundsätzen meines Herrn Schwagers vereinbar sein mochten, nicht aber mit den meinigen."

Ein so verächtlicher Ausdruck lag in seinen Worten, als er ihres Vaters Erwähnung that, daß Helene zusammenzuckte wie unter einer körperlichen Mißhandlung. Aber wenn er die Absicht gehabt hatte, sie von Neuem einzuschüchtern, so war ihm dies vollständig gelungen, denn sie antwortete ihm nicht und wandte den Kopf, um ihm die Thränen zu verbergen, welche ihr heiß in die Augen stiegen.

Eine minutenlange und für Helene entsetzlich qualvolle Pause folgte seiner unbarmherzigen Erklärung. Sie zweifelte nicht, daß ihr Oheim den eigentlichen Zweck seines Hierseins noch gar nicht berührt habe, und eine bange Ahnung sagte ihr, daß sie das Schlimmste noch werde erwarten dürfen. Auf das aber, was sie jetzt vernehmen sollte, war sie denn doch nicht vorbereitet.

„Hertha's Anwesenheit hat mich vorhin daran gehindert, Dir eine überraschende und — wie ich wohl annehmen

kann — sehr erfreuliche Neuigkeit mitzutheilen," nahm Armbrecht endlich das Gespräch wieder auf. „Wenn Du sie gehört hast, wirst Du auch ohne weitere Erklärung begreifen, warum ich Deine freundschaftlichen Beziehungen zu einem ganz obskuren Menschen, der gesellschaftlich tief unter uns steht, nicht gutheißen kann. Ein angesehener und ehrenwerther Mann, einer meiner besten Freunde, hat sich bei mir um Deine Hand beworben und, wie ich gleich hinzufügen will, meine bedingungslose Zustimmung erhalten."

Helene richtete sich empor und ihre weit geöffneten Augen waren mit dem Ausdruck tödtlicher Angst auf Armbrecht gerichtet.

„Um meine Hand, Onkel?" wiederholte sie. „Nein, das ist unmöglich!"

„Es setzt Dich in Erstaunen? Nun, ich leugne nicht, daß auch ich einigermaßen überrascht war. Für ein mittelloses Mädchen findet sich heutzutage nicht so leicht ein Bewerber, am wenigsten einer, den man ohne Uebertreibung einen reichen, einen sehr reichen Mann nennen darf."

„Und wer — um Gottes willen, Onkel, wer ist es, von dem Du sprichst?"

„Ich denke, Du hast es bereits errathen. Ihr Mädchen habt ja für dergleichen schärfere Augen, als Unsereiner. Und Du hast Dich wohl gar im Stillen bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, als Herrin auf Gollnow zu schalten."

Helene preßte die Hand auf die wogende Brust. Vor

ihren Augen flimmerte es, als wollten ihr die Sinne vergehen.

„Nein,“ sagte sie leise, „Du treibst nur Deinen Scherz mit mir. Es kann nicht Herr Kreuzkamp sein, der Deine Zustimmung erhalten hat.“

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf? Hast Du etwas gegen ihn einzuwenden? Ist es Dir noch nicht Ehre genug, die Gattin eines Mannes zu werden, dessen Vermögen sich auf Hunderttausende von Thalern beläuft?“

Diesmal siegte die wilde Auflehnung des jungen Menschenherzens doch über die tief eingewurzelte Furcht vor dem harten, grausamen Gesicht, das so drohend auf sie herabschaute.

„Und geböte er über Millionen, wäre er der reichste Mann auf Erden, ich würde ihm doch niemals, niemals angehören können!“

Helene hatte es mit einer Leidenschaftlichkeit ausgerufen, welche Niemand hinter ihrem stillen, sanften Wesen vermuthet haben würde. Für einen Augenblick schien Armbrecht in der That von der Entschiedenheit dieser Zurückweisung betroffen, dann aber erschienen zwei tiefe, unheimliche Falten über seiner Nasenwurzel, und es klang wie das drohende Grollen vor dem Ausbruch eines Gewitters, als er erwiederte: „Ich will diese thörichten Worte nicht gehört haben, Helene! Man entscheidet nicht so leichtfertig über eine Lebensfrage. Ich gebe Dir Zeit, mit Dir selber zu Rathe zu gehen, und werde mir morgen Deine Antwort holen.“

Aber die Gepeinigte fühlte sich nicht stark genug, diesen

Kampf von Neuem aufzunehmen. Sie durfte ihn nicht im Zweifel lassen, daß er weder morgen noch jemals eine andere Antwort erhalten würde.

„Es bedarf keiner Bedenkzeit, Onkel," sagte sie, wie in flehender Bitte ihre Hände zu ihm erhebend. „Es ist unmöglich, daß sich über Nacht mein Sinn ändern sollte. Du darfst jedes Opfer von mir fordern, nur dieses nicht, denn ich kann Deinen Geschäftsfreund nicht heirathen — Gott weiß, daß ich es nicht kann!"

„Und damit, meinst Du, wäre es abgethan? Da ich das zweifelhafte Vergnügen gehabt habe, Deine Eltern zu kennen, durfte ich auf diese Art von Dankbarkeit für meine Wohlthaten freilich gefaßt sein. Aber ich will von mir selber und von Deinen Pflichten gegen mich gar nicht weiter reden. Nur in Deinem eigenen Interesse sollst Du Dich auf eine bessere Antwort besinnen. Kreuzkamp hat Dir etwas zu bieten, das gerade für Dich hundertmal werthvoller sein muß, als sein großes Vermögen — nämlich einen ehrlichen, unbescholtenen Namen."

So nachdrücklich hatte er gesprochen, daß die beleidigende Absicht noch schärfer zu Tage trat. Auch in Helenens sanften Augen aber wetterleuchtete jetzt der Zorn.

„Einen ehrlichen Namen trage auch ich," entgegnete sie fest. „Ich habe kein Verlangen, ihn gegen einen anderen zu vertauschen, denn ich führe ihn mit Stolz."

„Aber Du hast verwünscht wenig Grund, auf die Thatsache stolz zu sein, daß Du Friedrich Dörenberg's Tochter bist. Daß Dir die Welt bisher mit Achtung begegnet ist, hast Du wahrhaftig nicht Deinem Namen, son-

dern ausschließlich dem meinigen zu danken. Zöge ich heute meine Hand von Dir ab, so würdest Du auf Schritt und Tritt erfahren, wie man über die Dörenbergs denkt. Ich glaube nicht, daß viele achtbare Leute den Muth haben werden, welchen jetzt Kreuzkamp durch seine Werbung an den Tag gelegt hat."

Helene hatte ihm zugehört, ohne sich zu rühren. Sie begriff, daß etwas Fürchterliches hinter seinen Worten sein müsse, aber sie verstand ihn noch immer kaum zur Hälfte.

„Wenn es wahr ist, daß die Leute meinen armen todten Vater verachten, weil er durch unglückliche Verhältnisse um sein Hab und Gut gekommen ist, und wenn sie diese Verachtung auch auf mich übertragen, so muß ich es eben über mich ergehen lassen. Aber es muß eine traurige Welt sein, in welcher der Werth des Menschen so ganz nach der Größe seines Vermögens abgeschätzt wird."

Sie hatte es mit edlem Stolz, wenn auch mit zuckenden Lippen gesprochen, und jedes ihrer Worte steigerte die kaum noch verhehlte zornige Erregung des Mannes, welcher an ihrem Lager saß. Er neigte sich näher zu ihr herüber, und Helene erbebte bis in's innerste Herz vor dem Ausdruck in seinen Zügen.

„Und wenn es nun mit diesen unglücklichen Verhältnissen, auf welche Du Dich da berufst, eine etwas andere Bewandtniß hätte, als man Dich aus Barmherzigkeit glauben ließ? Wenn nun Dein Vater selbst verschuldet hätte, was über ihn gekommen ist, und vor Schlimmerem nur durch seine feige Flucht bewahrt worden wäre, möchtest

Du auch dann noch Lust haben, mir durch diese hoheitsvolle Miene zu imponiren?"

Nun war es freilich unmöglich, ihn noch länger mißzuverstehen. Mit einem Aufschrei griff Helene nach ihrer Stirn.

„Onkel, das ist nicht wahr! Denke daran, daß es das Andenken eines Todten ist, welches Du beschimpfst!"

„Bist Du so gewiß, daß Dein Vater wirklich gestorben ist? Ich meine, Keiner von uns hätte seinen Todtenschein und sein Grab gesehen, wenn er auch freilich für Dich nicht besser gesorgt hat, als es ein Todter gethan hätte. Du solltest in Deinen Aeußerungen etwas vorsichtiger sein einem Manne gegenüber, der ein Drittel seines Vermögens geopfert hat, um die Schmach auszulöschen, welche ein Unwürdiger über seine Familie gebracht."

Mit leisem Stöhnen stützte Helene den schmerzenden Kopf in die Hand. Es schien kein Blutstropfen mehr in ihrem zarten, lieblichen Gesicht zu sein.

„Sei barmherzig, Onkel!" flehte sie. „Ich vermag ja dies Alles nicht zu fassen! Mein Vater lebt, sagst Du? Er ist nicht in Amerika gestorben, wie man mir erzählte?"

„Ich habe so wenig ein Lebenszeichen von ihm erhalten, wie eine Nachricht von seinem Tode. Es ist möglich, daß er längst zu Grunde gegangen, aber es ist auch sehr wohl möglich, daß er noch irgendwo ein dunkles Dasein fristet. Er hat eben sehr triftige Gründe, keine Nachricht von dem Orte seines jeweiligen Aufenthalts hierher gelangen zu lassen."

„Sage mir Alles, Onkel! Was hat mein unglücklicher

Vater gethan? Nach diesen schrecklichen Andeutungen darfst Du mir nichts mehr verschweigen."

Sie sah so niedergeschmettert und verzweifelt aus, daß selbst Armbrecht eine Regung des Mitgefühls für ihre Leiden empfand.

„Du selbst trägst die Schuld daran, wenn ich diese unangenehmen Dinge zur Sprache bringen mußte. Aber früher oder später hättest Du sie ja ohnedies erfahren müssen, und es ist vielleicht besser, Du hörst sie aus meinem Munde, als von irgend einem fremden Menschen. Dein Vater besaß von Haus aus ein nicht unbeträchtliches Vermögen, aber er war ein schlechter Haushalter und ein leichtfertiger Geschäftsmann. Obgleich ich ihn wiederholt mit erheblichen Opfern aus seinen selbstverschuldeten Verlegenheiten befreit hatte, gelang es ihm doch nicht, sich wieder in ein ruhiges Fahrwasser zu bringen, und mit dem Tode Deiner Mutter verlor er anscheinend auch die letzte Stütze für seinen haltlosen und schwankenden Charakter. Ich ahnte noch nicht einmal, wie schlimm es mit ihm stand, als eines Tages der Zusammenbruch erfolgte. Unter einem Vorwande hatte er mich gebeten, Dich für eine kurze Zeit bei mir aufzunehmen, und es traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als mir wenige Tage nachher die Nachricht gebracht wurde, die Geschäftsräume meines Schwagers Dörenberg seien geschlossen, er selber sei spurlos verschwunden, und eine große Anzahl fälliger Wechsel über sehr beträchtliche Summen habe Mangels Zahlung protestirt werden müssen. Es war einer der schmählichsten Bankerotte, welche seit langer Zeit in der

Stadt vorgekommen waren, denn die vorhandenen Aktiven deckten nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil der gewaltigen Schulden. Es war ein furchtbarer Schlag für mich, denn da meine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Dörenberg allgemein bekannt waren, wurden auch mein Kredit und mein geschäftliches Ansehen durch die Katastrophe gefährlich erschüttert. Das Schlimmste aber war mir bei alledem noch vorbehalten, denn von den protestirten Wechseln kamen in den nächsten Tagen mehrere an mich zurück, die mit meinem Giro versehen waren, obwohl ich sie nie zuvor gesehen hatte. Meine Unterschrift war — gefälscht, und ich konnte leider keinen Augenblick im Zweifel sein, wen ich als den Urheber dieses schimpflichen Verbrechens zu betrachten habe. Nun begriff ich freilich, warum es mein Herr Schwager so eilig gehabt hatte, das Weite zu suchen, denn er wußte gut genug, daß Wechselfälschung nach dem deutschen Strafgesetzbuche mit Zuchthaus geahndet wird. Sein Schicksal war damals ganz in meine Hand gegeben. Eine einfache Mittheilung an die Staatsanwaltschaft hätte genügt, die Polizei auf den Flüchtigen zu hetzen, und der Vorsprung, den er selbst im günstigsten Falle gewonnen haben konnte, war viel zu gering, als daß man bei der Schnelligkeit des Telegraphen seiner nicht rasch genug hätte habhaft werden sollen. Ich leugne nicht, daß ich in der ersten tiefen Entrüstung über die schimpfliche Handlungsweise eines Mannes, welcher mein ganzes Vertrauen gehabt hatte, nahe daran war, diesen für ihn so verhängnißvollen Schritt zu thun. Der Gedanke an Dich und das Mitleid mit Deiner ahnungs-

losen Jugend waren es ganz allein, welche mich davon zurückhielten. Ich löste nicht nur die gefälschten Wechsel ein, die ich freilich als gewichtige Beweisstücke für die Schuld Deines Vaters sorgfältig aufbewahrt habe, sondern ich brachte auch um Deinetwillen eine Einigung mit den Gläubigern Dörenberg's zu Stande, die mich einen großen Theil meines mühsam erworbenen Vermögens kostete. Eine strafrechtliche Verfolgung meines Schwagers war dadurch allerdings vermieden, aber den Skandal hatte ich doch trotz aller Opfer nicht verhindern können, und in den Augen aller Derjenigen, welche sich der Vorgänge aus jener Zeit zu erinnern vermögen, ist und bleibt Friedrich Dörenberg ein betrügerischer Bankerotteur. Nun magst Du selber entscheiden, Helene, ob Du Grund hast, auf den Namen stolz zu sein, welchen Du trägst."

Helene antwortete ihm nicht. Sie hatte das Gesicht tief in die Polster gedrückt, und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren schlanken Körper.

Armbrecht blickte auf seine Uhr, und nachdem er noch eine kleine Weile gewartet hatte, fuhr er in einem Ton, der vielleicht sanft und freundlich klingen sollte, fort: „Was ich dann noch weiter für Dich gethan habe, brauche ich Dir wohl nicht erst in Erinnerung zu bringen. Ich hatte keine Verpflichtung, für Dich zu sorgen, und sicherlich würden nicht Viele in meiner Lage die Selbstverleugnung besessen haben, das Kind eines Mannes, der so erbärmlich gehandelt, im eigenen Hause zu dulden. Ich aber zwang meinen natürlichen Widerwillen gegen Alles, was den Namen Dörenberg führte, standhaft nieder und

hielt Dich all' diese Jahre hindurch wie meine Tochter. Glaubst Du nun, daß Du mir einige Dankbarkeit und ehrerbietigen, kindlichen Gehorsam schuldig bist?"

Sie hob das todtenblasse, thränenüberströmte Antlitz empor und stammelte kaum vernehmlich: „Vergib mir, Onkel, wenn ich es jemals daran fehlen ließ. O mein Gott, ich hatte ja von alledem keine Ahnung! Es ist so grausam — so grausam!"

„Es ist schlimm für Dich, das läßt sich nicht leugnen. Aber sobald Du Kreuzkamp's Gattin geworden bist, wird man vergessen, daß Du Friedrich Dörenberg's Tochter warst. Und zudem wirst Du ja auch fast immer auf dem Lande leben, wo nur Wenige die damaligen Ereignisse kennen."

„Nein, Onkel, fordere das nicht von mir! Stoße mich lieber aus Deinem Hause und laß mich mein Brod bei fremden Menschen suchen. Die tiefste Erniedrigung, der ich mich dort unterwerfen müßte, kann mich nicht so tief demüthigen, als eine Vereinigung mit diesem Manne."

Armbrecht stand ungeduldig auf und schob seinen Stuhl geräuschvoll zurück.

„Genug für jetzt!" sagte er. „Du wirst mein Haus nicht verlassen und wirst Dein Brod nicht bei fremden Leuten suchen; denn ich will nicht alle diese Wohlthaten verschwendet haben, um schließlich noch für hartherzig verschrien zu werden. Ich gebe Dir Bedenkzeit bis morgen, und um Deiner selbst willen rathe ich Dir, dann eine bessere Antwort in Bereitschaft zu halten."

Eilig, als wolle er damit geflissentlich jeder etwa be-

absichtigten Erwiederung aus dem Wege gehen, verließ er das Zimmer, und Helene blieb in der rasch hereinbrechenden abendlichen Dunkelheit allein mit ihrem namenlosen Leide.

— — — — — — — — — — — —

In den glänzend erleuchteten Salons des Schlosses war außer dem erwarteten Rittmeister v. Marwitz, einer glänzenden, ritterlichen Erscheinung, noch ein anderer, unerwarteter und unangemeldeter Gast in der Gestalt des Herrn Kreuzkamp eingetroffen. Er war wieder auf seinem wohlgenährten, schwerfälligen Braunen gekommen, dessen er sich für seine Ausflüge und Besuche ausschließlich zu bedienen schien; und wie er es bei jener neulichen Unterredung seinem Freunde Armbrecht mit voller Zuversicht vorausgesagt hatte, war er von dem aristokratischen Rittmeister mit großer Liebenswürdigkeit begrüßt und mit ausgesuchtester Höflichkeit behandelt worden.

Aber es war ihm von vornherein anzumerken gewesen, daß er sehr ungeduldig sei, und als der Hausherr endlich erschien, hatte er ihn sogleich ziemlich rücksichtlos für sich selber in Beschlag genommen. Lange Zeit standen Beide angelegentlich flüsternd in einer Fensternische, und Armbrecht mußte wohl den Inhalt seiner soeben mit Helene geführten Unterhaltung ziemlich wahrheitsgetreu wiedergegeben haben, da auch Kreuzkamp's starkknochiges Antlitz einen recht verdrießlichen Ausdruck angenommen hatte.

„Ich habe mein Möglichstes gethan," schloß Armbrecht achselzuckend, „doch es wäre gegen meine Ueberzeugung, wenn ich Ihnen große Hoffnungen machen wollte. Da

selbst ein so starkes Mittel — das stärkste, das ich überhaupt anwenden konnte — nicht zu verfangen scheint, müssen wir es wohl mit einer unüberwindlichen Abneigung zu thun haben. Und ich weiß in der That nicht, weshalb Sie sich so sehr auf die Sache capriciren. Schlagen Sie sich doch das Mädchen aus dem Sinn! Bei Ihrem Vermögen werden Sie leicht genug Hübschere und Lustigere finden, als es meine Nichte ist."

Kreuzkamp wiegte den unförmigen Kopf hin und her.

„Leicht möglich; aber da ich es nun einmal angefangen habe, möchte ich es auch zu Ende führen. Ein Mann wie ich zieht doch nicht ohne Weiteres mit einem Korbe seines Weges. Wo kann ich hier bei Ihnen ungestört eine Zeile schreiben?"

Armbrecht sah ihn verwundert an.

„Soll der Brief etwa für Helene bestimmt sein? Es wäre meiner Ansicht nach das Ungeschickteste, was Sie unter den obwaltenden Umständen thun könnten."

„Lassen Sie das immerhin meine Sorge sein, verehrter Freund! Ich pflege reiflich zu überlegen, was ich unternehme."

Der Schloßherr widersprach nicht weiter und führte ihn in sein eigenes Arbeitszimmer, das von musterhafter, fast peinlicher Ordnung zeugte.

„Kann der Brief, den ich mit Ihrer Erlaubniß hier schreiben werde, dem Fräulein Dörenberg sofort zugestellt werden?" fragte Kreuzkamp, indem er sich niedersetzte.

„Wenn Sie es wünschen — gewiß! Wollen Sie sich nur gefälligst jenes Klingelzuges bedienen, um eines der

Mädchen kommen zu lassen. Ich selber muß Sie jetzt verlassen, da ich mich dem Rittmeister schon zu lange entzogen habe."

Kreuzkamp legte sich einen von den großen, geschäftsmäßigen Briefbogen Armbrecht's zurecht und schrieb nach kurzem Nachdenken mit den steifen, unschönen Buchstaben eines ungebildeten Menschen:

„Mein Fräulein!

Zu meinem tiefsten Leidwesen erfahre ich soeben, welcher Kummer Ihnen um meinetwillen, wenn auch wahrhaftig ohne meine Schuld, bereitet worden ist. Ich kann mir sehr gut denken, wie tief Sie durch die Enthüllungen über Ihren verehrten Herrn Vater betrübt sein müssen, und die innige Zuneigung, welche ich für Sie empfinde, treibt mich, Ihnen noch in dieser Stunde ein Wort des Trostes zu sagen. Sie dürfen nämlich nicht ohne Weiteres Alles glauben, was man Ihnen über die Schuld des Herrn Friedrich Dörenberg berichtet hat. Er war mehr zu bedauern, als zu verurtheilen, und vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, wo seine Unschuld vor aller Welt erwiesen werden kann. Dazu aber wäre Niemand im Stande als ich, den der Zufall Verschiedenes hat in Erfahrung bringen lassen, was für die Aufklärung der damaligen Ereignisse von großer Bedeutung werden kann. Die Sache ist nur noch nicht reif, da ich zuvor weitere Nachforschungen anstellen muß, und mir fehlt leider jede Berechtigung, irgend welche Maßregeln in der Angelegenheit zu treffen, so lange ich Ihnen als ein völlig Fremder gegenüberstehe. Diese Zeilen, deren Inhalt Sie natürlich vorderhand

keinem Menschen verrathen dürfen, geben Ihnen den Beweis, daß Sie auf der ganzen Welt keinen treueren und aufrichtigeren Freund haben als mich; warum wollen Sie mir nicht das schöne Recht einräumen, mich auch öffentlich so zu nennen und Sie mit starkem Arme gegen alle Unbill des Lebens zu schützen? Kann Ihnen denn irgend Jemand, und wäre er auch um Vieles schöner und jünger als ich, eine so herrliche Morgengabe darbieten, wie ich sie in Bereitschaft habe: die glänzende Rechtfertigung Ihres armen, unglücklichen Vaters?

Ihrem kindlichen Herzen überlasse ich die Antwort auf meinen gut gemeinten Antrag. Schreiben Sie mir mit zwei Worten auf die Rückseite dieses Briefes, ob ich morgen kommen darf, um eine günstige Entscheidung in Empfang zu nehmen, oder ob ich für immer jede Hoffnung fahren lassen muß. Letzteres wäre ja leider auch ein endgiltiges Todesurtheil für die bürgerliche Ehre Ihres bedauernswerthen Vaters.

Ewig der Ihre

Nikolaus Kreuzkamp."

Mit behaglichem Lächeln überflog der Besitzer von Gollnow sein Werk, und nachdem er den Umschlag sehr sorgfältig zugeklebt hatte, klingelte er nach Armbrecht's Weisung eines der Mädchen herbei, um ihm den Brief zu schneller und gewissenhafter Besorgung zu übergeben.

Er wußte, daß er die Antwort nicht auf der Stelle zu erwarten haben würde, aber er schien nicht zu fürchten, daß sie ungünstig ausfallen könne. Mit gemächlichen Schritten kehrte er in den Salon zurück, wo man nur auf

ihn gewartet hatte, um sich zum Abendessen zu begeben, und während der Rittmeister Hertha seinen Arm reichte, führte Kreuzkamp mit täppischer Galanterie die schweigsame Frau des Hauses, welche vor Scheu und Verlegenheit noch mehr in sich selbst zusammenzusinken schien, seitdem der glänzende, weltgewandte Dragoneroffizier die Schwelle des Hauses überschritten hatte.

Das Abendessen machte der Küche und namentlich dem Keller des Herrn Armbrecht alle Ehre. Als man eben bei einem besonders gut gerathenen Gange angelangt war, erinnerte sich Hertha ihrer an das Zimmer gebannten Base.

„Die arme Helene!“ sagte sie. „Wie muß sie sich in ihrer Einsamkeit langweilen. Ich glaube, an ihrer Stelle wäre ich längst gestorben. Hoffentlich ist ihr das Abendessen nicht wieder halb erkaltet gebracht worden, wie es gestern der Fall war, als ich das Mädchen zufällig mit den Schüsseln auf der Treppe traf.“

Sie hatte sich dabei vornehmlich an ihre Mutter gewendet, und die kleine blasse Frau antwortete leise: „Helene muß sich heute wohl besonders leidend fühlen, denn sie hat es abgelehnt, irgend etwas zu sich zu nehmen und die Speisen unberührt wieder hinausgeschickt.“

Wie selten auch Frau Armbrecht den Mund öffnete und wie harmlos dann auch jedesmal ihre Bemerkungen waren, es mußte doch wohl ihr besonderes Mißgeschick sein, daß sie damit immer den Unwillen ihres strengen Gemahls erregte. Nur selten aber hatte sie für eine ihrer Aeußerungen ein so böser, zornfunkelnder Blick aus Arm-

brecht's scharfen Augen getroffen, als in diesem Moment, und die kleine Frau fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn, nur um durch diese Bewegung die Thränen zu verbergen, welche sie verrätherisch emporsteigen fühlte.

Auch Herr Kreuzkamp schien von der durch Hertha herbeigeführten Wendung des Gespräches nicht sonderlich angenehm berührt zu sein. Ehe die junge Dame noch Zeit gefunden hatte, etwas Weiteres zu sagen, richtete er hastig eine gleichgiltige Bemerkung an sie, welche sie wohl oder übel beantworten mußte, und da auch der Rittmeister sich einmischte, waren Helenens Leiden und ihre Einsamkeit bald vollständig vergessen.

Viertelstunde auf Viertelstunde verging, ohne daß Kreuzkamp die erwartete Antwort auf seinen Brief erhalten hätte. Er schien nichtsdestoweniger noch immer voll Zuversicht; denn wenn er auch hier und da auf seine Uhr blickte, zeigte er sich doch heiterer und geschwätziger, als ihn Armbrecht jemals gesehen. Der Abend war ziemlich weit vorgerückt, und die Damen hatten sich bereits zurückgezogen; die drei Herren aber hatten sich auf den Vorschlag des Wirthes zu einer Whistparthie niedergesetzt, und während sich der Rauch der duftigen Cigarren zur Decke des Spielzimmers emporkräuselte, gab Kreuzkamp eine Unzahl platter Scherze zum Besten, die der Dragoneroffizier höflich belachte, als wären es die witzigsten Einfälle eines geistreichen Kopfes gewesen.

Da überreichte der geräuschlos eintretende Friedrich dem Gutsherrn von Gollnow einen Brief.

„Von Fräulein Dörenberg," flüsterte er ihm zu, und

Kreuzkamp, welcher eben im Begriff war, auszuspielen, nickte gleichmüthig mit dem gnomenhaften, spärlich behaarten Schädel.

„Es ist gut, mein Freund," sagte er. „Legen Sie das Billet nur hierher."

Erst als die letzte Karte des begonnenen Spieles gefallen war, erbrach er das Schreiben, und er hätte nicht langsamer und umständlicher verfahren können, wenn es sich um die gleichgiltigste Sache von der Welt gehandelt hätte. Wie er erwartet hatte, war es sein eigener Brief, der ihm entgegenfiel. Auf der Rückseite standen wirklich nur zwei Worte, und als er sie mit einem raschen Blick seiner verkniffenen Aeuglein erfaßt, hielt Kreuzkamp das Blatt seinem Freunde Armbrecht entgegen.

„Kommen Sie!" las dieser halblaut, und mit einem Ausdruck ehrlichen Erstaunens fügte er hinzu: „Alle Wetter, sind Sie ein Hexenmeister? Was für wundersame Dinge haben Sie denn dem Mädel geschrieben, daß Sie es mit einem bloßen Briefe umstimmen konnten?"

Kreuzkamp's wulstige Lippen verzogen sich zu seinem behaglichsten Lächeln. Ohne ein Wort zu erwiedern, faltete er das Blatt in die Form eines Fidibus zusammen, hielt es in die Flamme der auf dem Rauchtischchen brennenden Kerze, und zündete sich an der hoch auflodernden Flamme eine neue Cigarre an. Erst als er in Gefahr war, sich die Finger zu verbrennen, warf er das verkohlte, knisternde Papier in einen Aschenbecher und sagte, gemächlich die erste bläuliche Rauchwolke von sich blasend: „Herzensgeheimnisse, Verehrtester, wer dürfte da aus der Schule schwatzen!"

Der Rittmeister lachte, da er der Meinung sein mochte, daß Herr Kreuzkamp wieder einen Scherz gemacht, und auch über Armbrecht's harte Züge glitt ein flüchtiges Lächeln. In sichtlich ausgezeichneter Laune begannen die drei Herren ein neues Spiel, während unmittelbar über ihren Häuptern ein armes, zuckendes Menschenherz schier zerspringen wollte in seinem grausamen, unerträglichen Weh.

Viertes Kapitel.

Auf dem Platze vor dem behäbigen, wenn auch architektonisch nicht gerade bedeutenden Herrenhause von Gollnow mühte sich ein Knecht unter vielen halblaut ausgestoßenen ingrimmigen Flüchen damit ab, einen elegant gesattelten, feurigen Graditer Hengst in ruhiger Gangart auf und nieder zu führen. Das schöne Thier, welches anscheinend bereits einen scharfen Ritt hinter sich hatte, machte so viele Kapriolen und bezeigte eine so große Neigung auszubrechen, daß es sicherlich eines vorzüglichen Reiters bedurfte, um mit ihm fertig zu werden.

„Ein andermal soll sich der Herr Graf seinen eigenen langbeinigen Reitknecht mitbringen, wenn er auf dieser verwünschten Bestie kommt," knurrte der Bursche, und es war ein keineswegs freundlicher Blick, welchen er dabei zu den Parterrefenstern des Herrenhauses hinüberwarf. „Was die Beiden wohl wieder eine Stunde lang miteinander zu verhandeln haben mögen!"

Hinter einem jener Parterrefenster saß nämlich der Eigenthümer des nervösen Hengstes im eifrigen Gespräch

mit Herrn Nikolaus Kreuzkamp und vor ihnen funkelte dunkelpurpurner Portwein in den geschliffenen Gläsern.

Wenn Kreuzkamp seinem Freunde Armbrecht gegenüber mit besonderem Nachdruck von dem „aristokratischen Air" des Herrn Grafen Ramin gesprochen hatte, so mußte ein Blick auf die äußere Erscheinung dieses Letzteren überzeugen, daß er dazu in der That einigermaßen berechtigt gewesen sei. Mit seiner schlanken, biegsamen und doch muskelkräftigen Gestalt, den breiten Schultern und zierlichen Händen und Füßen, mit seinem scharf und fein geschnittenen, etwas gelblich gefärbten Gesicht, seinen glänzenden schwarzen Augen und seinem dunklen, wohlgepflegten, welligen Haar war der Graf unbedingt eine schöne und vornehme Erscheinung zu nennen. Der kurz zugestutzte schwarze Vollbart umgab einen Mund von fast weiblicher Zartheit, und auch die Worte, welche mit einem keineswegs unangenehmen slavischen Anklang über diese tiefrothen Lippen kamen, hatten einen ungemein weichen, einschmeichelnden Klang.

Von dem vor ihm stehenden Weine hatte der Besucher kaum genippt, während sich Herr Kreuzkamp bereits beim vierten Glase befand. Sie hatten erst von gleichgiltigen und allgemeinen Dingen gesprochen, nun aber waren sie auf eine Angelegenheit geschäftlicher Natur gekommen, und der Besitzer von Gollnow drehte soeben ein längliches Papier, welches der Graf ihm überreicht hatte, zwischen seinen plumpen Händen hin und her.

„Ein Check auf die Bank von England im Betrage von achtzehnhundert Pfund!" meinte er etwas nachdenklich.

„Hm, das ist eine bedeutende Summe. Sie werden das Geld doch hoffentlich nicht gleich auf der Stelle brauchen?"

„Ich muß gestehen, daß ich darauf gerechnet hatte, es noch heute von Ihnen zu erhalten, Herr Kreuzkamp. Wenn mir nicht eben darum zu thun gewesen wäre, jeden Zeitverlust zu vermeiden, hätte ich mich nicht erst an Ihre Freundlichkeit zu wenden brauchen. Jeder Bankier in der Hauptstadt würde mir auf diese Anweisung hin die Summe anstandslos auszahlen."

„Hm! Sie sind also ganz sicher, verehrter Herr Graf, daß das Papier ordnungsmäßig ausgestellt ist? Ich sage Ihnen ganz offen, daß ich noch niemals ein ähnliches Geschäft gemacht habe."

In den schwarzen Augen des Grafen blitzte es eigenthümlich freudig auf, aber der Ton seiner Worte war sehr gleichmüthig, als er erwiederte: „Wenn Sie auch nur das geringste Mißtrauen hegen, mein Lieber, so ist die Sache selbstverständlich abgethan. Reden wir nicht weiter darüber!"

Er streckte die zierliche, mit mehreren blitzenden Ringen geschmückte Hand über den Tisch hinweg, wie wenn er den Check wieder in Empfang nehmen wollte. Aber Herr Kreuzkamp machte eine abwehrende und beschwörende Bewegung.

„Nicht doch! Sie haben meine Frage durchaus falsch verstanden. Ich denke gar nicht daran, Ihnen zu mißtrauen, und ich hatte nur die Möglichkeit eines Formfehlers oder dergleichen im Auge. Aber Ihre einfache Versicherung genügt mir, genügt mir vollständig, mein

theurer Herr Graf! Ich fürchte einzig, daß es mir sehr schwer werden wird, eine so beträchtliche Summe noch heute flüssig zu machen."

„Es thut mir leid, daß ich darauf beharren muß. Aber es trägt vielleicht dazu bei, Ihre Bedenklichkeiten abzuschwächen, wenn ich Ihnen sage, daß es mir auf einen kleinen Verlust bei dem Geschäft nicht ankommt. Ist das Geld vor morgen früh in meinem Besitz, so mögen Sie sich meinetwegen tausend Mark von dem Betrage für Ihre Bemühungen in Abzug bringen."

„Tausend Mark? Hm! Sie werden mir glauben, daß ich nicht Willens bin, ein Wuchergeschäft zu machen. Wenn ich selber das Geld zur Verfügung hätte, würde von einem Abzuge natürlich gar nicht die Rede sein können. Ich thäte es dann einfach aus Freundschaft, und wir brauchten kein Wort weiter über die ganze Sache zu verlieren. Aber ich bin leider nicht im Besitz so bedeutender Summen; ich werde mich an einen meiner Geschäftsfreunde wenden müssen, und da weiß ich in der That nicht, ob ein Abzug von tausend Mark in dieser geldknappen Zeit als eine genügende Entschädigung erscheinen wird für —"

Graf Ramin unterbrach ihn mit einer unnachahmlich vornehmen Handbewegung.

„Sagen wir meinetwegen fünfzehnhundert oder auch zweitausend. Was kümmert mich am Ende eine solche Bagatelle!"

Kreuzkamp nickte zustimmend.

„Sie haben Recht! Wozu sollen wir noch weiter darüber reden? Sie überlassen es mir, Ihnen das Geld

um jeden Preis noch heute zu verschaffen, und Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich dabei Ihren Vortheil genau so wahrnehmen werde, wie wenn es sich um meinen eigenen handelte. — Aber Sie trinken ja gar nicht, Herr Graf. Auf Ihre Gesundheit!"

„Ich danke. Sie werden also die Güte haben, mir den Check einstweilen zurückzugeben."

„Legen Sie darauf ein so großes Gewicht? Es würde mir, offen gestanden, die Beschaffung des Geldes wesentlich erleichtern, wenn ich die Anweisung behalten dürfte. Natürlich würde ich Ihnen einstweilen eine entsprechende Bescheinigung aushändigen."

Lächelnd schüttelte der Graf sein dunkellockiges Haupt.

„Nein, mein Bester. Ich lege zwar, wie Sie mehrfach zu Ihrem Vortheil erfahren haben, auf Kleinigkeiten kein Gewicht; aber ich höre damit doch nicht ganz auf, Geschäftsmann zu sein. Eine Anweisung wie diese pflegt man nur gegen baares Geld aus der Hand zu geben, und so wenig Sie jemals geneigt sein würden, mir ein Darlehen ohne vollständige Sicherheit zu gewähren, so wenig dürfen Sie etwas ähnliches von mir erwarten."

Die kühle Zurückweisung stimmte sehr wenig zu dem ausgesprochen freundschaftlichen, ja vertraulichen Tone, welchen Herr Kreuzkamp seinem Besucher gegenüber mit so großer Beharrlichkeit festhielt; aber es war eben allem Anschein nach sehr schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, den Besitzer von Gollnow zu einer Aeußerung gereizter Empfindlichkeit zu veranlassen.

„Ganz wie Sie wollen, mein verehrter Herr Graf," sagte



er gelassen, indem er ihm den sorgfältig zusammengelegten Check über den Tisch hinweg reichte. „Da drüben in Peru traut wahrscheinlich Einer dem Anderen nicht über den Weg, und ich habe mir erzählen lassen, daß dort ein Bankier nicht anders als mit dem Revolver in der Tasche mit seinen Kunden verkehren könne."

„Die Leute sind da nicht schlimmere Gauner als hier, mein werther Herr Kreuzkamp; aber man würde freilich Manchen mit einem gut gezielten Revolverschuß unschädlich machen, der hier ungestraft sein räuberisches Handwerk betreiben darf. Andere Länder, andere Sitten! Schließlich ist es doch wohl am besten, daß Sie gerade hier Ihren Wohnsitz genommen haben."

„Ausgezeichnet!" lachte der Andere; aber er rückte dabei doch mit seinem Stuhle wie Einer, dem nicht ganz behaglich zu Muthe ist. „Uebrigens wird es am besten sein, wenn wir unser Geschäft heute Abend auf dem Feste meines Freundes Armbrecht in's Reine bringen. Sie werden doch selbstverständlich kommen?"

„Da Sie es mir so sehr an's Herz gelegt haben, meinetwegen!" meinte der Graf nachlässig. „Obwohl ich mir von dieser Art ländlicher Geselligkeit wahrhaftig sehr wenig Vergnügen verspreche."

„O, ich bin überzeugt, daß Sie morgen aus einer anderen Tonart singen werden. Alles, was die Gegend an vornehmen und bedeutenden Namen aufzuweisen hat, wird heute Abend auf Schloß Schönheide vertreten sein, und selbst wenn Ihnen diese auserlesene Gesellschaft noch nicht interessant genug sein sollte, ist da für einen Mag-

neten gesorgt, der Sie nicht so bald loslassen wird. Fräulein Hertha Armbrecht und Sie — Blitz und Hagel, Sie würden nicht das übelste von den Brautpaaren sein, die ich in meinem Leben gesehen habe!"

„Sie sind spaßhaft, mein Lieber! Am Ende verloben Sie mich schon im Geiste mit einer Dame, die ich noch niemals gesehen habe. Aber Sie werden mir glauben, daß ich ein wenig wählerisch bin in diesem Punkte."

„Warum sollten Sie es auch nicht sein? Wenn man eine Grafenkrone als Kaufpreis zu bieten hat, darf man sich die Waare schon von allen Seiten ansehen, ehe man sie nimmt. Diese aber, mein Ehrenwort darauf, kann jede Prüfung vertragen."

„Sie haben eine allerliebste Art, eine solche Sache zu betrachten. Aber, um des Scherzes halber auf Ihren Ton einzugehen: ist denn das Vermögen des Herrn Armbrecht wirklich eine Grafenkrone werth?"

„Ohne auch nur einen einzigen Blick in sein Hauptbuch zu werfen, nähme ich ihn mit allen Aktiven und Passiven auf der Stelle für vier Millionen Mark, und ich wäre sicher, noch ein recht gutes Geschäft dabei zu machen."

„So? Und die junge Dame ist hübsch?"

„Eine vollkommene Schönheit!"

„Wie alt?"

„Ich schätze sie auf achtzehn oder neunzehn Jahre."

„Und da glauben Sie im Ernste, daß sie noch zu haben sein sollte? Sind die heirathsfähigen Männer in Deutschland so schwerfällig, daß sie eine Erbin von Millionen unvermählt neunzehn Jahre alt werden lassen?"

„An Schmetterlingen und anderen Insekten, welche von dieser Flamme angezogen wurden, hat es wahrlich nicht gefehlt. Aber sie haben sich meines Wissens Alle miteinander sehr kläglich die Flügel verbrannt. Fräulein Hertha scheint ihren eigenen Geschmack zu haben, und Armbrecht sieht sich seine Leute an. Ich glaube nicht, daß Sie erst einen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen haben würden."

Graf Ramin erhob sich, ohne zuvor den Weinrest auszutrinken, der noch in seinem Glase blinkte.

„Pah, wer spricht von mir!" sagte er. „Es war ein Scherz, denn ich denke vorläufig nicht entfernt daran, meine goldene Freiheit aufzugeben. Auf heute Abend also! Sie werden das Geld bestimmt mitbringen?"

„Gewiß. Ein paar ruhige Minuten und ein stilles Plätzchen werden sich ja wohl in all' dem Trubel finden lassen, um die Angelegenheit zu erledigen. Und todtschlagen wird mich ja unterwegs auch Niemand, um mich meiner Schätze zu berauben."

(Fortsetzung folgt.)

Das Räthsel vom Kap Higuer.

Novelle
von
Wilhelm Berger.

(Nachdruck verboten.)

1.

An der südöstlichen Ausbuchtung des Biscayischen Meerbusens, an beiden Seiten der Bidassoamündung, entlang der französischen wie der spanischen Küste, liegt eine Reihe kleiner und größerer Badeorte, unter denen Biarritz weitaus der bekannteste ist. Alle diese Badeorte, im Rücken gedeckt von den Ausläufern der Pyrenäen, vor sich eines der unruhigsten Meere, das kaum jemals eine glatte Fläche zeigt, mit prächtigem Strande versehen, bieten dem Naturfreunde einen entzückenden Aufenthalt. Die Völker indessen, denen sie sich, ihrer Lage nach, zunächst zur Erholung darbieten, haben nur einen schwachen Sinn für die romantische Schönheit dieser Küste, wie für Naturschönheiten überhaupt, und wenn die Mode nicht die Reisen in ein Seebad in Aufnahme gebracht hätte, würden jene Plätze heute kaum dem Namen nach bekannt sein.

Vor etwa zwanzig Jahren hatte sich ein deutscher

Kaufmann, Namens Johann Werckmeister, der in Barcelona ansässig war, mit seiner Gemahlin, Doña Dolores, nach St. Jean de Luz begeben, um der Sommerhitze des Südens, die ihm, der sich überarbeitet hatte, arg zusetzte, zu entrinnen.

St. Jean de Luz liegt in Frankreich, unweit der durch die Bidassoa gebildeten Grenze. Der Ort bot damals den Fremden nur sehr mäßige Bequemlichkeiten, dafür aber waren die Preise billig und die Einwohner noch nicht so erwerbssüchtig, wie sie später, bei stärkerem Eindringen großstädtischer Kultur, geworden sind.

Die einfachen Zustände des kleinen Seebades behagten Werckmeister besser, als seiner spanischen Gattin. Hat doch gerade das Entbehrenmüssen des gewohnten Comforts, das Sichbehelfen und Sichschicken für uns Deutsche zuweilen einen ganz eigenen Reiz. Zudem fand Werckmeister, ein rüstiger Schwimmer und überhaupt ein germanischer Kraftmensch, großes Gefallen an der Wildheit der See, die ihm beim Bade entgegenbrandete, und liebte es, landwärts umherzuschweifen und die Berggipfel zu erklimmen, die sich ihm zeigten.

So war Werckmeister recht wohl mit seiner Sommerfrische zufrieden. Weit weniger Doña Dolores. Die Gesellschaft war wenig zahlreich und entsprach ihrem anspruchsvollen Geschmack nicht; vor der See fürchtete sie sich, und Promenaden, die nicht zwischen glänzenden Läden hinliefen und mit geputzten Menschen bevölkert waren, verachtete sie. Doch klagte sie nicht, sondern ertrug die Langeweile ihres Daseins mit ruhiger Gelassenheit, ein

Umstand, der ihren Gatten zwar etwas in Verwunderung setzte, da Geduld sonst keine ihrer Tugenden war, den er sich aber gern und dankbar gefallen ließ.

Das Paar war seit sechs Jahren verheirathet, und ihre Ehe stand in Barcelona in dem allgemeinen Rufe, eine glückliche zu sein. Freilich hatte man von Anfang an nichts Anderes erwartet. Denn die Bekanntschaft zwischen Werckmeister und der schönen Dolores war durch eine romantische Begebenheit vermittelt worden, deren man sich noch immer gern erinnerte. Bei einem Stiergefechte nämlich kam einer der Toreadores in schwere Bedrängniß und würde sein Leben eingebüßt haben, wenn Johann Werckmeister nicht in die Arena hinabgesprungen wäre und mit unerhörter Kraft den Stier bei den Hörnern zurückgehalten hätte, bis ein rasch herbeieilender Angestellter dem Thiere ein Tuch über den Kopf warf. Diese That wurde mit rasendem Beifall belohnt, der indessen auf den beherzten Mann weniger Eindruck machte, als ein Strauß Granatblüthen, der, vom Balkon geworfen, zu seinen Füßen niederfiel. Er blickte empor, und als ihm die Spenderin der Blumen von den Nächstsitzenden bezeichnet wurde, drückte er, alter ritterlicher Sitte gemäß, den Strauß an seine Brust und verneigte sich huldigend.

Jene Dame aber war Dolores gewesen. Vier Wochen später waren die Beiden verlobt.

Es wäre ja unerhört gewesen — so meinte ganz Barcelona — wenn diese Verbindung, aus reinster Neigung geschlossen, jemals einen der Betheiligten hätte reuen können. Zwar sei Señor Werckmeister ein Fremder, er=

örterte man, aber durchaus würdig, ein Spanier zu sein, wie er sich ja auch bei allen seinen Bekannten der größten Achtung erfreue.

Werckmeister blieb in der That seiner Gattin von Herzen zugethan. Es ist allerdings wahr, daß er, nachdem er sich an ihren Besitz gewöhnt hatte, aufhörte, die Rolle eines feurigen Liebhabers zu spielen. Von einem gewissen Phlegma war er nicht frei, und er hielt dafür, daß er, in der sicheren Stellung des Ehemanns, sich gehen lassen könne und vor seiner Frau nicht mehr dieselbe Verliebtheit zur Schau zu tragen brauche, wie dereinst vor der Braut. Nicht, daß er sie irgendwie vernachlässigte oder es an Zeichen seiner unveränderten Zuneigung fehlen ließ; doch war seine Verehrung ruhiger Natur und konnte bei einer leidenschaftlichen Frau schon die Meinung erwecken, daß seine Liebe erkaltet sei.

Wenn Dolores, der als Spanierin das heiße Blut nicht fehlte, das Betragen ihres Mannes auch in diesem Sinne erklären mochte, so hütete sie sich doch wohl, ihm dies zu erkennen zu geben. Sie war viel zu stolz, um Jemand, den die Reize ihrer Person nicht zu fesseln vermochten, durch Bitten zu heuchlerischen Betheuerungen zu veranlassen, und auch viel zu stolz, um der Welt Grund zu der Vermuthung zu geben, als ob sie nicht nach ihrem Werthe behandelt werde. Und da Doña Dolores eine meisterhafte Herrschaft über sich selbst ausübte, so stellte sich auch dem aufmerksamsten Beobachter das Ehepaar auf das Günstigste dar. Dolores' Verhalten anderen Männern gegenüber war über jeden Tadel erhaben; Niemand

hatte je gesehen, daß sie einen ihrer vielen Verehrer auch nur durch einen Blick ermuthigte.

Es war dieser Ehe ein einziges Kind entsprossen, eine Tochter, die den Namen Clarita trug, und in jenem Sommer, da die Eltern in St. Jean de Luz weilten, fünf Jahre alt wurde. Clarita war auf Wunsch ihrer Mutter, die dem Kinde überhaupt nur äußerlich Interesse widmete, zu Hause gelassen worden.

Etwa zehn Tage befand sich Werckmeister mit seiner Frau in dem Badeorte, als ein junger Spanier, von Paris kommend, dort eintraf, in dem einzigen Hotel abstieg und sich sofort nach den Barcelonesen erkundigte. Werckmeister sei auf einer seiner Gebirgstouren abwesend, war die Auskunft; die Señora promenire am Meere.

Der Ankömmling machte in Eile Toilette und ging dann sofort nach dem Strande. Schon aus der Ferne erkannte Dolores den Nahenden, ohne sich indessen im Mindesten in dem Gespräche stören zu lassen, das sie mit einigen Damen führte. Erst als er herangetreten war und, ihren Namen nennend, den Hut gelüftet hatte, schien sie ihn zu erkennen.

„Ah, Sie sind es, Don Emilio!" rief sie wie überrascht aus. „Beinahe hätte ich Sie nicht erkannt. Sind es doch volle zwei Jahre, seit wir uns zuletzt sahen!"

Sie stellte ihn den Gefährtinnen vor: „Doktor Emilio Villarino aus Barcelona, welcher dereinst, wie ich hoffe, einer der berühmtesten Professoren der Medicin in Spanien sein wird." — Dann wandte sie sich wieder zu ihm: „Das nenn' ich einen günstigen Zufall, der Sie hierher

geführt hat! Hoffentlich bleiben Sie und leisten uns einige Wochen Gesellschaft."

„Dazu habe ich mich gleich entschlossen, als ich im Hotel hörte, daß Sie und Don Juan unter den Badegästen seien," entgegnete Emilio. „Mein Ziel war eigentlich San Sebastian; nun segne ich meinen Entschluß, auf dem Wege dorthin hier Rast zu machen, da ich ihm das Glück dieser Begegnung verdanke."

Dolores erläuterte: „Unsere beiderseitigen Eltern waren befreundet; wir kennen uns von Jugend auf. Seit Don Emilio zur Universität abgegangen ist, haben wir uns allerdings nur selten gesehen. Wir werden uns von Neuem miteinander bekannt machen müssen."

Emilio verneigte sich. „Ich hoffe, Sie werden mich nur im Aeußern verändert finden."

„Wir wollen sehen. Unsere jungen Herren bringen, wenn sie jahrelang in der Fremde gewesen sind, scharfe Augen für unsere provinzialen Unvollkommenheiten mit. Da wird es schwer, mit Ehren zu bestehen."

In diesem Tone bewegte sich das Gespräch eine Weile weiter, bis Dolores in der Ferne ihren Gatten bemerkte und Emilio aufforderte, mit ihr zusammen ihm entgegen zu gehen.

Kaum waren die Beiden allein, als Dolores schmollend sagte: „Seit acht Tagen habe ich Dich erwartet. Du wußtest es und hast mich doch Pein leiden lassen. Ist das Deine Liebe?"

„Meine Liebe ist größer als je," versicherte Emilio. „Daß ich nicht pünktlich sein konnte, ist meine Schuld

nicht. Hier bin ich, wagend, Dich stündlich zu sehen, und wissend, daß es mir nicht vergönnt sein wird, die Spitzen Deines Fingers zu berühren. Nur die Süßigkeit der Qual ist mir beschieden, und doch bin ich hier! Sage mir, daß Du mit mir zufrieden bist!"

„Später, wenn ich Dich geprüft habe." Ein räthselhafter, forschender Blick traf Emilio. Dann fuhr Dolores fort: „Mich brennt's, Gewißheit zu haben. Hast Du meine Andeutungen verstanden?"

Emilio zuckte zusammen. „Verstanden wohl, aber nicht geglaubt, daß sie im Ernst gemeint waren."

„Wenn es nur das ist: ich schwöre Dir, daß ich zu dem Schritte bereit bin, den Du längst hättest von mir fordern müssen."

„Hast Du bedacht, was Du mit diesem Schritte hinter Dir lassen würdest?"

„Seit einem Jahre denke ich an nichts anderes," erwiederte Dolores leidenschaftlich. „Ich habe den Muth, mich von Werthlosem abzukehren. Möge mich die Welt verdammen! Hinter uns braust der Sturm, wir haben ihn nicht zu bestehen."

„Wenn Du darin nur nicht irrst. Wir können nicht aus der Welt verschwinden. Pfeile werden uns treffen, werden uns verwunden. Kein gestohlenes Glück ohne Leiden."

„Und wenn auch. Wer opfert mehr: ich oder Du? Ich erkläre Dir, ich bin bereit, und Du zauderst noch?"

„Der Entschluß ist das Eine, die Ausführung das Andere," versetzte Emilio. „Jener springt fertig aus dem

Herzen, diese muß der Kopf vorsichtig vorbereiten. Seien wir nicht zu hastig, Geliebte!"

„Ich glaube doch, daß ich mit Dir zufrieden sein werde," sagte Dolores triumphirend.

Sie schwiegen, denn Werckmeister, der die Nahenden jetzt erkannte, eilte beschleunigten Schrittes auf sie zu. Er begrüßte den Angekommenen, von dem er eine sehr gute Meinung hatte, auf das Herzlichste und drückte seine Freude darüber aus, daß seine Frau nunmehr einen Kavalier gewonnen habe, der während seiner häufigen Abwesenheit sich ihrer annehmen werde.

Sie gingen dann zusammen nach dem Gasthofe, wo sich der junge Spanier zu längerem Aufenthalte einrichtete. Werckmeister ließ sich nicht im Mindesten in seiner Lebensweise stören und gab den Verliebten Gelegenheit genug, einen Plan zu erörtern, der die Vernichtung seines Lebensglückes zur Folge haben mußte.

Trotzdem Emilio und Dolores sich mit äußerster Vorsicht benahmen, jede heimliche Zusammenkunft vermeidend und ihre Unterredungen gleichsam vor Aller Augen haltend, so entstand doch in einigen scharfsichtigen älteren Damen der unbestimmte Verdacht, daß zwischen den Beiden ein innigeres Einverständniß bestehe, als mit der Ehre des Gatten verträglich sei. Und eine derselben, eine Kastilianerin von Adel, konnte sich nicht enthalten, Werckmeister eine Warnung zukommen zu lassen. Eines Morgens, als er aus dem Bade kam, drückte ihm ein zerlumpter Knabe einen Zettel in die Hand, der die Worte enthielt: „Wachen Sie über Ihres Hauses Ehre!"

Nun pflegt gerade in arglosen Gemüthern die Saat des Argwohns mit Leichtigkeit aufzugehen. Niemals bisher war Werckmeister der Gedanke an die Möglichkeit eines Verraths von Seiten seiner Frau gekommen. Jetzt erinnerte er sich an das heimliche frivole Treiben, das im Lande wucherte. Auch seine Frau war eine Spanierin. Und Gelegenheit macht Diebe. Emilio galt mit Recht für hübsch; er hatte eine elegante Figur, ein geistreiches Gesicht, ein lebhaftes, sprechendes Auge; er verstand es, durch feine Schmeicheleien sich den Damen angenehm zu machen.

Werckmeister, nun schon geneigt, die geheimnißvolle Warnung für berechtigt zu halten, vergegenwärtigte sich den Verkehr zwischen Dolores und ihrem Jugendfreunde, wie derselbe sich unter seinen Augen darstellte. Er mußte zwar zugeben, daß darin nichts Verdächtiges zu finden sei; doch zugleich traute er der Schärfe seiner Beobachtung nicht und nahm sich vor, von jetzt an so wachsam zu sein, daß ihm das kleinste Zeichen ungebührlicher Vertraulichkeit nicht entgehen sollte.

Indem er voll innerer Unruhe zum Gasthofe zurückkehrte, erinnerte er sich plötzlich, daß Dolores in den letzten Tagen zuweilen eine Erregung gezeigt hatte, die ihr sonst nicht eigen war. Ueber jeden Verzug in der Bedienung ließ sie ihre Ungeduld in scharfen Worten aus; bei Tische verfiel sie plötzlich in Schweigen und ließ wie träumend einen Gang nach dem anderen vorübergehen; Abends ging sie lange in ihrem Zimmer umher, ehe sie das Lager aufsuchte. Diese Anzeichen, welche Werckmeister einer körperlichen Verstimmung zugeschrieben hatte, ließen sich aller-

dings auch dahin deuten, daß Dolores sich in ihren Gedanken angelegentlich mit Dingen beschäftigte, die ihr interessanter waren, als die Gegenwart.

Trotz des Mißtrauens, das ihn ergriffen hatte, behielt Werckmeister Besonnenheit genug, um sich zu sagen, daß er nicht mit einem Schlage seine Lebensgewohnheiten verändern und sich zum Wächter seiner Frau machen dürfe. Dies mußte vielmehr ganz allmählig und scheinbar absichtslos geschehen, da doch immerhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, daß Bosheit den Zettel geschrieben hatte, und die beiden Verdächtigten rein von Schuld waren. Er beschloß also, den für heute von ihm angekündigten Ausflug zu machen, von morgen an aber zu gemeinschaftlichen Touren die Hand zu bieten unter dem Vorwande, er kenne jetzt so ziemlich diejenigen sehenswürdigen Punkte der Umgegend, die nur zu Fuße erreichbar seien, und wolle sich für den Besuch der übrigen Zeit gönnen.

Bei dieser Wanderung, der letzten, die Werckmeister zu unternehmen gedachte, hatte er, wahrscheinlich infolge seiner leicht begreiflichen Zerstreutheit, das Unglück, sich in den Bergen zu versteigen, und es war zehn Uhr geworden, ehe er, müde und hungrig, wieder in dem Gasthofe eintraf, der nur noch seinetwegen offen gehalten wurde. Man sagte ihm, seine Frau habe sich längst zurückgezogen, und schien zu erwarten, daß er unverzüglich ein Gleiches thun werde. Er hatte Mühe, noch Speise und Trank zu erhalten, und es verging fast eine Stunde darüber, bis er gesättigt in das obere Stockwerk emporstieg, um sich zur Ruhe zu begeben.

Es war vollständig dunkel im Innern des Hauses, und Werckmeister, mit der Oertlichkeit vertraut, führte kein Licht bei sich. Beinahe hatte er den Kopf der Steintreppe erreicht, als er auf dem vorausliegenden Korridor leise Schritte zu hören glaubte. Gleich darauf wurde eine Thür geöffnet und geschlossen. In jener Gegend befand sich das Zimmer Emilio's.

Werckmeister, in welchem seit Morgens die eifersüchtigen Regungen keinen Augenblick geschlummert hatten, fühlte, wie das Blut ihm zum Herzen schoß. Hastig bog er links ab zu seinen Zimmern, und als er vom Salon aus in der Kammer seiner Frau Licht entdeckte, zögerte er nicht, einzutreten.

Er fand Dolores am offenen Fenster sitzend, das Haupt in die Hand gestützt. Müde blickte sie auf. „Kommst Du endlich?" fragte sie.

Noch war sein Argwohn nicht beschwichtigt. „Du hast auf mich gewartet?" gab er zurück.

Nun richtete sie die Augen voll auf ihn. „Glaubst Du, ich wachte zu meinem Vergnügen?"

Werckmeister näherte sich ihr beschämt und küßte ihre Hand. „Du warst besorgt um mich," sagte er. „Und nicht ohne Grund. Ich hatte mich in den Bergen verirrt, und es war schon dunkel, als ich zu meinem Glück einen Bauern antraf, der mich auf den rechten Weg brachte."

Inzwischen hatte er Dolores genauer betrachtet. Sie war blaß, und ihre Augen lagen tief in den Höhlen.

„Du bist krank!" rief Werckmeister erschrocken.

„Ich glaube es selbst. Vorhin fieberte ich; jetzt durchschauert's mich kalt. Bitte, schließe das Fenster."

Er gehorchte. „Seit einigen Tagen schon bist Du verändert," sagte er.

„Meinst Du?" erwiederte sie mit einem schnellen, mißtrauischen Blicke.

„Die Seeluft bekommt Dir nicht."

„Nein," versetzte sie bitter und wie zu sich selbst sprechend. „St. Jean de Luz hat mir kein Glück gebracht."

Werckmeister glaubte, in diesen Worten sei ein Vorwurf für ihn enthalten. „Ich habe Dich zu sehr Dir selbst überlassen," klagte er sich an, durch Dolores' Verhalten gänzlich von jedem Verdachte zurückgekommen.

„Deine Gesundheit war die Hauptsache, nicht mein Vergnügen." Sie sagte es gleichgiltig, wie etwas Selbstverständliches.

„Ich hatte gehofft, Don Emilio's Gesellschaft würde Dir zum Zeitvertreibe dienen."

Dolores' Lippen verzogen sich, als sie antwortete: „Dies war eine Täuschung, der auch ich mich eine Zeitlang hingab."

„Vergib mir," sagte Werckmeister reuevoll. „Von morgen an soll meine Zeit Dir gehören."

Dolores schwieg eine kurze Weile; dann begann sie, als ob ihr plötzlich eine Idee gekommen sei: „Wenn Du Geduld mit mir haben willst, möchte ich Dich auf Deinen Wegen begleiten."

„Du wolltest?"

Seiner Unterbrechung nicht achtend, fuhr sie fort:

„In der Richtung nach San Sebastian hin springt ein Vorgebirge weit in's Meer hinaus."

„Das Kap Higuer," ergänzte Werckmeister.

„Ganz richtig, so ist der Name. Der Blick von seinem Kamme muß sehr schön sein —"

„Es ist der schönste, den ich in der Umgegend kennen gelernt habe."

„Und der Weg hinauf ist nicht zu beschwerlich für mich?"

„Nicht, wenn wir bei Hendaye den Bidassoafluß kreuzen."

„Ich will meine Kräfte versuchen. Kann es morgen sein?"

„Wie Du wünschest."

„Gut also. Laß uns früh aufbrechen; es zieht mich nach jener Höhe wie mit Zaubergewalt. Und nun gute Nacht! Es ist spät geworden, die Lider fallen mir zu."

Werckmeister küßte sie auf die Stirne; apathisch empfing sie seine Liebkosung. Als er sich auf der Schwelle nochmals nach ihr umwandte, stand sie noch auf demselben Fleck und starrte vor sich nieder auf den Boden mit dem Ausdruck einer seltsamen Bangigkeit in den Zügen.

„Was siehst Du, Dolores?" fragte er befremdet.

„Tief unten die Brandung," flüsterte sie. Dann raffte sie sich empor und versuchte zu lächeln. „Du siehst, ich träume schon, ich sei auf dem Kap Higuer. Der Schlaf wäre mir besser. O, er wird sich mir nicht versagen."

Beruhigt ging Werkmeister von dannen und suchte sein Lager auf.

2.

Am nächsten Morgen machte er sich zeitig auf den Weg, um die Beschaffung eines Wagens nach Hendaye zu betreiben, wohl wissend, daß die Zurüstung desselben, bei der Gemächlichkeit der Einwohner von St. Jean de Luz in allen Dingen, eine geraume Zeit in Anspruch nehmen würde. Als er, von dem Fuhrwerkbesitzer heimgekehrt, wieder in die Einfahrt des Gasthofes trat und an nichts weniger dachte, als an die Befürchtungen, die ihm gestern den Tag verdorben hatten, schlüpfte aus einer der Seitenthüren eine Magd hervor und überreichte ihm, den Zeigefinger auf die Lippen legend, ein Briefchen, worauf sie rasch auf demselben Wege verschwand.

Werckmeister's erster Impuls war, das Billet in kleine Stücke zu zerreißen; doch trug die Neugier über dieses löbliche Vorhaben den Sieg davon; er öffnete und las: „Sie haben meine Warnung in den Wind geschlagen, Señor. Die Keckheit des Verräthers ist gewachsen; er ist gestern Abend auf einem Wege betroffen worden, den Sie ihm, den Dolch in der Hand, hätten verlegen müssen. Sind Sie noch derselbe, der vor sechs Jahren den Stier überwand?"

„Die Pest auf alle Verleumder!" murmelte Werckmeister zornig, zerknitterte das Papier und barg es in seine Tasche. Dann, auf dem Wege zur Halle, kroch die Schlange des Zweifels wieder zischend hervor: „Könnte es nicht doch möglich sein?"

In der Halle fand er Emilio, seine Chokolade schlür-

fend. Finster betrachtete er ihn. „Könnte ich in Deiner Seele lesen, ich gäbe mein halbes Vermögen darum!" Mit dieser Empfindung näherte er sich ihm und bot ihm mit innerem Widerstreben guten Morgen. Es war ihm, als ob Emilio sich zwingen müßte, ihn gerade anzusehen.

Auf das Angenehmste war er daher überrascht, als Emilio ihm gleich nach den ersten Begrüßungsworten mittheilte, daß er, den Wünschen seiner Verwandten nachgebend, sich entschlossen habe, heute noch nach Barcelona abzureisen. Deutlicher hätte ihm, wie er meinte, die Grundlosigkeit des ihm eingeflößten Verdachtes nicht dargethan werden können. Mit dem Gefühle, einem Ehrenmanne, wenn auch nur in Gedanken, Unrecht gethan zu haben, sprach er sein lebhaftes Bedauern über Emilio's Abreise aus. Es sei nur ein Glück, fügte er hinzu, daß Doña Dolores Lust bekommen habe, sich ihm jetzt auf seinen Streifereien anzuschließen und gleich heute damit beginnen wolle, sonst würde es ihr schwer sein, den liebenswürdigen Gesellschafter zu entbehren.

Diese Nachricht nahm Emilio mit einer Art von freudiger Verwunderung entgegen. Doch wollten ihm die Worte nicht fließen, wie sonst. Er verbeugte sich nur, auf Werckmeister's artige Phrase eine kurze Erwiederung gebend. Dann kehrte er zu seiner Chokolade und seinem Zeitungsblatte zurück.

Der Wagen fuhr vor; Werckmeister entfernte sich, um seine Frau zu holen.

„Müssen wir schon Abschied nehmen, Don Emilio?" fragte er.

„Noch nicht. Sie treffen mich noch, wenn Sie zurückkehren.“ Er sagte es hastig, kaum von seinem Blatte aufsehend. Mit Ueberwindung fügte er hinzu: „Viel Vergnügen!“

Er ließ sich nicht sehen, um Dolores zu begrüßen, als sie herabkam und einstieg.

Dies erregte doch in Werckmeister wieder einen unbestimmten Argwohn. „Hast Du Dich etwa mit Don Emilio gezankt?“ fragte er Dolores, als sie davonfuhren.

„Worüber?“ entgegnete sie wegwerfend. „Er hat ja immer Recht.“

„Weißt Du, daß er uns heute verlassen will?“

Dolores zuckte zusammen. Doch faßte sie sich rasch. „Er hat mir gestern davon gesprochen,“ sagte sie so gleichgiltig wie möglich. „Nur daß er schon heute reisen würde, hat er verschwiegen. Die Pariser Freuden locken ihn vermuthlich.“

„Doch nicht; er geht nach Barcelona.“

„In der That! Man wird ein reiches Mädchen für ihn ermittelt haben. Der künftige Professor bedarf einer baaren Mitgift.“

Mit Erstaunen bemerkte Werckmeister die Bitterkeit, mit welcher Dolores sich über den Jugendfreund äußerte. Er schwieg und dachte nach. Die beiden anonymen Zettel begannen wieder zu wirken. Eine seltsame Aenderung war es doch, die in Dolores' Werthschätzung Don Emilio's stattgefunden hatte. Und so plötzlich! Aus welchem Grunde nur? Und auch Emilio hatte sich von ihr ferngehalten, hatte sie geflissentlich vermieden. Dies Betragen Beider

gegeneinander — sah es nicht einem jener Zerwürfnisse verzweifelt ähnlich, wie sie unter Liebenden vorzukommen pflegen?

Beide Ehegatten blieben schweigsam nach dieser Unterhaltung. Hin und wieder fiel eine kurze Bemerkung über die Gegend, eine ebenso kurze Antwort, dann stockte das Gespräch auf's Neue. Mit zusammengepreßten Lippen saß Dolores da. Ihre umherschweifenden Blicke kehrten immer wieder zu dem Kap Higuer zurück, das fast mit jeder Minute gigantischer vor ihr emporwuchs.

In Hendaye verließen sie den Wagen und kreuzten die Bidassoa in einem Boot. Rasch glitten die grauen Wasser dem nahen Meere zu; Dolores betrachtete sie lange sinnend, dann schauerte sie leicht zusammen und schloß die Augen.

Drüben begann beinahe unmittelbar hinter Fuentarabbia der Aufstieg. Der Fußweg führte in langen Windungen allmählig zum Kamme des Vorgebirges empor. Für einen einigermaßen rüstigen Fußgänger bot er keine besondere Schwierigkeit. Dolores indessen sah bald ein, daß sie sich ein Unternehmen zugemuthet hatte, zu dessen Bewältigung ihre ungeübten Kräfte kaum hinreichen würden. Mit einer erstaunlichen Energie jedoch verfolgte sie den steinigen Pfad, niemals stille stehend, niemals zurückschauend. Werckmeister, gemächlich hinter ihr herschreitend, hatte keine Ahnung davon, wie sehr sie sich anstrengen mußte, um den Schein zu wahren, daß sie keine Müdigkeit verspüre. Er hörte nicht auf zu grübeln. Verdächtig schien ihm wieder Alles, was er seit dem gestrigen Abend erlebt hatte.

Am wenigsten begriff er die Wandlung, die in Dolores vorgegangen war. Als sie diesen Ausflug vorschlug, war er angenehm überrascht gewesen; es war ein Entgegenkommen ihrerseits, das ihn für sein Versprechen, ihr künftig seine Zeit zu widmen, reichlich belohnte. Ein Wiederaufleben der alten intimen Beziehungen schien es ihm zu bedeuten, ein Bedürfniß der Gattin, sich enger, zärtlicher wieder an ihn anzuschließen. Jetzt redete er sich immer fester ein, die Nachgiebigkeit seiner Frau sei nur eine Laune, die ihr der Zorn gegen Emilio eingegeben, eine Laune, die Emilio seinerseits durch die Drohung seiner Abreise zu überbieten trachtete.

Alles nichts als Spiel! Und er dazwischen, ein gutmüthiger Narr, der sich hierhin und dorthin ziehen ließ und jeder Vorspiegelung glaubte, die spanische Verschlagenheit ersann.

Innerlich kochend kam er oben an. Vor ihm setzte Dolores sich auf einen der herumliegenden Felsblöcke. „Fast hätte ich's nicht durchgesetzt," erklärte sie mit fliegendem Athem. „Ich muß einige Minuten ruhen."

Werckmeister blieb neben ihr stehen. „Es ist Dir wohl sehr sauer geworden," sagte er mit leichtem Spott.

„Fürwahr, das ist es, so wenig es Dich zu kümmern scheint. Die Sohlen meiner Schuhe sind unterwegs zerrissen, und jeder Schritt schmerzt mich. Aber das thut nichts; ich bin nahe am Ziele."

„Ich hoffe, die Anstrengungen bringen Dir den Lohn, den Du erwartest."

Der spöttische Ton auch dieser Bemerkung veranlaßte

Dolores, aufzuschauen. Das finstere Gesicht ihres Gatten machte sie nachdenklich. Auf einmal leuchtete es in ihren Zügen auf wie ein Licht eines glücklichen Gedankens. „Vorwärts!" sagte sie, indem sie sich rasch erhob und die Richtung nach den Ruinen eines alten Schlosses einschlug, die auf der Mitte des Kaps einen gewaltigen Trümmerhaufen bildeten.

Nach zehn Schritten wandte sie sich zurück: „Du bist wenig aufmerksam gegen Deine Frau, mein Herr Gemahl. Auf Deinen Arm als Stütze würde ich großen Werth gelegt haben. — Nein, nein, jetzt danke ich; erzwungene Dienste sind nicht nach meinem Geschmacke. Ueberhaupt habe ich mehr von Dir erwartet. Warum erklärst Du mir nicht die Gegend? Däucht es Dich etwa eine Verschwendung Deiner Weisheit, mir zu nennen, was ich sehe?"

Werckmeister kam an ihre Seite und gab, innerlich erbost über den ihm gewordenen Tadel, widerwillig eine trockene Beschreibung der hervorstechenden Punkte in dem Panorama, das sich nach Osten vor ihnen ausbreitete. Während er redete, ließen sie die Ruinen hinter sich und näherten sich immer mehr der an allen Seiten jäh abfallenden Spitze des Kaps.

„Ich dispensire Dich von der Fortsetzung Deines Vortrags," unterbrach ihn Dolores. „O, ich habe längst bereut, daß ich mich, in einer thörichten Wallung meines Herzens, verleiten ließ, Dir meine Begleitung aufzudrängen. Ich sehe, sie ist Dir hier ebenso sehr zur Last wie überall. Seit Jahren schon hast Du der Liebe vergessen, deren Du mich einst mit tausend Schwüren versichert hast. Bin ich

so häßlich geworden, daß Deine Augen nicht mehr auf mir weilen mögen? Oder blüht die Liebe bei euch Deutschen überhaupt nur einen Sommer?"

Die Schärfe dieses gänzlich unerwarteten, ungerechten Angriffs brachte Werckmeister in Harnisch. „Du rasest, Dolores," erwiederte er heftig. „Gott ist mein Zeuge, daß ich mich frei weiß von der Vernachlässigung, deren Du mich beschuldigst. Ist dies vielleicht der Wahn, der Dich verleitet hat, für den vermeintlich verlorenen Anbeter Dich nach einem anderen umzuthun?"

Sie waren dem Ende des Kaps, das in einen schmalen Grat ausläuft, nahe gekommen. Zehn Schritte von ihnen, links wie rechts, stürzte der Felsen fast senkrecht ab in die unten schäumende Brandung.

Dolores blieb stehen. „Was berechtigt Dich zu dieser abscheulichen Anklage? Ich fordere Wahrheit, Señor!"

Der hochmüthige Ton dieser Antwort reizte Werckmeister über alle Grenzen der Besonnenheit. „Wer war gestern bei Dir auf Deinem Zimmer, ehe ich kam?" rief er aus. „Gestehe!"

Keinen Augenblick fiel Dolores aus ihrer Haltung. „Erkläre Dich weiter," sagte sie stolz erhobenen Hauptes. „Was glaubst Du oder gibst Du vor, zu glauben?"

„Ich habe bestimmte Nachricht, daß Du Don Emilio bei Dir empfangen hast."

„Bestimmte Nachricht?" Sie lachte verächtlich auf. „Und Du — glaubst Du dieser Nachricht?"

„Alles, was ich selbst beobachtet habe, zwingt mich, sie für wahr zu halten."

Dolores schien mit sich zu kämpfen. Sie schaute um sich in die ungeheure Weite, die sich vor ihr öffnete: im Norden das unendliche Meer, überspannt von dem leuchtenden Blau des Himmels; westlich und östlich die gezackte Linie der Küste mit weiß schimmernden Ortschaften; hier die hohen Gipfel des cantabrischen Gebirges, dort die gewellten Fluren Frankreichs. O, wie schön war die Erde, aber auch wie erdrückend gewaltig!

Mit leichtem Beben wandte Dolores sich zurück zu ihrem Gatten. Sie war mit sich im Reinen.

„Höre mich, Don Juan Werckmeister!" begann sie mit fester Stimme. „Das Leben einer Frau ruht auf dem diamantenen Boden der Ehre. So lange sie denselben unter sich weiß, kann sie ertragen, was ihr nach Gottes Rathschluß auferlegt wird, selbst die Abkehr derer von ihr, die ihrem Herzen theuer sind. Wird ihr jedoch dieser Boden entzogen, dann schwebt sie umher, ein haltloser Schatten. Vergiß nicht, daß Du es bist, der mich hinausgestoßen hat unter die Schaar der Verachteten — Du, mein Gemahl, der Hüter meiner Ehre, der Beschützer meines guten Rufes! Ich habe Dich einst sehr geliebt, Juan; Du aber, Du hast mir übel vergolten. Mit Kälte hast Du mich gepeinigt jahrelang — und jetzt hast Du mit frevelnder Hand mir das Herz durchbohrt."

Mit einigen raschen Schritten trat sie an den Rand des Abgrundes.

Unbewegt, mit verächtlich verzogenen Lippen sah Werckmeister ihr zu. „Deine großen Worte machen keinen Eindruck auf mich," sagte er. „Und sieh Dich vor, wo Du

stehest. Die Komödie, die Du spielst, könnte Dir schlecht bekommen."

„Ich habe nichts mehr mit Dir zu schaffen," versetzte Dolores. Und die Hände emporhebend und den Blick nach oben richtend, rief sie: „Gott des Himmels und der Erden, und Du, gebenedeite Jungfrau und Mutter aller derer, die von den Menschen unverdientes Leid tragen müssen! Ihr wißt, daß ich dessen nicht schuldig bin, was dieser Mann von mir denkt. Was ich aber gefehlt haben mag — die Fürbitte der Heiligen wird mir den Himmel erschließen!"

Und ohne den Blick zu senken, sprang sie vorwärts und verschwand in der Tiefe.

Ein Schrei entrang sich den Lippen des entsetzten Werckmeister. Er wollte vorstürzen und konnte nicht; seine Brust krampfte sich zusammen, und sein Athem stockte; es brauste ihm vor den Ohren, und er hatte die Empfindung, als ob sein Ende unmittelbar bevorstände.

Doch ging der Anfall vorüber; nur ein Gefühl dumpfer Betäubung verblieb ihm. Dem Instinkte der Selbsterhaltung folgend, zog er sich von der Bergzunge zurück, mit den Blicken die Ränder meidend, die ihn zum Absturze lockten. Und ohne stille zu stehen, trat er den Rückweg an; es trieb ihn, unter Menschen zu kommen. Kaum achtete er auf den Weg; nur der Gedanke erfüllte ihn: sie war unschuldig, und ich bin ihr Mörder! Darüber hinaus kam er nicht.

Mit gesenktem Haupte wankte er an den Trümmern des alten Schlosses vorüber, dessen sagenhafte Geschichte

er noch vor kaum einer halben Stunde ihr erzählt hatte, ihr, die, an den Felsen zerschellt, tief unten von der wüthenden Brandung verschlungen worden war — das Opfer seiner wahnwitzigen Eifersucht!

In einem Winkel der Ruinen hatte ein armer Ackerbauer eine Art von Hütte errichtet, so versteckt, daß sie nur von wenigen Vorübergehenden entdeckt wurde. Der Mann war gichtisch und hütete das Haus. Von seinem Fenster aus hatte er, müßig ausschauend, das Paar beobachtet. Nichts Arges vermuthend, sah er auf einmal zu seinem großen Schrecken die Dame vom Felsen stürzen. Wie gelähmt blieb er sitzen. Erst als Werckmeister wieder vorüber war, fiel ihm ein, daß der Unfall, dessen Zeuge er gewesen, den Herrn in Ungelegenheiten bringen könnte, und er entschloß sich, schwer wie es ihm wurde, nach Fuentarabbia hinabzuklettern, um dem dortigen Bürgermeister zu berichten, was er gesehen hatte.

Unterdessen war durch Werckmeister selbst in den beiden Grenzorten die Kunde von dem Geschehenen verbreitet worden. Nach den Mittheilungen, die er machte, war seine Frau, unvorsichtigerweise zu nahe an den Rand des Felsens tretend, von Schwindel ergriffen worden und verunglückt. Während diese Nachricht von Mund zu Mund ging, entstand, genau, wie jener Bauer befürchtet hatte, bei Einigen der Verdacht, der fremde Herr möge den Unfall absichtlich herbeigeführt, vielleicht sogar selbst die Dame, die er seine Frau nannte, in den gräßlichen Tod geschickt haben. Der Bürgermeister von Fuentarabbia beschloß die Reklamirung Werckmeister's von den jenseitigen

Behörden, noch ehe der lahme Bauer von der Höhe im Dorfe eingetroffen war.

In St. Jean de Luz fand Werckmeister Don Emilio im Begriffe, abzureisen. Auch ihm berichtete er Dolores' Ende in der ihm nun schon geläufig gewordenen Weise. Emilio konnte seine tiefe Erschütterung nicht verbergen. Und da, während die Beiden dem Wagen, der langsam nachfolgte, auf der ansteigenden Chaussee eine Strecke vorausgingen, wandte Werckmeister sich an seinen bleichen Gefährten: „Verzeihen Sie es einem schwergeprüften Manne, der noch seiner Sinne kaum wieder mächtig ist, wenn er eine Frage an Sie richtet, die er sich nur unter diesen außergewöhnlichen Umständen erlauben darf. Schwer, ich versichere es Ihnen, geht die Frage über meine Lippen; aber von ihrer Beantwortung hängt mehr ab, als ich Ihnen sagen kann."

„Fragen Sie, Señor," erwiederte Emilio kurz.

„Hat mir Dolores, so weit Sie wissen, die Treue gehalten? Ein einfaches Ja oder Nein genügt; damit soll die Sache vollständig und für immer abgethan sein."

Nur einen Augenblick zögerte Emilio. Dann sah er Werckmeister fest in die Augen und antwortete: „Ja."

Werckmeister blieb stehen und sagte: „Ich danke Ihnen, Don Emilio."

Kein weiteres Wort wurde zwischen den Beiden gewechselt, bis der Wagen herankam.

„Noch eine Bitte habe ich," begann da Werckmeister.

„Ich stehe zu Diensten, so weit meine Kräfte reichen."

„Was heute hier vorgefallen ist — ich möchte es nicht gerne in Barcelona bekannt gemacht haben."

Emilio schien befremdet, doch sagte er: „Ich werde über meinen Aufenthalt in St. Jean de Luz schweigen."

„Nochmals danke ich Ihnen."

Der Wagen rollte davon, der spanischen Grenze zu. Und wieder, während Werckmeister in den Gasthof zurückkehrte, stieg die schreckliche Selbstanklage in ihm auf und wollte nicht weichen: „Unschuldig, und ich ihr Mörder!"

Als er drei Wochen später in Barcelona ankam, war sein Haar ergraut, und sein Nacken gebeugt wie von einer schweren Last.

3.

Seit den eben geschilderten Begebenheiten waren dreizehn Jahre vergangen. —

In einer mittelgroßen Stadt Nordwestdeutschlands lebte der junge Doktor der Rechte Friedrich Glasebeck als Anwalt, und es fehlte ihm nicht an Klienten, da er mit einer angenehmen, vertrauenerweckenden Persönlichkeit gründliche Kenntniß seines Faches verband.

Seit einigen Jahren hatte er sich daran gewöhnt, regelmäßig Morgens in aller Frühe nach einer ländlichen Wirthschaft hinauszuspazieren, die etwa eine halbe Stunde von den letzten Häusern der Stadt entfernt liegt. Es ist ein idyllischer Ort. Hinter dem Gebäude mit dem landesüblichen Strohdach, worauf sich gewöhnlich eine Storchenfamilie eingerichtet hat, senkt sich ein mit alten prächtigen Bäumen bestandener, ansehnlicher Garten allmählig zu einem langsam fließenden Gewässer herab, dessen Ufer mit Schilf und Röhricht besäumt sind. Jenseits desselben, in

einiger Entfernung, zieht sich ein hochragender gemischter Wald hin.

Friedrich Glasebeck war nicht der Einzige, der dort seinen Morgenkaffee einzunehmen pflegte. Andere hatten schon vor ihm sich in die stillen Reize dieses abgeschiedenen Fleckchens verliebt. Er bemerkte bald, daß er fast immer dieselben Menschen antraf. Es waren Stammgäste, die mit großer Pünktlichkeit erschienen und immer dieselben Sitze einnahmen. Die Mägde fragten schon gar nicht mehr nach den Befehlen der Herrschaften; der Imbiß war vorbereitet, wenn sie kamen, und wurde aufgetragen, sobald sie Platz genommen hatten. Sie begrüßten sich untereinander, wenn sie eintrafen, und verabschiedeten sich, wenn sie gingen. Zuweilen, wenn die beiden jungen Hunde des Bauern auf dem Rasen Purzelbäume schlugen, oder ein Volk Enten bettelnd von Tisch zu Tisch zog, entstand wohl in der allgemeinen Heiterkeit ein kurzes Gespräch von einer Gesellschaft zur andern, im Ganzen aber blieb jede Gruppe für sich, mit jener Zurückhaltung, die dem Norddeutschen in öffentlichen Lokalen eigen ist.

Nachdem Friedrich Glasebeck einige Wochen in der Wirthschaft verkehrt hatte, bot auch er beim Durchschreiten des Gartens höflich nach links und rechts Guten Morgen und empfahl sich hernach ebenso. In der Zwischenzeit aber saß er einsam und schweigend im Schatten einer Linde, wo er sich einen festen Sitz erkoren hatte, verzehrte gemächlich sein Frühstück, zündete sich dann eine Cigarre an, und ließ sich eine Menge Dinge durch den Kopf gehen, die er im Laufe des Tages zu bedenken keine Zeit hatte.

Freilich beobachtete er auch, soweit seine Augen reichten, seine Mitgäste. Da waren Geschäftsleute aus dem Bürgerstande mit Frau und erwachsenen Töchtern, tagsüber durch ein Ladengeschäft gebunden bis weit in den Abend hinein; da war ein Kleeblatt von Lehrerinnen, die gehirnmüde und nervös geworden waren und versuchten, auch ohne Urlaub hier wieder frisch und gesund zu werden. Auch einige alte Junggesellen fehlten nicht, voll von eingebildeten kleinen Leiden, die mit einem bedachtsam ausgeklügelten System von Gesundheitsregeln gegen ihr dickes Blut zu Felde zogen. Junge Leute, Bewegungsfanatiker, stellten sich zu Zweien und Dreien ein und schlürften Humpen voll frischgemolkener Milch und würgten dazu eine altbackene Semmel hinunter.

Am häufigsten indessen schweiften Glasebeck's Blicke hinüber zu einem Paare, das unter einem Ahornbaume seinen Sitz hatte. Er war ein stattlicher Mann von blühender Gesichtsfarbe, der trotz des Silbers, worin sein Kinn- und Schnurrbart erglänzte, und trotz der leichten Krümmung seines Rückens nicht viel älter als fünfzig Jahre geschätzt werden konnte; sie ein zartes, anmuthiges Wesen mit braunen freundlichen Augen und beweglichem Mienenspiel. Der alte Herr hatte irgend ein Mittel ausfindig gemacht, sich jeden Morgen vor dem Verlassen der Stadt bereits die Zeitung zu verschaffen. War er mit seinem Kaffee fertig, dann lehnte er sich behaglich zurück und studirte die Tagesneuigkeiten mit dem Aussehen eines Mannes, der die Muße hat, sich mit dem Verlaufe der öffentlichen Angelegenheiten in allen fünf Erdtheilen ein-

gehend zu beschäftigen. Die junge Dame holte eine Häkelarbeit hervor und bewegte niederschauend emsig die feinen Finger. Zuweilen las der Weißbart eine Stelle vor oder gab einen Bericht über etwas Gelesenes; dann pflegte sie in ihrer Arbeit innezuhalten und ihn wie aufmunternd anzublicken.

Wenn Glasebeck den Rückweg nach der Stadt antrat, hatte der alte Herr die Lektüre seiner Zeitung noch lange nicht beendet, so daß in dem neugierigen Beobachter die Vermuthung entstand, das Paar verbringe den halben Vormittag draußen. In der That wurde ihm dies von einer der Mägde, die er ausforschte, bestätigt; den Namen des Herrn vermochte sie indessen nicht anzugeben; nur berichtete sie, gehört zu haben, daß er seine jugendliche Begleiterin mit dem Namen Clarita anrede.

Glasebeck unterließ nicht, in der Stadt Erkundigungen nach dem Paare einzuziehen, dessen Aeußeres leicht zu schildern war. Doch gingen mehrere Wochen vorüber, ehe der junge Rechtsanwalt erfuhr, was er zu wissen so lebhaft wünschte. Ein Bekannter von ihm, ein Bankbeamter, gerieth zufällig in den Garten, während Glasebeck dort mit Rauchen, Träumen und dem Anschauen Clarita's beschäftigt war. Der Bankbeamte grüßte den weißbärtigen Herrn, wechselte einige Worte mit ihm und ging dann zu Glasebeck hinüber. Dieser ließ ihm kaum Zeit, sich zu setzen, und überfiel ihn gleich mit der Frage, wer Jener sei, mit dem er soeben gesprochen habe.

„Ein Herr Johann Werckmeister, der früher als Kaufmann in Barcelona ansässig gewesen ist," war die Ant-

wort. „Er hat sich vor etwa einem halben Jahre hier in der Stadt niedergelassen; wenigstens steht er seit jener Zeit in Geschäftsverbindung mit der Bank. Soweit ich es beurtheilen kann, ist er ein wohlhabender Mann. Er hat durch uns ansehnliche Kapitalien angelegt und würde weit mehr Aufwand machen können, als er thut."

Glasebeck lächelte. „Ich danke Ihnen. Es war indessen keine kaufmännische Auskunft, die ich begehrte. Wie es in dem Geldbeutel des Herrn Werckmeister aussieht, interessirt mich nicht."

„Persönlich bin ich nicht mit ihm bekannt. Außerhalb der Bank bin ich ihm eben zum ersten Male begegnet."

„Und die junge Dame — wer ist sie?" forschte Glasebeck weiter.

Der Andere zuckte die Achseln. „Das vermag ich nicht zu sagen."

„Schade. Die Kleine ist sehr niedlich und hat intelligente Augen. Sie gefällt mir."

„Das merke ich," erwiederte der Geldmann trocken. „Ich kann Ihnen nur noch mittheilen, daß Herr Werckmeister in der Schillerstraße Numero sieben wohnt. In der Nachbarschaft werden Sie ohne Zweifel in Erfahrung bringen können, in welchem Verwandtschafts- oder anderem Verhältniß die junge Dame mit den ‚intelligenten Augen' zu ihm steht."

„Nein, lieber Freund, soweit ist es denn doch noch nicht mit mir," versicherte Glasebeck lachend.

Er folgte auch nicht dem wohlgemeinten Rathe des Freundes, wohl aber machte er noch an demselben Abende

einen nicht kleinen Umweg nach seiner Wohnung; einen Umweg, der ihn, gewiß nicht zufälligerweise, durch die Schillerstraße führte. Auch betrachtete er bei dieser Gelegenheit das Haus Numero sieben. Werckmeister wohnte in einer kleinen hübschen Villa, die von einem wohlgepflegten Garten umgeben war. Am Eckfenster rechts im Erdgeschosse stand ein Körbchen hinter Blumentöpfen — dort war vermuthlich Clarita's Lieblingsplatz.

Beruhigt konnte Glasebeck weiter gehen: Clarita, wer sie auch sein mochte, hatte es gut.

Einige Tage später verschaffte der Zufall ihm die Bekanntschaft der jungen Dame. Es war Morgens im Garten der ländlichen Wirthschaft. Werckmeister las, wie gewöhnlich, seine Zeitung, und machte von Zeit zu Zeit seine Bemerkungen; Clarita arbeitete, ebenfalls wie gewöhnlich, immer an demselben Streifen Spitze, der unter Glasebeck's Augen um mindestens zwanzig Meter gewachsen war. Auf einmal, als er gerade nicht hinsah, hörte er vom Ahorn her einen Ausruf, wie ihn plötzlicher Schmerz auspreßt. Werckmeister hatte das Blatt fallen lassen und saß mit krampfhaft geballten Händen im Stuhle zurückgesunken. Sein Gesicht war dunkelroth, er athmete mit Anstrengung.

Ohne sich zu besinnen, sprang Glasebeck auf und rannte hinüber. Er wolle kaltes Wasser holen, bot er an.

„Lassen Sie nur," versetzte Clarita, ohne besondere Aengstlichkeit zu zeigen. „Es ist meinem Vater unangenehm, wenn um einen seiner Anfälle so viel Aufhebens gemacht wird. Gewöhnlich übersteht er sie, ohne daß etwas dagegen gethan wird."

Während sie sprach, nahm sie aus ihrem Arbeitsbeutel ein Fläschchen mit kölnischem Wasser, das mit einem Zerstäuber versehen war, und netzte das Gesicht des Erkrankten mit einem feinen Sprühregen.

Glasebeck blieb stehen, und Clarita schien sein Verweilen nicht als eine Zudringlichkeit zu empfinden. Das Fläschchen sinken lassend, erklärte sie: „Es ist eine Art von Brustkrampf; der Vater hat ihn öfters, mehr oder minder heftig. Nur hier draußen ist er bisher niemals davon befallen worden, und das ist auch der Grund, weshalb wir täglich hierherkommen und so lange verweilen. Sehen Sie, er erholt sich schon wieder. Es wird ihn doch gleich nach einem Trunke frischen Wassers verlangen, glaube ich —"

„Ich eile, ihn zu schaffen," unterbrach Glasebeck und rannte eilends davon.

Als er zurückkehrte, war Werckmeister wieder zu Athem gekommen; er saß aufrecht, die Hände auf den Knieen, mit geöffnetem Munde, noch unfähig, zu sprechen. Sein Auge haftete mit einem zornigen Ausdrucke an der Zeitung, die am Boden lag; er hob seinen Fuß und stieß sie hinweg.

Glasebeck gewahrte dies und es prägte sich ihm sofort als bedeutsam ein. Er zweifelte nicht daran, daß eine in der Zeitung enthaltene Nachricht die Veranlassung zum Ausbruche des Krampfes gewesen sei.

Werckmeister dankte dem Diensteifrigen mit einer Neigung des Hauptes, als er das Glas aus seiner Hand nahm. Dann trank er in kleinen Zügen; seine natürliche Gesichtsfarbe kehrte zurück.

Endlich vermochte er auch wieder, sich zu äußern. „Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht,“ sagte er, zu Glasebeck gewendet. „Nur recht lästig ist diese Neigung meiner Athmungsorgane, zeitweilig den Dienst zu verweigern, ich bin keinen Augenblick davor sicher. Und was das Schlimmste ist: eine Heilung ist nicht möglich; ich muß mich damit bis zum Grabe schleppen.“

„Aber Vater!“ rief Clarita aus. „Wie magst Du nur so sprechen, so hoffnungslos!“ — Dann, zu Glasebeck: „Alle Aerzte sagen, das Uebel sei lediglich nervös. Darin liegt doch, daß der Vater wieder besser werden kann; meinen Sie nicht auch?“

„Man sollte es denken, mein Fräulein.“

Mit einem eigenthümlichen Blicke sah Werkmeister den Tröster an. „Es geschehen ja Wunder,“ sagte er. „Wo indessen die Ursache unzerstörbar ist, muß die Wirkung bleiben. Das ist Naturgesetz.“

Darauf sagte Clarita etwas unwillig: „Du sprichst dunkel, Vater!“

„Laß es gut sein, Kind. Eine Leidensstation bin ich wieder weiter gekommen und fürchte die übrigen nicht. — Es war sehr freundlich von Ihnen, mein Herr, mir beizuspringen. Mein Name ist Werckmeister; ich wohne noch nicht lange in dieser Stadt. Hier meine Tochter.“

Glasebeck nannte seinen Namen und Stand. Da seine Zeit, den Rückweg anzutreten, gekommen war, verabschiedete er sich gleich darauf von seinen neuen Bekannten, im Stillen hoffend, sie am nächsten Morgen vorzufinden, wie bisher, und dann die Unterhaltung fortzusetzen.

In seinem Geschäftszimmer angelangt, war es sein Erstes, daß er die Morgenzeitung zur Hand nahm. Er vergegenwärtigte sich, wie Werckmeister sie vor seinem Anfall gehalten hatte. Aufgeschlagen hatte sie vor ihm auf dem Tische gelegen; was ihn so erregt hatte, konnte also nur auf der zweiten Seite stehen, da die dritte ausschließlich Inserate enthielt. Es fand sich unter der Rubrik „Vermischtes" eine einzige kurze Notiz, die in Betracht kommen konnte. Sie lautete: „Eine bis dahin glückliche Ehe in B. hat kürzlich durch den Selbstmord der Frau ein tragisches Ende gefunden. Nach einem heftigen Auftritte mit dem von unbegründeter Eifersucht erfaßten Ehemanne hat sie ihr Haus verlassen und sich in den Fluß gestürzt, aus dem eine halbe Stunde später ihre Leiche herausgefischt wurde."

Gewöhnlich enthält jede Zeitung täglich eine Anzahl ähnlicher Schauernachrichten, aus allen fünf Erdtheilen zusammengesucht; in dem Blatte jedoch, das Glasebeck prüfte, war diese die einzige ihrer Art.

Er überlegte. Daß der Selbstmord einer Frau aus Verzweiflung über die Eifersucht ihres Mannes einen Eindruck von ungewöhnlicher Stärke auf Werckmeister gemacht haben sollte, war nur unter der Voraussetzung möglich, daß sein eigenes Leben ein ähnliches Ereigniß aufwies. Dieser Schluß schien dem Juristen zwingend. Und warum konnte dies nicht der Fall sein? Glasebeck hatte Welterfahrung genug, um zu wissen, daß in der Vergangenheit vieler Menschen, die unter ihresgleichen mit erhobenem Kopfe und steifem Nacken einhergehen, sich

eine unheimliche Stelle befindet. Und Werckmeister sah nicht aus wie Einer, der durch eine Reihe von ungetrübten Tagen bequem und glatt hindurchgeschwommen war. Obendrein war er Wittwer und damit die Möglichkeit direkt gegeben, daß er seine Frau — wahrscheinlich eine Spanierin, da er sich ja lange in Barcelona aufgehalten — verloren haben konnte wie jener Unbekannte, von dem die Zeitung berichtete. War dem so, folgerte Glasebeck weiter, so hatte er gewiß Sorge getragen, daß seiner jungen Tochter nichts davon bekannt geworden war.

Und nach diesem Ergebniß seiner Untersuchung sah er dem nächsten Morgen mit vermehrter Ungeduld entgegen.

4.

Früher als gewöhnlich war der Rechtsanwalt auf den Beinen. Diesmal hatte er für die Schönheit des Morgens wenig Sinn. Die Thautropfen, die an den Spitzen der Gräser hingen, verdunsteten, ohne von ihm beachtet zu werden; die Lerchen hoben sich singend aus den Feldern, und er hörte sie nicht.

Indessen stand ihm die grausamste Enttäuschung bevor: die Personen, nach denen er sich sehnte, erschienen nicht; leer blieb der kleine grüne Tisch unter dem Ahorn. Verstimmt saß er und wartete, wartete gegen seine innere Ueberzeugung, daß ihn das Schicksal zum Narren halten werde. Der berühmte Kaffee der „ländlichen Erholung" schien ihm eine fade Brühe von gebrannten Schlehen und

Hagebutten; seine Cigarre, garantirtes Gewächs der Havanna, schmeckte ihm bitter wie Wermuth und Koloquinten.

Früher als gewöhnlich brach er auf und überraschte seine jugendlichen Schreiber über einer Prügelei, wobei sie alte Aktenbündel als Wurfgeschosse verwendeten.

Glasebeck war sonst ein gütiger Herr, der Manches ungerügt hingehen ließ und auch mit möglichster Sanftmuth schalt, wenn er eine Rüge ertheilen mußte. Diesmal indessen öffnete er rücksichtslos die Schleusen seiner moralischen Entrüstung, und seine Flegel von Schreibern empfingen eine solche Strafpredigt, daß sie den ganzen Morgen nicht aufzusehen wagten und vorfallende Meldungen nur im Flüstertone vorbrachten.

Fast erschrocken fuhr er auf, als eine dieser Meldungen lautete: „Herr Konsul Johann Werckmeister." — Kaum konnte er den geschäftsmäßigen Ton für die Weisung finden: „Eintreten lassen."

Förmlich und gemessen trat Werckmeister herein. Der Herr Doktor möge entschuldigen, begann er, wenn er die flüchtige Bekanntschaft gleich benutze, um seinen Rath einzuholen.

Es handelte sich um eine Sache von geringer Bedeutung. Werckmeister war mit seinem Nachbar in Streit über eine Gerechtsame gerathen, die Jener sich anmaßte, und deren Anerkennung er verweigern zu können glaubte. Bereitwillig gestand er zu, daß er sich um eine Bagatelle erhitze. „Es gibt indessen Naturen, die gerade aus kleinen Widerwärtigkeiten unaufhörlich Gift und Galle saugen," sagte er. „Eine solche Natur bin auch ich — leider. Ich kann

nicht mehr auf das Grundstück des Nachbars blicken, ohne mich zu ärgern."

Glasebeck versprach, schleunigst Schritte zu thun, um den anspruchsvollen Nachbar zur Vernunft zu bringen. Dann glaubte er, erwähnen zu dürfen, daß er Werckmeister am Morgen vermißt und bereits gefürchtet hätte, der gestrige Anfall habe üble Folgen gehabt.

Durchaus höflich, aber ohne jedes Entgegenkommen, erwiederte Werckmeister, daß er sich vollständig wohl befinde; dagegen habe seine Tochter, über Kopfschmerzen und allgemeine Mattigkeit klagend, dringend gewünscht, liegen bleiben zu dürfen. Und allein hinauszuwandern sei nicht nach seinem Geschmacke.

„Es ist doch nichts von Bedeutung?" erkundigte Glasebeck sich theilnehmend.

Aufstehend versicherte Werckmeister: „Ganz und gar nicht. Ein bischen Ruhe, ein kleines Hausmittel, und sie wird in ganz kurzer Zeit ihre klaren Augen zurückgewonnen haben."

Einige Sekunden später schloß sich die Thüre hinter ihm.

Der Rechtsanwalt suchte sich über den Eindruck klar zu werden, den Clarita's Vater auf ihn gemacht hatte. Günstig war er nicht. Menschen, die sich ihrer Gedanken nicht frischweg durch die Sprache entäußern, vielmehr ihre Zunge beständig unter vorsichtiger Kontrole halten, erwecken bei offenen Naturen immer eine gewisse Abneigung. —

Drei Tage erschienen Vater und Tochter nicht unter dem Ahorn. Dann hielt der Doktor es nicht länger aus; die Prozeßsache als Vorwand benutzend, wagte er einen Einbruch in die Werckmeister'sche Einsiedelei. Der Herr

derselben empfing ihn in seinem Arbeitszimmer. Nach Erledigung des Geschäftlichen setzte Glasebeck die Unterhaltung mit der Frage nach Clarita's Befinden fort.

Sie sei wieder ganz wohl, war die Antwort. Dann fuhr Werckmeister fort: „Sie werden uns beim Kaffee vermißt haben. Wie es eben zu gehen pflegt: wenn Lebensgewohnheiten aus irgend einem Grunde eine Unterbrechung erleiden, dann verlieren sie ihre Kraft. Der Morgenspaziergang hat aufgehört, mir ein Bedürfniß zu sein."

„Dies vernehme ich mit Bedauern," erwiederte Glasebeck, der Wahrheit gemäß. Er setzte hinzu: „Nach meiner Erfahrung erhöht ein ordentliches Luftbad am Morgen, verbunden mit mäßiger Bewegung, das Gefühl des Wohlseins in hohem Maße."

„Bei Ihnen. Das will ich gerne glauben; Sie sind noch ein junger Mann. Was mich betrifft: das Gefühl des Wohlseins, der überschüssigen Kraft, das Sie so leicht gewinnen, kenne ich schon lange nicht mehr."

„Sie belieben zu scherzen. Ein Mann von Ihrer körperlichen Rüstigkeit!"

„Ich scherze keineswegs," versetzte Werckmeister. „Was Sie indessen meinen, weiß ich recht gut. Auch ich bin einmal jung gewesen und war damals heißblütiger, als Sie jetzt sind. Einst, während eines Stiergefechtes, bin ich aus reinem Uebermuth in die Arena hinabgesprungen und habe eines jener armen gehetzten Thiere bei den Hörnern festgehalten. Das Volk jubelte, und die unmannhaften Piccadores auf ihren Schindmähren schämten sich. Aber getödtet worden ist der Stier deshalb doch."

Kurz und grimmig lachte er auf.

„Und aus dem schönen, sonnigen, romantischen Spanien," versetzte Glasebeck, „haben Sie sich hierher zurückgezogen, in unsere Ebene, in eine Stadt, die keine bevorzugte Lage hat, und deren Einwohner selbst für Norddeutsche ungewöhnlich schwerfällig und unzugänglich sind? — Offen gestanden, das begreife ich nicht."

Werckmeister machte ein Gesicht, als ob er hätte sagen wollen: Und es geht Sie auch nichts an. Doch besann er sich. „Dafür will ich Ihnen in aller Kürze die Erklärung geben," antwortete er. „Die Romantik habe ich satt, Berge mag ich nicht sehen, und die Menschen sind mir gleichgiltig."

Glasebeck mochte ihn wohl etwas verblüfft angesehen haben, denn er fuhr einlenkend fort: „Dies ist nicht gerade buchstäblich zu nehmen. Ein Narr, wer seine Abneigungen auf die Spitze treibt."

Er sprang ab: „Wollen Sie einen Augenblick bei meiner Tochter eintreten, wenn es Ihre Zeit erlaubt? Sie ist in diesen Tagen mit mir, ihren Garnknäueln und einigen nichtsnutzigen Büchern allein gewesen."

Er führte seinen Gast hinüber. Hinter ihm eintretend, sagte er: „Der Herr Doktor wünscht, Dir guten Morgen zu sagen, Clarita." — Dann wandte er wieder sich zum Gehen. „Sie entschuldigen mich wohl, Herr Doktor, ich habe einen Brief zu schreiben, der keinen Aufschub duldet."

Glasebeck war mit Clarita allein.

Sie begrüßte ihn wie einen guten Bekannten. Bald wandte sich das Gespräch auf ihren Vater. Sie sprach

über ihn wie eine gutmüthige Wärterin über einen Kranken, dem sie zur Gesellschaft und Pflege gesetzt ist. „Ich habe meine liebe Noth mit ihm," sagte sie mit einem drolligen kleinen Seufzer. „Ich weiß doch so gut, was ihm bekommt und nicht bekommt. Aber zuweilen ist ein Geist in ihm, der ihn zwingt, das Schädliche zu thun. Und mit diesem Geiste kann ich nicht fertig werden."

Sie bemerkte Glasebeck's Lächeln. „Es kommt Ihnen wohl komisch vor, daß ich so über meinen Vater rede? Nun ja: wir haben eben ein besonderes Verständniß zu einander. Ich bin fern von ihm groß geworden —"

„Sie sind nicht in Barcelona aufgewachsen?" unterbrach er sie.

„O nein. Als ich fünf Jahre alt war, starb meine Mutter auf einer Reise, die sie mit dem Vater unternommen hatte — meine spanische Mutter, von der mir nicht die geringste Erinnerung geblieben ist. Und mein Vater ordnete aus der Ferne an, daß ich von einer zuverlässigen Person mit dem nächsten Schiffe nach Hamburg gebracht werden sollte. Dort, in einer mir sehr lieb gewordenen Familie, bin ich bis vor Kurzem gewesen."

„Und Ihren Vater haben Sie in all' der Zeit nicht wiedergesehen?"

„Er muß keine große Sehnsucht nach mir gehabt haben. Verschiedene Male, während ich heranwuchs, war er in England. Von da aus hätte er mich doch leicht genug besuchen können; meinen Sie aber, daß er nur ein einziges Mal gekommen wäre?"

„Das ist schwer verständlich."

„Nicht wahr? — O, er ist überhaupt ein wunderlicher Mann. Als ich konfirmirt wurde, ließ ich mich photographiren. Es war das erste Bild, das ich von mir machen ließ, und ich sah wirklich gar nicht übel darauf aus. Natürlich wollte ich eines nach Barcelona schicken; da aber wurde mir bedeutet, mein Vater habe sich verbeten, ein Bild von mir zu empfangen. Sie können sich denken, wie gekränkt ich war!"

„Ihr Herr Vater hat wahrscheinlich gefürchtet, zu lebhaft an Ihre verstorbene Mutter erinnert zu werden," warf Glasebeck ein.

„Das habe ich mir auch schon gedacht. Und doch wieder versteh' ich's nicht recht. Er hätte sich doch freuen müssen, wenn er ihre Züge in den meinigen wiederfand! Das wäre am natürlichsten gewesen, meine ich. Schließlich, vor einem Jahre, als er Spanien ganz verlassen hatte und schon in Deutschland war, bat er sich doch mein Bild aus. Und dann kam er sofort angereist. Ich muß wohl nichts von meiner Mutter an mir haben."

„Hat denn Ihr Herr Vater Ihnen niemals sein Verhalten erklärt?"

„Der Vater ist kein Freund des Erklärens. Von ihm ist wenig zu erfahren; zum Beispiel über meine Mutter gar nichts. Das fand ich bald genug heraus. Sonst aber war er von Anfang an sehr gut gegen mich; er reiste mit mir, um mir etwas von der Welt zu zeigen. Und das war gewiß kein kleines Opfer für ihn, mit mir zu reisen, bei allen meinen Bedürfnissen als Frauenzimmer, von denen er doch gewiß vorher keine richtige Vorstellung mehr gehabt hat."

Sie plauderte allerliebst, die Tochter der stolzen und verschlagenen Dolores!

Entzückt ging Friedrich Glasebeck von dannen. Nur eines gefiel ihm nicht an ihr: der Vater, mit dem das Schicksal sie versehen hatte.

5.

Vierzehn Tage später empfing der Doktor Glasebeck von dem Konsul eine Einladung zum Abendessen.

Die Gäste, die er antraf, waren: der Postdirektor, der Hausarzt, jener ihm befreundete Bankbeamte und endlich ein Herr aus Barcelona, Namens Rosenbrook, dem zu Ehren die Schmauserei veranstaltet worden war. Clarita war die einzige Dame.

Der Abend verlief im Banne einer etwas beklemmenden Förmlichkeit. Der Einzige, der viel sprach, war der Fremde; indessen schien auch er des Wirthes wegen sich Zwang anzuthun.

Es fügte sich, daß Rosenbrook denselben Weg nach Hause einschlagen mußte, wie Glasebeck. Kaum waren sie unterwegs, als er sich Luft machte.

„Ist es doch gerade, als ob da ein ‚Skelett im Hause‘ versteckt wäre!“ rief er aus. „Man glaubt, es hinter den Schrankthüren klappern zu hören.“

„Sie scheinen da doch eine zu starke Einbildungskraft zu haben,“ versetzte der Doktor etwas spöttisch.

Rosenbrook hörte nicht auf die Bemerkung. „Clarita hat mich enttäuscht,“ fuhr er fort. „Von der Tochter der

schönen Dolores habe ich mehr erwartet. Sie ist ganz anders, ganz anders. Anziehend wohl, aber nicht bezaubernd. Und lange nicht so hübsch."

Glasebeck unterdrückte mit Mühe seinen Aerger über diese Kritik und fragte neugierig: „Also Sie haben die verstorbene Frau Werckmeister gekannt?"

„Freilich. Ich kam nach Barcelona, als Werckmeister eben geheirathet hatte. Ein Empfehlungsbrief führte mich in sein Haus; seine Frau war die erste Spanierin, die ich näher kennen lernte. Auch die erste, für die ich schwärmte, daß ich's nur gestehe. Nun, ich war nicht der Einzige; wir jungen Deutschen lagen damals Alle zu den Füßen der Señora Dolores. Werckmeister lachte darüber; so ein junger Ehemann, der sich geliebt weiß, scheert sich den Henker um ein Heer junger Laffen, denen die Schönheit seiner Frau die Köpfe verdreht hat."

„Frau Werckmeister ist sehr jung gestorben?"

„Sehr jung und in der Fremde. Werckmeister allein war bei ihrem Tode gegenwärtig. Nach ihm wäre sie oben an der französischen Grenze, in dem Seebade San Sebastian, von einem hitzigen Fieber befallen worden, dem sie nach wenigen Tagen erlag."

„Nach ihm, sagen Sie. Besteht denn über ihre Todesart ein Zweifel?"

„Eigentlich nicht."

Befremdet blickte ihn der Rechtsanwalt an.

Rosenbrook zögerte einen Augenblick; dann sagte er: „Warum soll ich Ihnen nicht mittheilen, was in Barcelona so ziemlich Jedermann weiß? Nach Jahresfrist

brachte eine Barceloneser Familie aus San Sebastian die Nachricht mit, daß dort von der Krankheit und dem raschen Tode einer Fremden nichts bekannt gewesen sei. Von dieser Entdeckung befremdet, hatte jene Familie weitere Nachforschungen angestellt und herausgebracht, daß um die fragliche Zeit eine Dame aus Südspanien in der Nähe verunglückt sei. Der Ort heißt Fuentarabbia. Dort springt das Kap Higuer weit in das Meer vor, ein nackter Felsen, dessen Wände steil abfallen. Oben soll eine herrliche Aussicht sein, und das Kap wird deshalb von den Fremden, die sich in den Badeplätzen bis hinauf nach Biarritz aufhalten, häufig besucht. Jene spanische Dame nun, wurde erzählt, habe mit ihrem Gatten den Felsrücken erstiegen. Einige Stunden später sei er allein nach St. Jean de Luz, wo sie sich eingemiethet hatten, zurückgekehrt mit der Nachricht, seine Frau, die sich tollkühn vorgewagt habe, sei von Schwindel ergriffen worden und abgestürzt."

„Weshalb denn aber jenes Märchen?" fragte Glasebeck argwöhnisch, jenes Zeitungsartikels gedenkend, dem er die Schuld an dem von ihm beobachteten Krankheitsanfalle Werckmeister's zuschrieb.

„Das will ich Ihnen sagen," versetzte der Barcelonese. „Das traurige Ereigniß hatte nämlich noch ein Nachspiel. Die Behörden jener Gegend kamen auf die Vermuthung, daß die Dame möglicherweise durch die Hand ihres Gatten, ihres einzigen Begleiters, den Tod gefunden habe. Jedenfalls mußte die Sache näher untersucht werden, wie das ja auch ohne Zweifel in der Ordnung war. Werckmeister wurde also verhaftet und in irgend einem Neste vorläufig

eingesperrt, bis aus Tolosa Anweisung eintreffen würde, was mit ihm zu geschehen habe. Bei der bekannten Umständlichkeit des spanischen Gerichtsverfahrens hätte für den armen Mann eine langwierige Geschichte daraus werden können, wenn sich nicht ein Zeuge gefunden hätte, der seine Unschuld darthun konnte."

„Ein Zeuge?" fiel Glasebeck gespannt ein.

„Seltsam genug. Oben auf dem im Uebrigen gänzlich kahlen Felsrücken des Kap Higuer befinden sich nämlich die Ruinen eines alten Kastells, und hart an der verfallenen Umfassungsmauer hatte ein armer Casero — ein Ackerbauer — eine Art Baracke errichtet, die dort vor den Stürmen geschützt war, die so häufig über den Biscayischen Meerbusen hinbrausen. Dieser Casero, der durch Gicht an seine Wohnung gefesselt war und Werckmeister und seine Frau beobachtet hatte, sagte mit der größten Bestimmtheit aus, daß zwischen den Beiden eine Entfernung von mindestens zwanzig Fuß gewesen sei, als er die Frau habe verschwinden sehen. Glücklicherweise war der Bürgermeister oder was er sonst gewesen sein mag, der die Verfügung über den Gefangenen hatte, einsichtig genug, ihn daraufhin sofort freizulassen. Durch diesen Vorfall, denke ich mir, war Werckmeister gewitzigt worden. Wenn er in Barcelona die Wahrheit berichtet hätte, so hätte er sich der Gefahr ausgesetzt, dort in denselben Verdacht zu gerathen, wie an Ort und Stelle, und er hatte dann den Casero nicht bei der Hand, um den Schwätzern das Maul zu stopfen. Möglicherweise hatte er auch keine Lust, den peinlichen Vorfall mit seinen sämmtlichen Be=

kannten zu erörtern. Bei Verbreitung jenes Märchens über die Todesursache seiner Frau setzte er natürlich voraus, daß die Kunde der Wahrheit nicht nach Barcelona dringen werde. — Darin hat er sich freilich getäuscht. Es ist denn auch genug gezischelt worden, Sie können sich's denken. Schließlich indessen: was wollte man machen? Ein Beweggrund für einen Mord war gänzlich unauffindbar. Die öffentliche Meinung entschied, daß man die Erörterung des Falles einzustellen und den aus Kummer grau gewordenen Werckmeister im Besitze seines guten Rufes zu lassen habe."

„Sehr vernünftig von der öffentlichen Meinung," bemerkte Glasebeck. „Halten Sie indessen — entschuldigen Sie die Frage — die Angelegenheit für vollständig aufgeklärt?"

Rosenbrook zuckte die Achseln. „Was soll ich sagen? Einige Personen in Barcelona behaupten heute noch, der Tod der Señora Dolores sei keineswegs das Werk des Zufalls gewesen, trotz der Aussage des gichtischen Casero, an deren Richtigkeit zu zweifeln nicht einmal nöthig sei."

„Und Ihre eigene Ansicht, Herr Rosenbrook?"

„Darauf ist nicht viel zu geben. Ich bin eben ein skeptischer Mensch. Es ist meine Ueberzeugung, daß die wenigsten Ereignisse sich der Welt so darstellen, wie sie wirklich geschehen sind; ein unbekannter Rest bleibt immer zurück. In diesem Rest aber steckt gewöhnlich dasjenige, was Alles erst erklären würde."

„Sie meinen?"

„Nichts, Herr Doktor. Muthmaßungen, wenn sie aus-

gesprochen werden, erhalten leicht mehr Gewicht, als ihnen zukommt."

„Glauben Sie an die Möglichkeit einer Schuld Werckmeister's?"

Rosenbrook zögerte. „Nur an einen unbewußten Antheil seinerseits an der Katastrophe," antwortete er endlich.

„Und doch," wandte Glasebeck ein, „trägt er das Bewußtsein einer Schuld mit sich umher."

„Sie sind ein scharfer Beobachter. — Mein bedauernswerther alter Freund! Er glaubt, was er gesehen hat, und vergißt, daß es zweierlei Gründe für jede Handlung gibt, einen, den man mittheilt, und einen andern, den man verschweigt."

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir erklären wollten, worauf Sie zielen," erwiederte Glasebeck, voll Verlangen, seine Annahme bestätigt zu hören.

Inzwischen waren die Beiden vor dem Gasthofe angekommen, worin Rosenbrook Wohnung genommen hatte. Mit augenfälliger Hast, gleichsam, als ob er fürchtete, zu weiteren Eröffnungen verleitet zu werden, verabschiedete er sich, die letzten Worte des Gefährten überhörend. Ehe Glasebeck sich dazu ermannen konnte, dem Geheimnißkrämer den Weg zu vertreten und Offenheit von ihm zu fordern, war er in die Thür geschlüpft, die gleich darauf von innen verschlossen wurde.

Verdrießlich ging Glasebeck nach Hause. Allerdings war er mehr als je von der Richtigkeit seiner Muthmaßung überzeugt, doch mußte er die Genugthuung entbehren, sie mit der entsprechenden Thatsache vergleichen zu

können. Am nächsten Morgen trieb es ihn, dem Herrn Rosenbrook doch noch einmal energisch auf den Leib zu rücken, doch kam er zu spät: der Barcelonese war schon abgereist.

6.

Es gelang den Bemühungen Glasebeck's, den Streit Werckmeister's mit dem Nachbar durch einen Vergleich zu beendigen, der beide Theile befriedigte. Werckmeister bewies ihm seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihn verschiedene Male zu kleinen Abendgesellschaften zuzog.

Bei einer dieser Gelegenheiten kam es zufällig heraus, daß Glasebeck ein Liebhaber des Schachspiels war. Nach Tische, als Clarita einmal Gelegenheit hatte, mit ihm allein zu sprechen, bat sie ihn, zuweilen Abends zu kommen und mit ihrem Vater einige Parthien zu spielen. „Gewöhnlich ist dies mein Loos," seufzte sie; „ich besitze aber nicht das mindeste Talent weder für dies Spiel noch für irgend ein anderes. Meistens passe ich nicht ordentlich auf, dann gewinnt der Vater zu leicht und ist unzufrieden; strenge ich dagegen meinen Kopf an, dann verursache ich mir eine schlaflose Nacht, weil mir die dummen Figuren fortwährend vor den Augen schweben."

Gern entsprach der verliebte Rechtsanwalt der Bitte seiner reizenden Schönen. Werckmeister war kein schlechter Spieler, aber er hatte in hohem Grade die Untugend der Unentschlossenheit. Minutenlang besann er sich; dann zog er, ohne die Figur aus den Fingern zu lassen. Fast

immer nahm er den Zug zurück und ließ auf dieselbe Weise einen zweiten, dritten folgen. Wäre nicht Clarita stets gegenwärtig gewesen — wahrscheinlich wäre Glasebeck mit seinem langsamen Partner in Streit gerathen oder er wäre einmal sanft eingeschlafen. Aber Clarita fehlte niemals. Neben ihrem Vater pflegte sie zu sitzen, arbeitend, immer arbeitend an einem jener spinnwebartigen Wunderwerke aus Fäden von Seide, Wolle oder Zwirn, deren Anfertigung schon so manches schöne Auge trübe und schwach gemacht hat. Zuweilen, ohne den Kopf zu erheben, lugte sie verstohlen hinüber zu dem jungen Hausfreunde, forschend, ob er sich auch nicht zu sehr langweile. Für die Befriedigung seiner kleinen Bedürfnisse sorgte sie mit fast zu großer Emsigkeit. Kaum war sein Glas geleert, so füllte sie es wieder; hatte er eine Cigarre zu Ende geraucht, sofort bot sie ihm das Kistchen dar und zündete ein Streichholz an. Damit noch nicht genug: war es kalt draußen, dann zwang sie ihn, vor dem Weggehen einen heißen Punsch zu trinken, den sie selbst bereitete; sie begleitete ihn sogar auf den Hausflur, um sich zu überzeugen, ob er auch mit wärmenden Umhüllungen genügend versehen sei.

Dies Alles stand ihr so natürlich, als ob sie dazu geboren sei, für die Behaglichkeit des anspruchsvollen, bedürfnißreichen Männergeschlechts thätig zu sein. Dabei war sie durchaus mit der Welt und ihrem Schicksale zufrieden. Niemals kam ein ungütiges Wort über ihre Lippen; niemals erwähnte sie eines versagten Wunsches. Von sich selbst sprach sie überhaupt nur höchst selten und

dann wie von einer bedeutungslosen Person, deren Dasein kaum in Betracht komme.

Daß Glasebeck, nachdem er in die Vortrefflichkeit des jungen Mädchens Einsicht gewonnen, immer lebhafter wünschte, sie dereinst in seinem Hause schalten und walten zu sehen, war gewiß begreiflich. Auch war er selbstbewußt genug, anzunehmen, daß Clarita ihrerseits ihm ebenfalls herzlich zugethan sei. Was ihn hinderte, das entscheidende Wort zu sprechen, war die Erwägung, daß, wie die Verhältnisse nun einmal waren, in dem von ihm gewünschten Ehebunde Werckmeister der Dritte würde sein müssen. Und dagegen lehnte sich etwas in ihm auf, das er nicht zu bannen vermochte. Nicht, daß er Zweifel an seiner Unbescholtenheit hegte; dies war nach Rosenbrook's Mittheilungen nicht wohl möglich. Aber als ständiger Hausgenosse war ihm Werckmeister doch zu unbequem; der tägliche Umgang mit einem Menschen, der gewohnheitsmäßig den Schlüssel zu seinem Herzen wohlverwahrt in der Tasche trug, war eine Aufgabe, der er sich nicht gewachsen fühlte. Andererseits war es ihm auch nicht möglich, Clarita zu entsagen. Er setzte also, hin und her schwankend, seinen Verkehr in der Villa fort, hoffend auf irgend eine günstige Wandlung der Verhältnisse. —

So vergingen einige Monate, und das junge Jahr war bereits angebrochen, als er, eines Abends zur Parthie Schach sich einfindend, Werckmeister allein antraf.

„Sie müssen heute mit mir vorlieb nehmen,“ empfing ihn Clarita's Vater. „Meine Tochter hat ihre Stickerei in einen Damenthee getragen.“

Es war eine gewisse Schärfe in dem Tone dieser Bemerkung, die Glasebeck auffiel. Indessen erwiederte er ruhig, daß Fräulein Clarita sich jedenfalls dort, wo sie weile, besser unterhalten werde, als in Gesellschaft zweier Schachspieler.

„Mag sein," sagte Werckmeister. „Doch ist sie nicht gern gegangen, da sie fürchtete, Sie würden Ihre Bequemlichkeit nicht haben, wenn sie abwesend sei."

„Fräulein Clarita verwöhnt mich," versetzte Glasebeck einfach.

Sie nahmen ihre Plätze vor dem Brett ein. Werckmeister zog noch langsamer als gewöhnlich und bemerkte trotzdem nicht die Schwächen seiner Stellung. Offenbar war er nicht bei der Sache. Zweimal nacheinander wurde er matt gesetzt; als ihm dann, in der Mitte der dritten Parthie, Glasebeck seine Königin nahm, warf er mit einer ungeduldigen Bewegung die Figuren über den Haufen.

„Geben wir's auf!" rief er, das Brett bei Seite schiebend. „Ich habe ohnehin mit Ihnen zu reden, Herr Doktor."

„Ich stehe zu Diensten," erklärte Glasebeck verbindlich.

Nun aber konnte Werckmeister den Anfang nicht finden. Mit nervösen Fingern drehte er an einer Cigarette und konnte nicht damit fertig werden.

Schweigend sah ihm der Doktor zu, neugierig, welche Art von Feuer der Vulkan demnächst speien werde. Endlich platzte Werckmeister heraus: „Ich bin Ihnen zwar sehr dankbar für die Geduld, die Sie mir, als einem mittelmäßigen Schachspieler, zeigen, doch glaube ich auch

zu wissen, daß ich dieselbe nicht dem Umstande zuschreiben darf, daß Sie etwa an mir besonderes Gefallen gefunden haben. Der Umgang mit mir ist nicht angenehm; wer ihn trotzdem sucht, thut es aus anderen Gründen. Habe ich Recht?"

Dies war ein schroffer Angriff, auf den Glasebeck in der That nicht vorbereitet war. Ausweichend antwortete er: „Es wird Ihrem Scharfblick nicht verborgen geblieben sein, daß ich für die Atmosphäre der Behaglichkeit, welche Fräulein Clarita um sich zu verbreiten versteht, ein sehr ausgeprägtes Organ besitze."

„Das ist nicht die Antwort, die ich erwartet habe," sagte Werckmeister enttäuscht. „Mehr Offenheit Ihrerseits würde es mir leichter machen, zu sagen, was ich für nothwendig halte." — Es kostete ihn sichtliche Anstrengung, fortzufahren: „Clarita ist ein liebes Mädchen; daß ich ihr Glück will, dürfen Sie mir zutrauen. Fände sich indessen ein Bewerber um ihre Hand, er sei wer er sei, so würde ich ihn abweisen."

„Ohne Angabe von Gründen?"

„Die würde ich für mich behalten müssen."

„Und wenn ich dieser Bewerber wäre?" fragte Glasebeck, mit plötzlichem Entschluß. „Sie wünschten Offenheit. Gut, Sie sollen sie haben. Ich liebe Clarita; ich bitte um Ihre Erlaubniß, mich um sie bewerben zu dürfen."

„Ich bedauere, daß Sie sich nicht haben warnen lassen," erwiederte Werckmeister. „Meine Antwort kennen Sie bereits."

Glasebeck zwang sich zu einem ungeheuren Opfer. „Als selbstverständlich würde ich es betrachten," sagte er, „daß die Gesellschaft, daß die Pflege Clarita's Ihnen erhalten bleibt."

„Sehr gütig. Aber Sie verkennen mich: ich bin kein Egoist."

„Haben Sie gegen mich persönlich etwas einzuwenden?"

„Nicht das mindeste."

Verständnißlos stand Glasebeck diesen Antworten gegenüber. „So leicht, wie Sie zu erwarten scheinen, kann ich mich nicht beruhigen," erklärte er. „Auf eine Frage wie die meinige, ist ein einfaches Nein unzulänglich. Versetzen Sie sich in meine Lage: würden Sie sich damit zufrieden geben und geduldig abtrollen? Die Liebe ist denn doch eine ernsthaftere Sache, wie ein Geschäft. Es handelt sich dabei um das Wohl oder Wehe eines ganzen Menschenlebens. Ich habe ein Recht, zu erfahren, weshalb ich auf Clarita verzichten soll."

Diese Sprache verfehlte ihren Eindruck auf Werckmeister nicht. Er kämpfte mit sich und schien schließlich auf dem Punkte, nachzugeben. Auf einmal überfiel ihn wieder ein Brustkrampf, gerade wie an jenem Morgen auf dem Lande, nur noch heftiger. Glasebeck sprang auf, um die Magd herbeizuschellen; laut stöhnend winkte Werckmeister, davon abzustehen. Der Anblick war schrecklich; ein paar Sekunden lang schien es, als ob er ersticken würde. Dann erholte er sich langsam, doch dauerte es noch eine geraume Weile, bis er wieder regelmäßig zu athmen im Stande war.

Unterdessen war Glasebeck auf den Gedanken gerathen, daß die Ursache des Anfalls heute keine andere sein werde als damals, und glaubte, Werckmeister den Weg zu einem Bekenntniß ebnen zu sollen. „Würde es Ihnen nicht gut thun, wenn Sie Ihr Herz erleichterten?" redete er ihm zu. „Was man in sich verbirgt, wird leicht zum Alp, der unversehens hervorspringt und das Leben bis an die äußerste Grenze hindrängt."

Erschrocken keuchte Werckmeister: „Was wissen Sie?"

„Nichts, was mich davon abgehalten hat, um die Hand Ihrer Tochter bei Ihnen zu werben."

„Wahr, sehr wahr," murmelte er. „Sie wissen nichts, sonst würden Sie nach meiner Tochter nicht die Hand ausstrecken."

„Eine Wahnidee, die Sie haben mögen, kann auf mich nicht als Thatsache wirken," versetzte Glasebeck.

„Sie sind beharrlich," sagte der alte Herr mit zusammengezogenen Brauen. „Vielleicht machen Sie sich nichts daraus, einen — Mörder zum Schwiegervater zu haben."

Das schreckliche Wort fuhr dem Verehrer Clarita's doch durch das Gebein, obgleich er darauf vorbereitet war. Werckmeister bemerkte es. „Nun? Stehen Sie noch nicht auf, um mir und meinem Kinde auf immer den Rücken zu wenden? — Sie sind ein merkwürdiger Mensch! Am Ende glauben Sie mir nicht; Sie wären zu behaupten im Stande, daß ich löge!"

„Das thue ich nicht. Vielmehr bin ich überzeugt, daß Sie die Wahrheit zu reden glauben," erwiederte Glasebeck.

Werckmeister stutzte und sah ihn forschend an.

„Ich will nicht länger Verstecken spielen," nahm Glasebeck wieder das Wort. „Mir ist bekannt, wie Ihre Frau um's Leben kam."

Werckmeister schwieg einige Sekunden. „Also Rosenbrook, die Plaudertasche, hat die Geschichte hier zum Besten gegeben," machte er dann seinem Aerger Luft. „Das hätt' ich mir denken können! In Barcelona haben sie so lange spionirt, bis sie es glücklich ausfanden; nun trägt dieser Hansnarr das interessante Histörchen hinter mir her und säet es schmunzelnd unter meine Bekannten aus! — Aber was er hat erzählen können, belastet mich nicht," fuhr er grimmig fort. „Was mich belastet, weiß ich allein. Oder vielleicht doch nicht. Hat jene Möwe geschwatzt, die zwischen uns durchschoß in dem Augenblick, als Dolores —"

„Sich hinabstürzte," ergänzte Glasebeck, als er innehielt.

Das kam ihm doch unvermuthet. Er beugte sich vor: „Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Niemand. Beruhigen Sie sich, Herr Werckmeister. Meine Kombinationsgabe hat mich darauf gebracht. Und sie sagt mir noch mehr. Ein heftiger Auftritt, ein Zank ging vorher. Sie bezichtigten Ihre Frau der Untreue. In leidenschaftlicher Erregung erklärte Ihre Frau, unter diesem Verdachte nicht länger leben zu können. Dann folgte das Ende."

Wie erstarrt saß Werckmeister. „Es ist unglaublich," sagte er vor sich hin. Dann fuhr er auf: „Daß sie un-

schuldig war, wissen Sie wohl auch. Ich hab' es gleich nachher erfahren, aus dem bleichen Munde Desjenigen, den ich für den Räuber meiner Ehre hielt. Unschuldig — hören Sie? Das ist es eben, das macht mich zum Mörder. Kein Gericht kann mich verurtheilen. Hand an meine Frau gelegt habe ich nicht — den Willen, sie zu tödten, hatte ich nicht. Nichtsdestoweniger bin ich es — ich, der hier vor Ihnen sitzt, Johann Werckmeister, der seine Frau von dem Felsen Higuer in das Meer gestoßen hat, das unten in der Tiefe brandet. Sie sehen es nicht so an, merke ich. Aber wenn Ihnen dasselbe passirt wäre, würde es Ihnen nicht beikommen, sich freizusprechen. Bei dem eigenen Gewissen kommt man mit Spitzfindigkeiten nicht durch. Diese That, die ich nicht beabsichtigte und die trotzdem die meinige ist, sie ist zum Fluche meines Lebens geworden. Ueberfällt mich die Erinnerung an jenen schrecklichen Augenblick auf dem kahlen, öden Felsen, als meine Frau plötzlich vor mir verschwand, dann zieht sich mir die Brust zusammen, und die Sinne vergehen mir. So vorhin wieder. Daß ich jetzt so frei über das Entsetzliche sprechen kann — ich begreife es nicht. Dennoch: es wird wieder und wieder kommen und eines Tages wird es mir den Garaus machen. Warten Sie, bis das geschehen ist, ehe Sie bei Clarita anfragen."

Mit aufrichtigem Mitgefühle erwiederte Glasebeck: „Ich beklage Sie tief, Herr Werckmeister. Es ist eine krankhafte Wahnidee — ich kann es nicht anders nennen — die sich Ihrer bemächtigt hat. Und ich fürchte, jedes Bemühen, Ihnen dieselbe auszureden, wird vergeblich sein.

Ich kann nichts thun, als Ihnen erklären, daß ich jetzt, mit voller Kenntniß des Vorgefallenen, meine Werbung um die Hand Clarita's wiederhole."

Er aber schüttelte energisch den Kopf. „Ich habe alle Achtung vor Ihrem moralischen Muthe; aber es kann nicht sein. Es paßt mir nicht, vor dem Gatten meiner Tochter die Augen niederschlagen zu müssen. Sie werden dies einsehen."

Vergeblich redete Glasebeck auf ihn ein, mit allen Argumenten, die ihm die Liebe zu Clarita eingab; er ließ sich von seiner Auffassung nicht abbringen. Aber er gab sich doch anders als bisher, seit ihm Jemand gegenübersaß, vor dem er kein Geheimniß zu verbergen hatte; die ängstliche Zurückhaltung, die Glasebeck so sehr mißfallen, war von ihm gewichen. Er selbst fühlte dies. „Könnte nur diese einzige Thatsache von der Tafel meines Gedächtnisses gelöscht werden, wie würde ich aufleben!" rief er aus. „Seit dreizehn Jahren bin ich nicht ich selbst mehr. Schon damals kam ich grau nach Barcelona zurück. Verloren hatte ich die Fähigkeit, mich über irgend etwas freuen zu können; ich zog mich von allem Umgang zurück, soweit ich konnte, nur ein Ziel vor Augen: soviel zu erwerben, um jenem Lande den Rücken kehren zu können. Lange genug hat's gedauert, bis ich es erreichte. Hier, im Vaterlande, hoffte ich Ruhe zu finden. Anfangs ließ sich's günstig an; das Kap Higuer und was damit zusammenhängt, blieb aus meinen Gedanken. Dann aber kam's wieder, häufiger wie je. Ein Entrinnen gab's nicht. Und jetzt gebiert mir die alte Schuld einen neuen Fluch

Zwischen Clarita und ihrer Neigung muß ich stehen — dem Kinde, das ich liebe, Schmerz bereiten. Das ist mein trauriges Werk auf Erden. Je eher es ein Ende hat, desto besser!"

Glasebeck wußte keine Antwort auf diese Klagen. Erschüttert nahm er Abschied. Seine Hand festhaltend, sagte Werckmeister: „Es würde mir leid thun, Sie entbehren zu müssen. Sie sind mein Vertrauter geworden. Einen solchen habe ich noch nie gehabt, und ich merke jetzt, wie schätzbar Jemand ist, dem man seine Noth und Qual mittheilen kann. Doch es wird Ihnen schwer, es wird Ihnen vielleicht unmöglich sein, fernerhin in alter Weise in meinem Hause zu verkehren. Und ob es für Clarita's Frieden ersprießlich wäre — auch das ist zweifelhaft. Wenn es also Trennung sein muß: bewahren Sie uns, bewahren Sie auch mir, einem unglücklichen Manne, ein freundliches Andenken. Unseres Bleibens hier wird nicht lange mehr sein; ich werde mein Haus verkaufen und meinen Wanderstab weiter setzen. Ein Dorf in der Haide — dahin gehöre ich!"

Er ließ Glasebeck's Hand los und wandte sich traurig ab.

7.

Was soll nun daraus werden?

Dies war des armen Rechtsanwalts Gedanke bei Tag und Nacht. Clarita entsagen? — Unmöglich. Und doch: den Vater zu beugen war ein aussichtsloses Unternehmen. Gegen Starrsinn, der einer fixen Idee entspringt, kämpfen

Menschen und Götter vergebens. — Den Verkehr fortsetzen? Es wäre Frevel an Clarita gewesen.

Die Klienten Glasebeck's hatten in jenen Tagen häufig Veranlassung, an ihm die rasche Auffassungskraft zu vermissen, die sie sonst mit Recht rühmten. Er ging umher wie ein Träumender — ein verzweifelter Zustand, über den er sich noch obendrein ärgerte, da er seiner ganzen Natur zuwider war.

Da, am vierten Tage nach jener verhängnißvollen Unterredung mit Werckmeister, fiel plötzlich ein Lichtstrahl in sein Inneres. Rosenbrook! Er war der Mann, der vielleicht helfen konnte. Jenes Gespräch vor der Thür des Gasthofes erhob sich deutlich in seinem Gedächtnisse. Hatte Jener nicht zu verstehen gegeben, es sei für Dolores' That ein Motiv denkbar, verschieden von demjenigen, das sie ausgesprochen? Wenn Rosenbrook soviel wußte, warum konnte er nicht Alles wissen?

Der Versuch mußte gemacht werden, den Geheimnißvollen zum Reden zu bringen — dies wurde Glasebeck nach kurzer Ueberlegung klar. Gedacht, gethan. Er schrieb an Rosenbrook und erzählte ihm den Verlauf seiner Unterredung mit Werckmeister; er erinnerte ihn an seine Andeutungen, und beschwor ihn, durch offene Erläuterung derselben, wenn er sie geben könne, drei Menschen glücklich zu machen.

Als dieser Brief unterwegs war, sah er wieder mit einiger Hoffnung der Zukunft entgegen. Seine Prozesse interessirten ihn wieder, seine Reden vor Gericht wurden wieder sachgemäß und beweiskräftig, seine ersten Niederschriften kurz und bündig.

Zehn Tage, genau gezählt, dauerte es, bis die Antwort von Barcelona einlief. Es war ein ganzes Packet. Als Glasebeck es in der Hand wog, sagte er sich, es müsse eine glückliche Lösung enthalten, da zu einer Abweisung nicht soviel Papier nöthig gewesen wäre. Die Schreiber im Vorzimmer empfingen die Weisung, daß der Herr Doktor für Niemanden zu sprechen sei, schlechterdings für Niemanden. Das hätte ihm auch noch gefehlt, in diesem Augenblicke von einem prozeßsüchtigen Bauern gestört zu werden, der einen abgepflügten Ackerstreifen einklagen, oder, noch schlimmer, ein meterlanges Testament machen wollte!

Begierig öffnete Glasebeck den Umschlag. Sein Blick fiel auf eng beschriebene Blätter. Er warf sich in seinen Sessel und las Folgendes: „Jene Sätze, geehrter Herr, die Ihr Gedächtniß so zäh festgehalten hat, waren Aeußerungen eines Andern, die ich lediglich wiedergab, und deren Tragweite mir erst klar wurde, als ich in Ihrem Gesichte las, daß Sie d'rauf und d'ran waren, eine Erklärung von mir zu fordern. Ich war damals froh, daß es mir gelang, Ihnen zu entwischen, da ich andernfalls meine Unwissenheit hätte bekennen müssen.

Jener Andere, mit dessen Federn ich mich schmückte, war ein Freund von mir, der Arzt Emilio Villarino, ein Mann von hervorragenden Gaben. Ich nahm mir sofort vor, ihn nach meiner Rückkehr über seine räthselhaften Worte zu befragen. Vielleicht aber hätte ich es hernach doch vergessen, wenn ich nicht, kaum in Barcelona angekommen, erfahren hätte, daß Don Emilio sehr elend sei, und man allgemein vermuthe, es gehe mit ihm zu Ende.

Ich beeilte mich, ihn aufzusuchen, und fand ihn in der That recht schlimm; der früher so stattliche Mann war kaum wieder zu erkennen. Mit einem müden Lächeln sagte er mir, daß er auf der letzten Station vor der großen Verwandlung angekommen sei. Dann fragte er, mit seiner gewöhnlichen freundlichen Theilnahme an den Schicksalen seiner Bekannten, was ich in der Fremde erlebt hätte. Zunächst erzählte ich ihm von Werckmeister und seiner Tochter Clarita. — ,Sieht sie ihrer Mutter ähnlich?' war seine rasche Frage. Als ich verneint hatte, sagte er mit einem seltsamen Blick aus seinen tiefliegenden Augen: ,Sie haben die schöne Dolores auch noch nicht vergessen, wie ich bemerke. Doch ich erst — wie viel Ursache habe ich, mich ihrer zu erinnern —'

Mit einem leisen Seufzer brach er ab. Ehe ich indessen diesen günstigen Augenblick benutzen konnte, um mein Anliegen vorzubringen, nahm er wieder das Wort. ,Es war eine schlimme Episode in meiner brausenden Jugend,' sagte er sinnend. ,Sie hat mir auf lange Zeit innere Bedrängniß hinterlassen; erst vor Kurzem bin ich auch darüber zur Ruhe gekommen. Ich trage nämlich die Schuld an Dolores' Tode!' — ,Sie, Don Emilio?' rief ich mit nicht geringer Bestürzung. ,Das ist kaum glaublich. Dasselbe wirft Werckmeister sich vor!' — ,Mit Unrecht,' versetzte er mit größerer Lebhaftigkeit, als ich ihm zugetraut hätte. ,Das tödtliche Geschoß, das sie in's Herz traf, kam von mir. Was mich entschuldigt, ist, daß ich es in der Nothwehr entsandte, ohne zu ahnen, wie tief es dringen würde.'

Kopfschüttelnd sagte ich: ‚Sie reden in Bildern, die ich nicht zu deuten weiß. Daß Werckmeister sich mit ähnlichen Gedanken peinigt, verstehe ich; aber Sie?‘ — Darauf er nachdenklich: ‚Er peinigt sich? Der arme Mann! Wenn ich nicht mehr bin, können Sie ihm die Wahrheit sagen.‘ — ‚Dazu müßte ich sie erst kennen,‘ erinnerte ich.

Villarino nickte. ‚Das sollen Sie auch. Ich muß mich nur erst ein wenig sammeln. Es ist nicht so leicht, alte Sünden zu bekennen, selbst wenn man ziemlich sicher ist, zur Begehung von neuen keine Gelegenheit mehr zu haben.‘ Nach einer Weile begann er: ‚Dolores und ich waren Altersgenossen und Jugendgespielen. Wie oft habe ich als Knabe das hübsche wilde Ding in den Armen gehabt und geküßt! Doch das ging vorüber mit der Kindheit, und es kam die Zeit, da wir uns nur noch höchst förmlich begegneten, wie es sich für halb erwachsenes Volk von guter Erziehung geziemt. Sie war schon eine Dame, als ich noch meine Bücher zur Schule schleppte; sie verlobte sich, als ich eben zur Universität nach Sevilla abgegangen war. Ich hatte nichts anderes erwartet; die Nachricht störte mich weder in meinen Studien noch in meinen Vergnügungen. In den nächsten Ferien machte ich ihr meine Aufwartung und fand eine schöne, stolze Frau mit einem Schwarm von jugendlichen Anbetern. Ich ärgerte mich über die Wolken von Weihrauch, die vor ihr emporstiegen; geflissentlich hielt ich mich zurück und spielte den kühlen, den Unempfindlichen, den von seinen Studien ganz erfüllten jungen Gelehrten. Sie schien mich nicht zu beachten, meine Huldigungen nicht zu entbehren.

Das schmerzte mich. Wer wäre frei von Eitelkeit, wenn er zwanzig Jahre zählt, und täglich in seinem Spiegel sieht, daß er ein hübscher Bursche ist? — Ein Jahr später kam ich wieder, gespannt auf ihren Anblick. Ich sah sie nicht; von Clarita's Geburt her war sie noch leidend; ihre Salons waren geschlossen. Dann vergingen mehrere Jahre, ehe ich Barcelona wieder aufsuchte. Dolores war schöner als je; ich war Kenner geworden inzwischen und mußte es wissen. In ihrer Nähe empfand ich etwas wie eine dumpfe Betäubung; blöde und schüchtern trieb ich mich in ihrem Zauberkreise umher. Da war sie es, die mich eines Abends mit Sirenentönen anflüsterte: ‚Warum so kalt und fremd, Señor Emilio? Wir waren doch sehr gute Freunde einst!' — ‚Das waren wir,' antwortete ich. ‚Ich hab' es nicht vergessen!' — ‚Also doch nicht!' kam es freudig von ihren Lippen. Und dann fügte sie traurig, mit gesenkten Augen hinzu: ‚Aber das Feuer ist erloschen!' — Und ich: ‚Es glimmt noch unter der Asche, des Hauches wartend, der es neu belebt.' — Mit schalkhaftem Lächeln nahm sie ihren Fächer und bewegte ihn vor meinem Gesichte hin und her, mir Luft zuwehend. ‚Wirkt es?' fragte sie. — Ich erwiederte: ‚Wenn Sie das Ohr an mein Herz legen, Dolores, werden Sie es darin knistern hören.'

Nach einer kleinen Pause fuhr Villarino fort: ‚Das war der Anfang. Damals gelang es mir nur ein einziges Mal, Dolores allein zu sprechen. Sie war die Vorsicht selbst. ‚Das leiseste Geflüster über eine Frau ist gefährlich,' sagte sie. ‚Ueber Nacht kann es zum Sturm werden,

der sie schutzlos macht. Ich will nicht verlieren, was ich habe.' — Klug, sehr klug war sie dazumal, und ich sehr bescheiden. An dem stillen Einverständniß mit dem schönsten Weibe Barcelona's ließ ich mir genügen; ein flüchtiger Druck der Hand, ein rascher zärtlicher Blick unter den zuckenden Seidenwimpern hervor war mir ausreichender Lohn. — Wir schieden, ohne über die Zukunft ein Wort geredet zu haben. Dann folgte mein Examen. Man erwartete den neugebackenen Doktor in Barcelona. Ich bereitete meiner Familie, meinen Freunden eine arge Enttäuschung; ich beschloß, meinem Geburtsorte fern zu bleiben. Eine unbestimmte Furcht, über Dolores Unheil zu bringen, hielt mich fern. Da erhielt ich den rührendsten, schmerzlichsten Brief von ihr, voll von Vorwürfen, daß ich so herzlos sei, sie um das Wiedersehen zu betrügen, worauf sie sich so lange schon gefreut habe. Sie gab mir eine Adresse an für meine Antwort; wenigstens wollte sie von jetzt an die Freude der schriftlichen Unterhaltung mit mir haben. Und von da an gingen fortwährend Briefe zwischen uns hin und her, deren Färbung immer leidenschaftlicher wurde.

Zu jener Zeit verfolgte ich den Plan, mich der akademischen Laufbahn zu widmen. Ich ging deshalb nach Paris, um dort meine Studien fortzusetzen. Und in Paris war ich noch in jenem Sommer, als Werckmeister sich mit seiner Frau an den Biscayischen Meerbusen begab, um der Hitze Barcelona's zu entrinnen. Wir reisen nach St. Jean de Luz,' schrieb mir Dolores. ‚Komm' hinab, wenn Du mich lieb hast; ich muß Dich sehen, es koste,

was es wolle.' — Und ich gehorchte. Dasselbe Gasthaus beherbergte uns; wie zufällig trafen wir uns am Strande. Werckmeister sah einen angenehmen Gefährten in mir; er legte gleich Beschlag auf mich. Wir Drei waren unzertrennlich — er vollständig arglos, vollständig sicher im Gefühl des Besitzes. Es bedurfte keiner Listen, keiner Schliche und Pfiffe für Dolores und mich, um öfters unter vier Augen zusammenzukommen. Werckmeister hatte den Trieb, die Gegend zu durchforschen, nach allen Richtungen hin Ausflüge zu unternehmen. Er war ein guter Fußgänger und kannte keine Ermüdung. Mich forderte er nicht einmal auf, ihn zu begleiten; er setzte kein Vertrauen in meine Ausdauer. Stundenlang, Tag für Tag, waren Dolores und ich allein.'

Hier machte Villarino eine Pause und schloß die Augen. Endlich begann er auf's Neue, rascher sprechend, als ob er zum Ende zu kommen wünsche. ‚Aus der Steigerung unserer Leidenschaft erwuchs die Katastrophe. In Dolores bestand das Verlangen, ganz mir anzugehören. Der Plan einer gemeinsamen Flucht und dann einer Scheidung von dem ungeliebten Manne war das Thema unserer Gespräche. Dolores sah nicht die geringste Schwierigkeit. Ich aber, neben meiner Liebe noch den Ehrgeiz in mir tragend, in der Welt mir eine hohe, geachtete Stellung zu erringen — ich zauderte. Immer ungestümer drängte sie, ich stand vor dem kritischen Punkte in meinem Leben. Die Vernunft siegte — zu meinem Glücke. Mit aller Bestimmtheit, die ich dem erregten Weibe gegenüber aufbieten konnte, erklärte ich, daß ich darauf verzichten müsse, ihrem

Wunsch zu erfüllen. Ein Auftritt folgte, an den ich nur mit Grauen zurückdenken kann. Sie wolle nicht mehr leben, wenn ich sie verschmähte: das war in Wuth und Thränen, stets wiederkehrend, ihr drohendes Wort. Die Unglückliche hat es wahr gemacht. Am nächsten Morgen schlug sie ihrem Manne die Besteigung des Kap Higuer vor. Ich blieb zurück, ankündigend, daß ich noch an demselben Tage abreisen würde. Einige Stunden später traf Werckmeister mich reisefertig; leichenblaß theilte er mir das Unglück mit, dessen entsetzter Zeuge er gewesen war. Das Unglück! Ich wußte es besser. Aber mitten in meiner Bestürzung gelobte ich mir, den armen Mann um den Preis jeder Lüge in seiner Täuschung zu lassen. Und dies Gelübde habe ich gehalten. Werckmeister bekannte mir, freilich verblümt, den Verdacht gehegt zu haben, zwischen Dolores und mir herrsche eine unstatthafte Vertraulichkeit. Ich heuchelte Entrüstung und er glaubte mir; er bat mich um Verzeihung für seinen thörichten Verdacht und ich — ich ließ mir dies gefallen. — Was ist noch weiter zu sagen? Geknickt kehrte ich nach Paris zurück. Die Schwungkraft, die mich bis dahin emporgetragen, dem hohen Ziele meines Ehrgeizes zu, ließ nach; es war mir unmöglich, die beschrittene Laufbahn zu verfolgen; ich mußte mich entschließen, mit der bescheidenen Rolle eines praktischen Arztes vorlieb zu nehmen. Meine Familie drang darauf, ich möge mich in Barcelona niederlassen. Ich that es höchst ungern, doch wußte ich keinen Grund dagegen anzuführen. Werckmeister habe ich möglichst vermieden, und auch er ist mir, wie ich glaube, aus

dem Wege gegangen, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, weshalb. Er sah nicht den Schatten, der zwischen uns stand.'

Villarino's Erzählung war zu Ende; doch schien ihn noch etwas zu beschäftigen. Endlich sagte er: ,Noch bewahre ich sämmtliche Briefe, die ich von Dolores empfangen habe. Nach meinem Ableben sollen Sie in den Besitz derselben gelangen; sie seien Ihr Beweismittel für die Wahrheit meiner Aussagen.'

Er hat sein Wort gehalten. Vor vierzehn Tagen starb er; gestern wurde mir aus seinem Nachlasse das beiliegende Päckchen überliefert. Es ist noch verschlossen, wie es in meine Hände gegeben wurde.

Jetzt also darf, jetzt muß ich reden. Doch nehme ich Ihre Vermittelung in Anspruch, weil meine Nachricht von solcher Art ist, daß mir eine Vorbereitung Werckmeister's nothwendig erscheint. Und diese Vorbereitung zu übernehmen, das wird Ihnen, nach den mir gemachten Eröffnungen, eine besondere Freude sein.

Ich hoffe, bald von meinem alten Freunde Werckmeister zu hören, daß er geheilt ist, und von Ihnen, geehrter Herr, daß Sie mit vollen Segeln dem Hafen der Ehe zusteuern."

— — — — — — — — — — — —

Fünf Minuten nach beendigter Durchlesung dieses Briefes war Glasebeck auf dem Wege nach der Schillerstraße.

Er trat beflügelten Schrittes in die Villa ein, die er volle vierzehn Tage gemieden hatte, eilte die Treppe hinauf und stand eine Minute später in Werckmeister's

Arbeitszimmer, gänzlich unvorbereitet für die Erklärung seines Wiedererscheinens, die von ihm erwartet wurde. Er begann zu stottern von Rosenbrook, von Villarino, und zog dabei das Packet aus der Tasche. Und merkwürdig war's: Werckmeister, derselbe Mann, dem dreizehn Jahre lang niemals ein Zweifel an der Richtigkeit seiner Auffassung gekommen war, der sich durch dieselbe sein Leben hatte vergällen lassen, blindlings dem ersten Eindrucke folgend — jetzt auf einmal dämmerte ihm der wirkliche Zusammenhang der Ereignisse in St. Jean de Luz auf.

„Nicht wahr, ich bin unschuldig?“ fragte er zitternd.

„So ist es. Eine Komödiantin hat Sie noch in den letzten Minuten ihres Daseins betrogen. Gestorben ist sie des Andern wegen, der sich weigerte, mit ihr zu fliehen — er hat vor seinem Tode Alles bekannt. Der Auftritt auf dem Felsen aber war ein Spiel, das der Impuls des Augenblicks ihr eingab — ein Spiel, das ihren Rückzug aus dem Leben decken sollte. Ob sie noch eine Nebenabsicht dabei gehabt hat, ob die Unselige im Zorn über vermeintlich von Ihnen erlittene Unbill Ihnen noch einen Dolchstoß hat versetzen wollen, eine Wunde, die nicht vernarben konnte — das vermag ich nicht zu entscheiden; auf diese Frage werden Sie die Antwort wahrscheinlich wissen.“

Lange stand Werckmeister, das Packet in der Hand, und dachte nach, ohne daß Glasebeck ihn zu stören wagte. Endlich rüttelte er sich empor und umarmte den Ueberbringer der frohen Botschaft mit großer Herzlichkeit.

„Ihnen, mein lieber Doktor, verdanke ich meine Wiedergeburt,“ sagte er mit feuchten Augen. „Wohl ist mir

das reine Bild meiner Gattin grausam zerstört worden. Doch darüber will ich nicht klagen; ist doch gleichzeitig der Wahn verschwunden, der mich alt und elend machte und auch Clarita's Leben zu verdüstern begann. — Und nun möchte ich eine Weile allein bleiben. Noch liegt mir ob, das Bekenntniß jenes schwachen Menschen zu lesen, der wohl rechtlich war, aber nicht den Muth hatte, mir gegenüber wahr zu sein .. und die Briefe meines falschen Weibes. — Gehen Sie hinüber zu Clarita; bringen Sie ihr den Sonnenschein, den sie schmerzlich entbehrt hat, seit ich Sie vertrieb."

In der Mitte des Zimmers stand Clarita, als Glasebeck eintrat. Sie glaubte seinen Schritt erkannt zu haben und war ihm zögernd, zweifelnd entgegengegangen. Stumm streckte sie dem ungetreuen Freunde die Hände entgegen; ihre Mundwinkel zuckten.

„Clarita, liebste Clarita! so werth bin ich Ihnen?"

Weiter brachte Glasebeck nichts hervor; schon hatte er sie an sich gezogen und hielt sie in seinen Armen.

„Ich hab' es ja nicht gewußt, bis Sie wegblieben," sagte sie verschämt.

„Es soll nicht wieder geschehen, theure Clarita. Tag für Tag will ich von jetzt an bei Dir sein — lebenslang. Denn, daß Du es nur weißt: ich kann nicht ohne Dich sein, Clarita."

Als Clarita's Vater sich bei dem Brautpaare einstellte — er hatte es gar nicht eilig damit gehabt — sah er um zehn Jahre jünger aus.

Die deutschen Frauen vor achtzehnhundert Jahren.

Eine geschichtliche Berichtigung.

Von

M. Verko.

Es ist eine durch die Schilderung des Tacitus entstandene und noch heute allgemein verbreitete Annahme, daß die Frauen bei den alten Germanen eine sehr hohe Stellung eingenommen und eine an's Göttliche streifende Verehrung genossen hätten. Wenn man sich aber die Frage vorlegt, wie es möglich sei, daß eine im Volke wurzelnde Anschauung so schnell habe wechseln, und das Weib auf die tiefe Stufe herabsinken können, auf der es spätere Jahrhunderte finden, so fühlt man sich bereits von einem leisen Mißtrauen in die Wahrheit obiger Behauptung ergriffen. Gründliche Forscher haben nun vollends jene idealen Vorstellungen in's Fabelreich verbannt und nachgewiesen, daß dem römischen Geschichtsschreiber in dieser Beziehung nicht recht zu trauen ist. Er hat ohne Zweifel die Wahrheit seiner Hauptabsicht untergeordnet, welche darin bestand, der auf Abwege gerathenen Gesell-

schaft seines Vaterlandes durch Vorführung barbarischer Tugenden einen moralischen Rippenstoß zu versetzen.

Obgleich dies schon oft gesagt und geschrieben ist, hat sich das genannte Vorurtheil doch mit einer seinem Alter entsprechenden Zähigkeit erhalten, und besonders das schöne Geschlecht mag sich eine theure Illusion nicht rauben lassen, um so weniger, als manche Stellen in unseren Heldenliedern: Nibelungen, Gudrun u. s. w., dieselbe zu bestätigen scheinen.

Wer sich nun von dem Leben unserer Stammmütter einen wirklich zutreffenden Begriff machen will, muß denselben nicht aus den Sagen und Dichtungen der Vorzeit schöpfen; alle jene Königinnen und Heldinnen waren ja ursprünglich nicht als sterbliche Weiber gedacht, sondern als Göttinnen, als von der Volksphantasie poetisch verklärte Verkörperungen gewaltiger Naturkräfte. Nach ihnen die Stellung der deutschen Frauen zu beurtheilen, wäre ebenso thöricht, als wollte man von den verliebten Abenteuern und der Ungebundenheit griechischer Göttinnen einen Schluß auf das Leben der in ihren Frauengemächern abgeschlossen lebenden alten Griechinnen ziehen. Auch die verbürgten Erzählungen von der Verehrung, welche eine Albrune und Veleda genoß, können nicht als beweiskräftig gelten, da es sich hier nur um einzelne, wie man glaubte, mit höheren Kräften begabte Wesen, und nicht um das ganze weibliche Geschlecht handelte.

Ein weit zuverlässigeres Mittel, die Wahrheit zu erfahren, bietet das Studium des germanischen Rechtes, da das Gesetz ein treuer Spiegel der Zeit ist, von der es

seine Gestalt empfing. Obgleich anfangs nur durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt und erst seit dem 5. Jahrhundert aufgezeichnet, enthalten die deutschen Volksrechte unter vielen Späteren hier und da Bruchstücke aus ältester Zeit, welche, richtig zusammengestellt, ein deutliches Bild früherer Zustände ergeben.

Von diesem Standpunkt betrachtet, erscheint die germanische Frau in einem ganz anderen Lichte. Sie war ein völlig rechtloses, lebenslänglich unmündiges Wesen, dessen Schicksal ohne Widerrede in die Hand des Mannes gelegt war, der nach Willkür darüber verfügen durfte, denn bei den alten Germanen genoß das Familienoberhaupt volle Freiheit, mit seinen Angehörigen zu schalten und zu walten, sie zu züchtigen oder auch zu tödten, wie es ihm gefiel. In Familienangelegenheiten mischte sich das Gesetz nicht, es beschränkte sich darauf, die Beziehungen der Familienhäupter untereinander und zu dem Staate zu regeln.

In dienender Unterwürfigkeit und bei schwerer Arbeit wuchs das junge Mädchen heran, bis es sich den Jahren näherte, in welchen das interessanteste Ereigniß im Mädchenleben, die Verlobung, einzutreten pflegt. Die vielgepriesene und besungene „Minne“ hatte jedoch wenig damit zu thun, und die ganze Angelegenheit wurde von einem äußerst praktischen Standpunkte aus behandelt. Der Vater oder Vormund suchte einen ihm passenden, möglichst wohlhabenden Freier aus, mit welchem er sich zunächst über die Höhe des Brautkaufs einigte. Derselbe, in Rindern, Pferden und Waffen bestehend, war nicht, wie Tacitus

meinte, ein Geschenk des Bräutigams an die Braut, sondern der Kaufpreis, welchen der Vater dafür bekam, daß er den Besitz seiner Tochter abtrat. Daher erhielt sich die Redensart, „eine Frau kaufen", im Munde des Volkes. Dieser Brautkauf bildete den eigentlichen Abschluß der Ehe, auf welchen dann Verlobung und Hochzeit als weitere Ceremonien folgten. Hatte der Bräutigam die versprochene Zahlung nicht geleistet, so war die Ehe ungiltig, und die daraus entsprossenen Kinder illegitim. Da die germanische Rechtsauffassung die Ehe als einen Kauf betrachtete, hatte der Käufer natürlich von diesem geschäftlichen Standpunkte aus kein Recht, eine Waare zu behalten, die er nicht bezahlt hatte.

Ein Selbstverfügungsrecht des Mädchens über ihr Herz und ihre Hand kannte jene frühe Zeit nicht; für romantische Liebesgefühle hatte sie nicht das mindeste Verständniß und rächte alle vermeintlichen weiblichen Uebergriffe grausam. Wenn ein Mädchen sich ohne Zustimmung ihres Vormundes selbst verlobte, so war dies nicht nur ungiltig, sondern die Arme verlor auch die Freiheit. Ließ sie sich von dem Manne ihres Herzens entführen und heirathete ihn, so hatten ihre Verwandten noch nach Jahr und Tag das Recht, sie von Gatten und Kindern zu reißen und gewaltsam in's Elternhaus zu schleppen, wenn sie nicht gar von ihren Angehörigen getödtet wurde.

Derartige Vergehen mögen indessen wohl sehr selten vorgekommen sein. Die Mädchen wußten, daß es gegen den Befehl des Vaters keine Auflehnung gab, und folgten dem neuen Herrn so gehorsam, wie früher dem alten. Ihr

Leben wurde übrigens durch die Ehe keineswegs erleichtert. Die alten Deutschen, welche bekanntlich mit Leidenschaft auf der Bärenhaut lagen und spielten und zechten, ließen sich darin nur dann stören, wenn es galt, für Wotan den heiligen Krieg zu führen, auf die Jagd zu gehen oder in der Versammlung der Freien Reden zu halten, besaßen aber sonst eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von Arbeit. Die Besorgung der Haus- und Landwirthschaft ruhte also ganz auf den Schultern der Frauen, welche vom Gesinde und einigen invaliden Greisen unterstützt wurden. Die schwersten Arbeiten, wie das Mahlen des Getreides auf Handmühlen und das Pflügen, fiel immer den weiblichen Familienmitgliedern zu, und noch im Mittelalter sah man in manchen Gegenden Mägde den Pflug ziehen.

Die Küche, welche anfangs wenig Mühe verursacht hatte, verfeinerte sich allmählig und nahm mehr Aufmerksamkeit in Anspruch. Zu den Pflichten einer Hausfrau gehörte auch das Brodbacken und Bierbrauen; das letztere war ein Geschäft von ganz besonderer Wichtigkeit, und wurde gewiß mit dem größten Fleiße besorgt, da der Weg zu dem Herzen des Mannes schon damals durch den Magen führte. Auch das Weben der schönen leinenen Gewänder, welche Tacitus erwähnt, war natürlich Frauenarbeit, und man nahm sie meist im Winter vor, wenn die ländlichen Beschäftigungen ruhten. Da jedoch die aus einem einzigen Raum bestehenden hölzernen Häuser, denen Fenster und Schornstein fehlten, während ein Loch in der Decke dem Rauch Abzug gewährte, durch das trübe qual-

mende Feuer nur schwach erwärmt werden konnten, mußten die Frauen, um nicht bei der Arbeit zu erstarren, einen anderen höchst seltsamen Zufluchtsort aufsuchen. Es waren dies große, ausgegrabene Erdhöhlen, welche in ihrem unteren Raume eine Vorrathskammer, in dem oberen, durch Bretter abgetheilten dagegen ein Zimmer bildeten. Oben war der ganze Bau, der eine große Aehnlichkeit mit unseren ländlichen Kartoffelmieten gehabt haben muß, zur besseren Warmhaltung mit Dünger bedeckt, weshalb er auch den Namen „Tunk" führte. An diesem lieblichen Orte brachten die Frauen den ganzen Winter zu, mit ihren Mägden stets fleißig spinnend und webend.

Will man sich nun etwa die Frau auch nur in diesem kleinen Reich, das ihre Thätigkeit umfaßte, als Gebieterin vorstellen, so irrt man gründlich. Sie war nicht die Herrin, sondern die Sklavin des Hauses und wurde wie eine solche bei mangelndem Gehorsam von dem Manne gezüchtigt. Auch den dienenden Mägden gegenüber war ihre Stellung nicht die der unbedingten Gehorsam beanspruchenden Herrin. Ebensowenig besaß sie das uns an einer Hausfrau selbstverständlich erscheinende Recht, die Bedürfnisse des täglichen Lebens selbst einzukaufen. Dies stand allein dem Manne zu, da die Frau als eine lebenslänglich Unmündige nie Eigenthum erwerben und daher auch weder kaufen noch verkaufen konnte. Nur im Nothfalle, wenn der Mann abwesend war, gestattete ihr das Gesetz, die nothwendigsten Einkäufe an Lebensmitteln zu machen, setzte jedoch die höchste Summe fest, welche sie dafür verausgaben durfte. Meistens waren es nur wenige

Pfennige, über welche sie derart verfügen durfte; überschritt sie die gezogene Grenze, so war der Handel ungiltig, und der Mann brauchte die entnommene Waare nicht zu bezahlen und konnte noch obendrein den Verkäufer verklagen, weil er das Gesetz nicht geachtet und „aus der Unzurechnungsfähigkeit einer Unmündigen Vortheil zu ziehen" gesucht hatte.

Kann man also nicht von einer Herrschaft der Frau im Hause reden, so möchte man doch vielleicht vermuthen, daß sie eine desto unbestrittenere Gebieterin im Herzen des Mannes gewesen sei, dessen Zuneigung ihr Ersatz für die fehlende äußere Selbstständigkeit geboten habe. Wenn schon die Art der Eheschließung einen Zweifel an dieser Annahme begründet, so wird dieselbe völlig vernichtet, wenn man bedenkt, daß die germanische Frau, wenn sie wirklich einen Platz im Herzen des Gatten besaß, doch nie darin Alleinherrscherin war. Die schönen Erzählungen von der Sittenreinheit der Germanen und ihrer strengen Auffassung der Ehe sind Idealgemälde, deren trügerische Farben vor dem Licht der Wirklichkeit nicht Stich halten. Thatsächlich war die Vielweiberei eine echt germanische Sitte, und die Einehe, von welcher unsere biederen Altvordern keine blasse Ahnung hatten, wurde erst durch fremden Einfluß allmählig eingeführt und vom Christenthum befestigt.

Es ist möglich, daß die südlich wohnenden Stämme sie bereits zu Tacitus' Zeiten angenommen hatten, im Norden Deutschlands und in Skandinavien blühte die Vielweiberei noch lange. Der norwegische König Harald Harfagr, der

im 10. Jahrhundert lebte, hat der Sage nach zehn Frauen und zwanzig Nebenfrauen besessen. Als er darauf noch um die Königstochter Ragnhild warb, und von ihr die Antwort erhielt, daß sie den mächtigsten Herrscher verschmähen würde, wenn sie seine Liebe mit dreißig anderen theilen müßte, entschloß er sich dazu, seinen ganzen Harem aufzulösen und Ragnhild als seine Einzige heimzuführen. Ob diese nicht vielleicht später, als sie neben der ungetheilten Liebe des Königs auch seinen ungetheilten Zorn als einziges Opfer tragen mußte, ihre Vermessenheit bereut hat, ist leider nicht gesagt.

Unter den Deutschen waren die Franken am längsten der Vielweiberei ergeben, da sie bei ihnen noch im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu finden ist. So hatte z. B. Pipin II. zwei Frauen, trotz der Vorstellungen der Priester. Die Kirche mußte namentlich hohen Herren gegenüber oft ein oder gar beide Augen zudrücken, und die größten Anstrengungen machen, um diesen Rest des Heidenthums zu vertilgen.

Konnte also der Germane, je nachdem seine Mittel reichten, sich Frauen wählen, so viel er wollte, so war gegen die Letzteren selbst das Gesetz sehr streng, ja geradezu grausam, fiel es ihnen etwa ein, sich gegen ihre Eheherren aufzulehnen oder gar ihnen davonzulaufen. Die Art der Strafe, welche Tacitus beschreibt, nach welcher Frauen die sich in dieser Beziehung irgend etwas zu Schulden kommen ließen, mit abgeschnittenem Haar durch das Dorf gepeitscht wurden, war bereits eine Milderung des früheren Brauches. Nach älterem Gesetz war es dem Manne er-

laubt und sogar geboten, die Schuldige sofort zu erschlagen, nur durfte er die That nicht verheimlichen, sondern mußte sie selbst dem Richter anzeigen.

Wenden wir uns jedoch von diesen düsteren Bildern hinweg, um die germanische Frau und Gattin auf ihrem Lebenswege weiter zu verfolgen. Wenn dieselbe im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung auch kein blutiges Gericht zu fürchten hatte, so schwebte dennoch ein schreckliches Verhängniß drohend über ihrem Haupte und machte ihr das süßeste Gefühl des Frauenherzens, die Mutterliebe, zu einer Quelle steten Kummers. Selbst Sklavin, hatte sie ihre Kinder nicht sich, sondern allein dem Manne geboren, der fortan Gebieter über Leben und Tod derselben war. Es war dem Germanen gestattet, seine Kinder auszusetzen, zu tödten oder in die Knechtschaft zu verkaufen, wie er wollte. Obgleich es im Allgemeinen für ehrenvoll galt, viele Söhne zu haben, so machten doch oft Vermögensverhältnisse oder theure Zeiten einen Familienzuwachs unerwünscht; ganz besonders war dies der Fall, wenn der neue Ankömmling ein Mädchen war. Die Sitte, neugeborene Kinder auszusetzen oder zu tödten, war allgemein im Gebrauch, und die nordischen Sagen erzählen von den Listen, welche Mütter ersannen, um ihre Lieblinge zu retten. Die Tödtung eines neugeborenen, noch bewußtlosen Wesens, war nach jenen Anschauungen eben kein Verbrechen; machten doch die Isländer die Annahme des Christenthums von der Bedingung abhängig, nach wie vor Kinder aussetzen und Pferdefleisch essen zu dürfen!

Bereits erwachsene Kinder dagegen wurden, ebenso wie

die Frauen selbst, in die Knechtschaft verkauft, wenn die Noth es erforderte. Die Friesen z. B. verkauften ihre Weiber und Kinder, um den Römern den auferlegten Tribut zu zahlen. Aber auch ohne zwingende Gründe verschenkte der Germane nicht selten seine Frau, um einem Anderen eine Ehre zu erweisen, oder auch vielleicht, um sie mit guter Manier loszuwerden, wenn er ihrer überdrüssig war. Die Beschränkungen, welche dies Recht durch die lombardischen und sächsischen Gesetze erfuhr, zeigen, daß es thatsächlich noch im Mittelalter in Kraft war. Es wurde darin freien Männern nur verboten, ihre Frauen an Unfreie zu verschenken, und einem bestimmten Stande untersagt, die Frauen zu verkaufen.

Wie eine Sklavin mußte also das Weib dem Befehle des Herrn folgen, auf seinen Wink Kinder und Heimath verlassen, und dem neuen Gebieter Leib und Leben weihen. Rechtlos, wie sie war, mußte sie auch die grausamste Behandlung schweigend erdulden.

Kommen wir nun zu dem Ende der Tragödie. Ein natürlicher sanfter Tod war nur denjenigen Frauen vergönnt, welche vor ihren Gatten dahingingen. Die Pforten der Unterwelt schlagen, wie die Edda sagt, dem Manne, der allein hindurchgeht, schwer auf die Fersen; was war selbstverständlicher, als daß die Frau hinter ihm schreite, um den Stoß aufzufangen? Gleich der indischen Wittwe bestieg die unglückliche Germanin also den Scheiterhaufen und wurde mit der Leiche des Mannes, oft auch noch mit Dienern und Rossen, verbrannt. Im 1. Jahrhundert nach Christi Geburt war diese Sitte wahrscheinlich nicht

mehr allgemein im Gebrauch, daß die Heruler sie aber noch in weit späterer Zeit ausübten, ist uns durch Procop bezeugt. Unbedingte Verehrer des Alterthums, welche jede Barbarei poetisch zu verklären suchen, möchten diesen Feuertod als Triumph treuer, über das Grab hinausreichender Gattenliebe ansehen. Daß dem nicht so war, beweist aber die Thatsache, daß die Wittwen sich überraschend schnell trösteten, nachdem es durch den Einfluß der Kirche gelungen war, dem Greuel ein Ende zu machen. Sie feierten nicht selten zugleich mit dem Todtenmahle für den abgeschiedenen auch die Hochzeit mit dem neuen Gatten, womit die frommen Väter allerdings auch nicht zufrieden waren, sondern nun eifrig nach der entgegengesetzten Seite steuerten, um die allzufrische Lebenslust zu dämpfen.

Seit es der Wittwe gestattet war, am Leben zu bleiben, mußte natürlich auch für ihren Unterhalt gesorgt werden. Da die Wittwe nicht erbfähig war, erhielt sie eine Summe als Leibgedinge zum lebenslänglichen Gebrauch, das heißt, wenn sie sich nicht wieder verheirathete. Anfänglich meist unter der Gewalt ihrer mannesseitigen Verwandten stehend, brachte sie ihre letzten Tage gewöhnlich in der Vormundschaft ihrer eigenen Söhne zu. Einem friesischen Gesetze zufolge konnte sogar ein siebenjähriger Knabe mündig gesprochen und zum Vormund seiner Mutter gemacht werden.

Mit Anführung dieser letzten Thatsache, welche deutlicher als alles Andere die Stellung der germanischen Frauen beleuchtet, wollen wir das entworfene Lebensbild beschließen. Individuelle Züge konnte dasselbe seiner Natur

nach nicht zeigen, dagegen darf es, gleich jenen Photographien, welche aus übereinandergelegten Aufnahmen verschiedener Personen derselben Berufsklasse bestehen, Anspruch darauf erheben, eine Durchschnittsphysiognomie darzustellen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, soll noch gesagt sein, daß diese Zeilen durchaus nicht den Zweck haben, die Verehrung unserers Alterthums etwa zu vermindern. Selbst bei hochkultivirten Nationen, wie Griechen und Römer es waren, stand das Weib in der frühesten Periode des Volkslebens nicht um ein Haar höher, als die Germanin, wie es denn völlig naturgemäß ist, daß in einem noch durch kein Rechtsbewußtsein, sondern allein durch Gewalt getragenen Staat der physisch schwächere Theil der unterdrückte sein muß. Es handelt sich hier also nur um die Widerlegung der völlig unmotivirten Behauptung, daß die Germanin vor ihren Geschlechtsgenossinnen in anderen Ländern einen Vorzug vorausgehabt habe. Erst die von Süden und Westen eindringende Kultur brachte ihr in späteren Jahrhunderten eine Verbesserung ihres Looses, und die christliche Weltanschauung ließ sie zu einer Bedeutung gelangen, welche das Weib der antiken Welt nie erreicht hat.

Denjenigen Frauen aber, welchen diese Schilderung vielleicht eine liebgewordene Vorstellung zerstört hat, möchten wir das Wort zurufen, welches die Darwinianer ihren durch die Abstammungstheorie in ihrem Stolz gekränkten Gegnern entgegenhalten: daß es nämlich viel tröstlicher und hoffnungsvoller ist, aus der Tiefe emporzusteigen, als mit dem Bewußtsein einer besseren Vergangenheit beständig zu sinken.

Wie unsere Reichskassenscheine entstehen.

Ein Blick in die Geheimnisse der Papiergeldfabrikation.

Von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Nachdem die Einigung des deutschen Reiches vollendet, und eine Einheitlichkeit der Münzen herbeigeführt worden war, ging man auch daran, das Papiergeld einheitlich zu gestalten, und durch das Gesetz vom 30. April 1874 wurde die Ausgabe von Reichskassenscheinen zu fünf, zwanzig, fünfzig und hundert Mark beschlossen.

Die Einführung der neuen Reichskassenscheine wurde vom Handel und Verkehr, von Geschäfts- und Privatleuten mit großer Freude begrüßt; machte sie doch den unangenehmen Zuständen ein Ende, welche durch die Ausgabe des verschiedenartigsten Papiergeldes in Deutschland entstanden waren, und mit Schrecken erinnert sich mancher Geschäftsmann heute noch an die sogenannten „wilden Thalerscheine", ein elendes Papiergeld der kleineren deutschen Staaten, Scheine, welche vor Alter ganz schwarz geworden waren, bei der geringsten Berührung auseinanderrissen und zumeist mit den gummirten Streifen von Briefmarkenrändern mühsam wieder zusammengeklebt worden waren.

Waren auch die ersten Reichskassenscheine nicht künstlerisch so schön ausgeführt, wie man es hätte wünschen sollen, so wurde doch darin bald Wandel geschaffen, und im Laufe der fünfzehn Jahre, in denen die Reichskassenscheine bestehen, hat deren Aussehen mehrfache Veränderungen erlitten.

Die Herstellung der Reichskassenscheine findet in der Reichsdruckerei in Berlin statt. Der Zutritt zur Reichsdruckerei, insbesondere zu der Abtheilung, in der das Reichspapiergeld angefertigt wird, ist nicht leicht zu erlangen; der Verfasser verdankt denselben der persönlichen Liebenswürdigkeit des Staatssekretärs des Reichspostamts, Herrn Dr. v. Stephan, auf dessen Geheiß sich die verschlossenen Pforten der Reichsdruckerei öffneten, um eine Besichtigung der Papiergeldanfertigung zu gestatten.

Die Reichsdruckerei ist ein riesenhaftes Etablissement, welches fast siebenhundert Arbeiter beschäftigt. Es werden dort nicht nur Reichskassenscheine angefertigt, sondern auch sämmtliche Postwerthzeichen, Aktien und Staatspapiere, Coupons, Lotterieloose, Zeichnungen für Patentschriften und die geheimen lithographischen und zinkographischen Zeichnungen für den deutschen Generalstab. Außerdem aber hat sich die Reichsdruckerei unter der Direktion des Staatssekretärs zu einem Kunstinstitut ersten Ranges entwickelt, welches für Herstellung von Bildern nach den neusten und besten Verfahren für Heliogravüre, Kupferstich, Stahlstich u. s. w. Bestellungen aus dem ganzen Reiche und auch aus dem Auslande beständig zu erledigen hat.

Das Hauptgebäude, das in der Oranienstraße in Berlin

liegt, ist stets streng verschlossen. Kein Unbefugter darf nur auf den Hausflur, und die zahlreichen Arbeiter und Arbeiterinnen, die in der Reichsdruckerei beschäftigt sind, dürfen während der Arbeitszeit das Gebäude nicht verlassen. Es ist für sie eine eigene Küche vorhanden, aus der sie das Mittagessen beziehen können, und erst nach Arbeitsschluß werden sie unter Kontrolmaßregeln aus dem Hause herausgelassen; Einzelne werden auch vor dem Verlassen des Hauses, sobald dies nothwendig erscheint, durchsucht.

Die Kontrole, welche bei der Herstellung des Papiergeldes selbst geübt wird, ist eine verhältnißmäßig sehr einfache. Es wird jedem Vorarbeiter oder Aufseher in jedem Saale eine bestimmte Anzahl von Bogen des Banknotenpapiers zugezählt, und Abends müssen genau ebensoviel Bogen, entweder bedruckt als Geld oder als Makulatur, d. h. zerrissen, beschädigt oder verunglückt, abgeliefert werden.

Betrachten wir zunächst das Papier. Dieses wird nicht in der Reichsdruckerei hergestellt, sondern in privaten Papierfabriken, von denen sich die bedeutendste in Eberswalde in der Nähe von Berlin befindet. Natürlich stehen diese Papierfabriken unter Aufsicht der Reichsdruckerei, und ihre Besitzer sind dafür verantwortlich, daß auch nicht ein Fetzen des Papieres unbefugterweise aus der Fabrik geht. Die Papiermaschine, in der das Banknotenpapier hergestellt wird, ist vollständig unter Verschluß. Ueberall, wo ein Fortrücken in der Maschine, eine Umdrehung u. s. w. stattfindet, sind Zählwerke aufgestellt, so daß auf das

Genaueste die Thätigkeit der Maschine zu kontroliren und festzustellen ist, wie viel Papier dieselbe geliefert hat.

Das Papier wird in sogenannten Rollen ohne Ende in die Reichsdruckerei geliefert, kommt dort unter Verschluß an und wird in besonderen Räumlichkeiten in Stücke geschnitten, wie sie für den Bedarf nothwendig sind. In der Mitte des Papiers (von oben nach unten gehend) befindet sich eine ungefähr handbreite Borte von sogenannter Pflanzenfaser, die nach einem geheim gehaltenen Verfahren darauf angebracht wird und dazu dienen soll, die Nachahmung des Banknotenpapiers zu verhindern. Der Leser kann mit einer Nähnadel diese Fasern von jedem einzelnen Reichskassenschein, insbesondere von den Hundertmarkscheinen loslösen und sich überzeugen, daß er es nicht mit einer bloßen Zeichnung zu thun hat, wie manche Leute meinen. Da der Strich durch die Mitte des Bogens geht, so befindet sich diese Faser, wenn man den Kassenschein mit der Schauseite nach oben legt, bald an der rechten, bald an der linken Ecke, da z. B. bei Hundertmarkscheinen immer vier auf einen Bogen kommen und zwei von ihnen immer mit der linken, zwei mit der rechten Seite nach der Mitte des Bogens zu liegen.

Ueber Höfe und steinerne Treppen gehen wir empor zur Druckerei für Papiergeld. Der Faktor, der uns führt, klopft an eine eiserne Thür und nennt seinen Namen, worauf geöffnet wird, und wir in einem mächtigen Saale stehen, in dem augenblicklich Hundertmarkscheine gedruckt werden. Wir sehen Transmissionen, welche die großen Kupferdruckmaschinen treiben, sich unablässig herauf und

herunter bewegen und werden zuerst an eine eigenthümliche Mühle geführt, welche die Farbe für den Druck der Hundertmarkscheine herstellt.

Bekanntlich ist deren Druck blau, es muß also hier blaue Farbe außerordentlich fein verrieben werden, und zwar geschieht dies mit einer Sorgfalt, welche uns Erstaunen und Bewunderung abnöthigt. Die Farbe wird nämlich durch Marmorwalzen zerrieben, und zwar geht sie zuerst trocken durch die Walzen hindurch und wird vollständig zu Pulver zerbröckelt. Dann wird sie nach einem Verfahren, das nicht mitgetheilt werden darf, mit Oel und anderen Bestandtheilen versetzt und geht dann noch sechs- oder siebenmal durch die immer enger gestellten Walzen, bis auch nicht ein Körnchen unzerriebenen Farbstoffes mehr übrig ist.

Wir treten nun an einen der Kupferdrucker heran, die an den Riesenmaschinen — jede an und für sich ein Kunstwerk — arbeiten. Diese Kupferdruckmaschinen haben mit Dampf geheizte Walzen und sind der Triumph der neuen Buchdruckertechnik oder vielmehr der Maschinenfabrikation für das Buchdruckereigewerbe. Wir sehen den Arbeiter eine kupferne, mit einer Stahlhaut versehene Platte auf einen Eisenkasten legen, der inwendig mit Gas geheizt ist, so daß die Platte sich rasch erwärmt. Diese Platte zeigt viermal die Schauseite, d. h. die Vorderseite eines Hundertmarkscheins. Ehe sich die Platte erwärmt, betupft der Arbeiter sie mit großer Geschicklichkeit mit Baumwollenbäuschchen, die in die blaue Farbe getaucht, aber ganz verschieden stark damit getränkt sind. Die tiefsten Stellen

der Platte müssen natürlich mehr Farbe aufnehmen, als die erhabenen, und es gehört große Uebung und große Geschicklichkeit dazu, um dieses Färben der Platten möglichst rasch und genau auszuführen. Indeß wird diese Anforderung an jeden Kupferdrucker gestellt, nur muß hier beim Drucken des Geldes noch große Sorgfalt beim Einlegen der Platten in die Maschine verwendet werden, damit, wenn die Bedruckung des Bogens auf der anderen Seite erfolgt, die Rück- und Schauseite eines jeden Hundertmarkscheines ganz genau aufeinander passen.

Wir sehen, wie die jetzt ziemlich erhitzte Platte in die Maschine gebracht wird; ein Bogen des unbedruckten Pflanzenfaserpapiers wird sodann auf eine Vorrichtung gelegt, und ein Hebel in Bewegung gesetzt, welcher die Transmission auf die Welle schiebt. Langsam schiebt sich Rad um Rad, Cylinder um Cylinder vor, das druckfeuchte Papier, das über die mit Dampf geheizten Walzen geht, läßt einen leichten Rauch ausströmen, dann fällt auf der anderen Seite der Maschine nach Verlauf von ungefähr anderthalb Minuten der auf einer Seite bedruckte Bogen mit vier Vorderseiten von Hundertmarkscheinen heraus und wandert sofort zur nächsten Kupferdruckmaschine, wo ein anderer Arbeiter mit einer Platte druckt, welche die Rückseiten der Hundertmarkscheine darstellt.

Die Herstellung der Platten ist natürlich für den Druck des Papiergeldes die Hauptsache; aber selbst die Bewilligung des Staatssekretärs zur Besichtigung der Druckerei verschafft uns nicht Eintritt in das Allerheiligste des Etablissements, in dem diese Platten hergestellt werden.

Innerhalb des Gebäudes ist eine Art kleiner Festung geschaffen, Zimmer, deren Decken, Fußböden und Wände von außen mit Wellblech bekleidet sind, und zu denen man erst durch so und so viel eiserne Thüren gelangt. Innerhalb dieses festungsartigen Baues arbeiten die Graveure und Ciseleure, welche die Platten stechen und zurechtmachen. Dort stehen die kunstvollen Guillochirmaschinen, welche auf mechanischem Wege die eigenthümlichen verschlungenen Linien, die den Untergrund der Scheine bilden, nach genau vorgeschriebenem und doch unnachahmlichem Muster auf die Platten graviren. Dieses Netz von ineinander geschlungenen Linien, die sogenannte „Guilloche", ist ein Haupthinderniß für die Nachahmung der Scheine. In jenem Allerheiligsten sitzen auch die Künstler, welche neue Entwürfe für Werthpapiere, Banknoten, Postwerthzeichen u. s. w. machen; ferner die Arbeiter, welche die Galvanos von den Platten herstellen und die Stahlplatten selbst adjustiren. Zutritt in diese Räume aber hat nur der Staatssekretär, der Oberpostdirektor, der als Chef der Reichsdruckerei fungirt, und diejenigen Arbeiter, welche dort dienstlich zu thun haben.

Doch kehren wir zurück zu dem Bogen mit den vier Hundertmarkscheinen bedruckt, der uns in die Hand gegeben wird, und den wir mit einem gewissen Gefühl der Achtung betrachten. Der Faktor erklärt uns aber lachend, daß das, was wir da in der Hand halten', noch lange kein Geld sei, sondern daß diese bedruckten Papierstücke noch eine Menge von Manipulationen sich gefallen lassen müssen, bis sie an die Reichsbank abgeliefert werden können, und

selbst dann sind sie noch nicht als Geld zu betrachten, auch nachdem durch besondere Numerirmaschinen die laufende Nummer auf den Schein gedruckt ist. Erst wenn der eigenthümliche rothe Stempel, den die Reichsbank den Kassenscheinen aufprägt, sich auf dem Papiere befindet, ist der Schein zu Geld geworden und hat dann den Werth im In- und Auslande, den seine Aufschrift angibt.

Die mit Hundertmarkscheinen bedruckten Bogen, die aus der Presse kommen, sind natürlich, trotzdem sie über geheizte Walzen gingen, noch feucht und müssen einige Tage trocknen. Wir werden jetzt noch eine Treppe höher auf den Boden des Hauses, geführt, wo aus eisernen Trägern, Eisenwellblech und Glas eine Art feuer- und diebessicheren Pavillons hergestellt ist, der den Trockenraum für das Papiergeld darstellt. Wir bedauern aufrichtig, daß es nicht jedem der Leser möglich ist, diesen interessanten Raum einmal zu besichtigen. Zwei eiserne Thüren hintereinander müssen wir passiren, bevor wir hineingelangen. Selbst nachdem der Faktor seinen Namen genannt hat, muß er noch eine Art Losung geben, und dann erst öffnet einer der beiden Wächter, die Tag und Nacht in diesem Raume sich aufhalten, die Thür und läßt uns eintreten.

Der hohe, pavillonartige Raum zeigt an den Wänden und von der Decke herabhängend eine große Anzahl von aus Holzstangen zusammengesetzten Rahmen, welche wiederum Drähte tragen, über welche die feuchten Bogen des Papiergeldes gehängt werden. Da sehen wir die eine Wand bedeckt mit vielen Hunderten von Bogen, die in grünem, braunem und rothem Druck Fünfzig-, Zwanzig-

und Fünfmarkscheine tragen. Eine andere Wand und fast der ganze Raum oben an der Decke ist behängt mit Bogen zu je vier Hundertmarkscheinen, und das Ganze macht den Eindruck eines riesenhaften, aber höchst originellen Wäschetrockenplatzes, nur daß anstatt der Wäsche hier zukünftiges Papiergeld im Werthe von Millionen hängt.

Wir werden durch eine andere eiserne Thür aus dem Trockenraum herausgelassen und kommen, wieder durch eine Eisenthür, an eine besondere Arbeitsstelle, an der es verhältnißmäßig sehr ruhig zugeht. Dort sitzt ein Beamter hinter einem Tische und überwacht das Zerschneiden der bedruckten und aus dem Trockenraum kommenden Bogen in die einzelnen Kassenscheine. Nachdem, je nach den Witterungsverhältnissen, die Bogen zwei bis vier Tage und Nächte in dem Trockenraume gewesen sind, kommen sie in dieses Zimmer und werden nun durch eine kleine Beschneidemaschine mit Handbetrieb in vier bis sechs Theile zerlegt, je nachdem auf ihnen Hundertmark- oder andere Scheine gedruckt sind. Der einzelne Schein aber muß so sorgfältig beschnitten werden, muß so genau, bis auf einen halben Millimeter, lang und breit sein, daß das Beschneiden nicht durch eine Maschine, sondern mit der Hand geschehen muß.

Wir sehen Buchbinder mit dem alten Handhobel, der in geschickter Hand noch am allersichersten arbeitet, manipuliren; wir sehen, wie eine Metallplatte, genau von der Größe eines Hundertmarkscheines, auf einen Stoß dieser Scheine gelegt wird, worauf man das Ganze in die Presse bringt und mit dem Handhobel beschneidet.

In einer Ecke des großen Arbeitssaales aber sehen wir einen eigenartigen Raum, der mit Drahtgittern vom Boden bis zur Decke vollständig abgeschlossen ist. In diesem Raume sitzen die Revisoren des beschnittenen und zurechtgemachten Papiergeldes, welche jedes Stück auf das Sorgfältigste untersuchen, ob es auch genau in Größe und Druck der Vorschrift entspricht, ob nicht an irgend einer Stelle ein Fehler beim Druck, in der Farbengebung oder in den Konturen entstanden ist. Mit großer Geschicklichkeit und der Schnelligkeit, welche die Uebung verleiht, lesen diese Revisoren die mangelhaften Stücke aus, welche oft so kleine Fehler haben, daß man dieselben nur mit der Lupe bemerken kann. Die brauchbaren Geldscheine werden sofort zu je Hundert zusammengepackt und mit Streifen zusammengebunden; die ausgemerzten Stücke werden ebenfalls zusammengepackt und abgeliefert, um in gewissen Zwischenräumen in einem besonders konstruirten Verbrennungsofen vernichtet zu werden.

Diese Revisoren des Papiergeldes sind zumeist Kupferstecher, Graveure und Ciseleure, die schon lange Jahre im Dienste der Reichsdruckerei stehen. Sie sind gewöhnlich nicht mehr jung genug, um mit absolut sicherer Hand bei der Herstellung der Metallplatten für den Druck mitzuwirken, und finden hier Verwendung, wo ihr geübter Blick von großer Bedeutung ist.

In einem anderen Raume wird nun das Buchen der Scheine vorgenommen. Vermittelst einer Buchdruckerpresse, deren Ziffern sich beständig bei ihrer Umdrehung von selbst einstellen, werden die Scheine mit den Serienbuch-

staben und den fortlaufenden Nummern versehen und dann in ein Buch eingetragen.

Nachdem die Scheine abermals getrocknet und gezählt sind, werden sie wieder zu je Hundert mit Papierstreifen zusammengepackt; hundert solcher Packete kommen immer in eine besondere Kiste, und gelangen so nach der Reichsbank, wo — wie bereits erwähnt — durch Aufdrückung des rothen, kleinen Rundstempels, den man insbesondere auf den Hundertmarkscheinen sehr deutlich sieht, der Kassenschein zu wirklichem Gelde wird und von wo aus er in den Verkehr hinausgeht, der seiner nicht entbehren kann.

Ist zwar nach dem Reichsgesetz, welches die Goldwährung vorschreibt, Niemand verpflichtet, bei größeren Zahlungen Kassenscheine zu nehmen, sondern berechtigt, Gold zu verlangen, so würde doch unser ganzes Geschäftsleben und aller Handel und Wandel bedeutend leiden, wenn wir nicht die Reichskassenscheine hätten, welche es ermöglichen, große Summen mit Leichtigkeit zu verschicken und bei sich zu tragen, während man sonst, selbst wenn diese Summen in Gold vorhanden wären, großer Transportmittel dazu bedürfte.

Der große Indianerkrieg unter Pontiac.

Historische Skizze

von

Georg Georgi.

(Nachdruck verboten.)

Die Indianer Nordamerika's sind ein hinschwindender Volksstamm, und das Ende des 20. Jahrhunderts wird nicht mehr viele von ihnen am Leben finden. Die vielumstrittene Frage über ihre Kulturfähigkeit ist damit gegenstandslos geworden. Wie viel Schuld daran die weißen Eroberer tragen, daß die Ureinwohner Nordamerika's die Kultur, von der sie meist nur Schlechtes sahen, nicht annehmen wollten, soll hier nicht erörtert werden. Daß die Indianer aber geistig keineswegs unbegabt sind, haben manche bedeutende Männer, die sie hervorgebracht haben, bewiesen, von denen Pontiac und Tekumseh auch den Europäern dem Namen nach bekannt sind. Von diesen Beiden ist es der Erstere und der durch ihn erregte Krieg gegen die Engländer, der uns in der folgenden Skizze beschäftigen soll.

Zwischen Frankreich und England war 1763 der Friede geschlossen worden, welcher alles französische Besitzthum in Nordamerika in britische Hände gab, soweit es östlich vom

Mississippi gelegen war, während die Kolonien westlich davon an Spanien abgetreten wurden. Ein ungeheurer Landbesitz, zum größten Theil noch mit Urwald bestanden und ohne bedeutendere Ansiedelungen europäischer Einwanderer im Innern, fiel damit England zu, und sofort wurden auch alle Forts von Canada bis nach dem Ohio mit britischen Truppen besetzt.

Groß war die englische Militärmacht damals in Nordamerika nicht, und die Besatzungen in all' den kleinen Forts auf der Hunderte von Meilen langen Grenze am Mississippi betrugen zusammen kaum mehr als sechshundert Mann. Aber da es keine französischen Soldaten in Canada mehr zu bekämpfen gab, vermeinten die Engländer zur Behauptung ihres ungeheuren Gebietes in Nordamerika mit der winzigen Truppenmacht auszureichen. Die wilden Indianerhorden verachteten sie, und ihre Meinung war, daß sie mit diesen feindseligen Nachbarn auf andere Weise als durch Waffengewalt bald fertig werden würden.

So schrieb z. B. Sir Jeffrey Amherst, der englische Oberkommandant, gleich nach dem Friedensschluß an den Oberst Bouquet, der in einem der neubesetzten Forts befehligte: „Könnte man es nicht möglich machen, die Blattern unter die unzufriedenen Indianerstämme zu bringen? Wir müssen bei Gelegenheit jede in unserer Macht stehende Kriegslist aufbieten, um ihre Anzahl zu vermindern."

Worauf der Oberst antwortete: „Ich will versuchen, das Blatterngift in einige wollene Decken zu verpflanzen, die ihnen dann in die Hände fallen sollen, mich aber dabei in Acht nehmen, daß ich mir nicht selbst die Krankheit

hole. Da es aber schade wäre, gute Leute solchen Gefahren auszusetzen, so wünschte ich, wir könnten uns des spanischen Verfahrens bedienen, sie mit englischen Doggen todtzuhetzen."

Dergleichen aus England zu beschaffen, schien dem General zu umständlich. Daher schrieb er seinem Oberst zurück: „Versuchen Sie es nur, die Indianer durch wollene Decken anzustecken, wie überhaupt jedes Mittel anzuwenden ist, welches die Ausrottung dieser abscheulichen Rasse befördert."

Zur Genugthuung dieser beiden Schurken, die eine Schande der englischen Nation und des Menschengeschlechts überhaupt sind, brachen dann auch wirklich die Blattern unter den Rothhäuten am Ohiofluß aus, und sie starben tausendweise daran.

Die Indianer kannten die Gesinnungen der Engländer gegen sie sehr wohl und erwiederten sie durch einen unauslöschlichen Haß. Hatten sie mit den französischen Eroberern durch die freundlichere Behandlung, welche ihnen dieselben im Allgemeinen bezeigten, auf einem verhältnißmäßig guten Fuß gestanden, so niemals mit den Engländern, von welchen sie nicht anders als wie wilde Bestien behandelt wurden. Aber bei ihrer Zersplitterung in zahlreiche und gegenseitig sich befehdende Stämme kam es zu keinem großen Unternehmen gegen ihren weißen Todfeind, der sich wohlweislich in seinen bewachten Forts und in der Nähe seiner Deckungen hielt. Nur gährte der Haß in allen Stämmen jenseits des Mississippi, und einig waren Alle in dem Wunsche nach blutiger Rache an ihren Unterdrückern.

Mit allem indianischen Stolz war den Engländern, als diese das Fort Detroit am Eriesee besetzten, der Häuptling der Ottawas, die dort mit den verbündeten Stämmen der Odschibwas und Pottawattamies ihre alten Jagdgründe hatten, entgegengetreten, um sein Recht gegen sie zu behaupten. Pontiac war ein kraftvoller Mann von fünfzig Jahren, aus altem Häuptlingsgeschlecht, hoch im Ansehen bei den Seinen, ein gefeierter Jäger und Kriegsheld, der Skalpe genug als Triumphzeichen trug, thatkräftig, zum Befehlen geboren, beredtsam dabei und schlau, unternehmungslustig und klug berechnend in seinen Handlungen. Er hatte dem Major Rogers, welcher Fort Detroit besetzen sollte, eine Schaar Häuptlinge und Krieger entgegengeschickt, die ihn am Chogagefluß trafen und im Namen Pontiac's ihm verboten, weiter vorzurücken, ehe er nicht mit diesem großen Häuptling sich verständigt habe. Bald darauf traf Pontiac in vollem Schmuck seines Ranges, einen Schurz von Federn um den Leib, ein Büffelfell um die Schultern, am ganzen Körper tättowirt, den Wurfspeer in der Rechten, bei Rogers ein und richtete die Frage an ihn, was er im Lande der Ottawas wolle. Der Major war ein ruhiger und verständiger Mann, theilte dem Indianerhäuptling seinen Auftrag mit, und daß die Franzosen nicht mehr in Detroit bleiben würden. Er wolle mit den Rothhäuten ringsum in Frieden leben.

Pontiac hörte schweigend zu; dann gab er zur Antwort, daß auch er Frieden mit den Engländern wolle, insofern sie ihm die schuldige Achtung erwiesen. Darauf

wurde die Friedenspfeife geraucht, und Pontiac ließ Rogers ungehindert nach Detroit ziehen.

Der Ottawahäuptling und sein zahlreiches Volk betrachteten nichtsdestoweniger die Engländer als Eindringlinge, und der Frieden, den er mit Major Rogers einging, war nur bestimmt, seinen Haß gegen die Fremden zu verbergen. Er wollte sie und ihre Macht erst näher kennen lernen, ehe er den großen Schlag führte, über den er brütete und womit der ganzen Herrschaft der Engländer im Indianerlande auf einmal ein Ende bereitet werden sollte. Seine scheinbare Freundschaft sollte nur dazu dienen, um desto sicherer und sorgfältiger den Plan vorzubereiten, einen großen Aufstand aller Indianerstämme längs des Mississippi und da, wo die britische Fahne gesehen wurde, zu bewirken. Mit dem außergewöhnlichen Geist, der diesem Indianer eigen war, arbeitete er in aller Heimlichkeit daran, seine Volksgenossen bis in die fernen Gebiete des Südens und Westens in Begeisterung für eine gemeinsame That der Erhebung zu setzen. Er hatte hohen Ehrgeiz; er dachte, wenn ihm sein Werk gelungen, als Preis dafür ein großes indianisches Königreich in Nordamerika für sich und sein Geschlecht aufzurichten und damit der Gefahr einer Unterjochung der indianischen Rasse durch die Engländer dauernd zu begegnen.

Früher war Pontiac ein Freund der Franzosen gewesen, hatte ihnen große Dienste geleistet, und während ihres Krieges mit den Engländern auf ihrer Seite gefochten. Der Marquis v. Montcalm, welcher französischer Obergeneral in Canada gewesen war, hatte ihn auch des-

halb mit besonderer Auszeichnung behandelt. So gehörte es denn zu seinem Plan, die französische Herrschaft in Canada wieder aufzurichten und sie dort ganz und gar womöglich an Stelle der englischen zu setzen. Den ihm glaubwürdigen Lügen der französischen Jäger und Waldläufer lieh er ein williges Ohr; darnach würden die Franzosen neue Heere aufstellen und mit den Rothhäuten zusammen den großen Krieg gegen Englands Macht in Nordamerika unternehmen.

Zuerst berief er seine Ottawas zu einer Berathung und theilte ihnen seine Pläne mit. Seine flammende Beredtsamkeit erfüllte sie mit Begeisterung für den Freiheits- und Rachekrieg gegen die Engländer. Dann versammelte er alle benachbarten Stämme auf einem Platz im Walde und erzählte ihnen da einen Traum, in dem der Große Geist ihm erschienen sei, um ihn zum Kampf gegen die Engländer aufzufordern. Er endete seine, die Indianer mächtig erregenden Mittheilungen mit den Worten:

„Weshalb, so sprach der Große Geist zu mir, duldet ihr, daß diese Hunde in rothen Röcken in euer Land kommen, das ich euch und euern Kindern geschenkt habe? Jagt sie hinaus, vernichtet sie! Und wenn ihr bei diesem Kampfe in Gefahr gerathen solltet, so will ich euch helfen!"

Unbeschreiblich war der Eindruck seiner Rede. Der Name Pontiac wurde von allen Indianern, welche der Versammlung beigewohnt hatten, mit Bewunderung wie der eines großen Nationalhelden genannt. Alle schworen, ihn als ihren Führer anzuerkennen im beschlossenen Kampf, und feierlich gingen sie dazu ein Bündniß ein, dem bei-

zutreten alle Indianervölker westwärts des Mississippi aufgefordert werden sollten. Der Wampun wurde von Pontiac vertheilt; das ist ein Muschelgürtel, welcher, wenn schwarz und roth, kriegerische, wenn weiß, Friedensbotschaft bei den Indianern bedeutet. Er vertheilte ihn mitsammt dem rothgefleckten Tomahawk an viele Boten, die schnellfüßig mit diesem Symbol des Krieges durch die Waldwildniß zu den Lagern und Dörfern der Indianer eilten. Ueberall, wo sie erschienen, empfingen sie die Aeltesten des Stammes und hörten Pontiac's Botschaft an. Der Abgesandte schleuderte dann den Tomahawk zur Erde und schwang in seiner Hand den Kriegsgürtel, bis ihn der fremde Häuptling an sich nahm, die Axt aufhob und damit seine Theilnahme am Kriegszug erklärte. An einem bestimmten Tage, am 3. Juni 1763, sollten alle Krieger auf einmal losbrechen, bis dahin sich vorsichtig und in einzelnen Abtheilungen in der Nähe der englischen Garnisonen sammeln, um sie zu überfallen. Diese große Verschwörung ging vom Huronensee bis nach Nordkarolina und Georgia hinunter und setzte mehr als hunderttausend Rothhäute zu dem beschlossenen Ueberfall in Bewegung.

Die verschiedenen Grenzforts der Engländer, ein Dutzend etwa von Canada bis zum Ohio hin, wurden nun von indianischem Volk mehr und mehr umschwärmt, überall scheinbar in friedlicher Absicht, um Handel zu treiben, oder wie auf Jagdzügen Rast haltend, und den nichts Böses ahnenden Engländern fiel ihre Anwesenheit in der Nähe der Ansiedelung auch nicht weiter auf.

Am festgesetzten Tag fand der Ueberfall Seitens der

Indianer statt, und neun britische Forts fielen ihnen sogleich in die Hände. Mehr als zwanzigtausend Weiße wurden aus ihren Niederlassungen vertrieben und mußten flüchten, um ihres Lebens sicher zu sein. Ungeheure Verwüstungen wurden unter den Grenzansiedelungen in Pennsylvanien, Virginien und New-York angerichtet, die Häuser und Getreidefelder niedergebrannt und Alles zerstört, was möglich war. Der indianische Haß bereitete sich natürlich auch seine blutigen und grausamen Feste.

Meist mit List bemächtigten sich die Wilden der befestigten Plätze. Eine Abtheilung von ihnen ließ sich, einen Tauschhandel mit Pelz oder Fellen anbietend, die Thore öffnen und überfiel dann die kleine Besatzung, um sie niederzumetzeln, oder gefangen mit sich zu schleppen. So kam Fort Sandusky in ihre Gewalt. Sein Kommandant Pauly wurde bis in's Lager zu Pontiac bei Detroit geschleppt und da zu seiner Schande den Weibern zur Mißhandlung übergeben. Eine alte Indianerin hatte den Einfall, ihn zu ihrem Mann nehmen zu wollen. Wenn er nicht am Pfahl den Feuertod erleiden wollte, mußte er sich ihrem Willen fügen. Nun wurde er zum Indianer umgestaltet, ihm das Haar bis auf einen Büschel abgeschoren, die Haut bemalt, und er in den Fluß getaucht, um ihm sein weißes Blut aus den Adern zu waschen. Derartig indianisirt, behandelte man ihn mit der Achtung, wie sie einem Krieger des Stammes zukommt. Vier Wochen später nahm er jedoch Reißaus und obwohl verfolgt, gelang es ihm doch, sich hinter die Palissaden von Detroit zu retten, das die Engländer noch behaupteten.

Fort Michilimackinac wurde von den Tschippewähs und Sacs genommen. Sie führten zum Schein ein großes Ballspiel vor dem Fort auf und nach gewohnter Art unter großem Lärmen und wildem Geschrei. Viele Einwohner der Ansiedelung sahen diesem Spiele zu, auch der Befehlshaber, Major Etherington. In der Hitze des Spiels wußten die Rothhäute es zu bewirken, daß der eine Ball über die Palissaden geworfen wurde, worauf sie Alle in das offene Fort drangen und plötzlich die Maske abwarfen. Im Nu fielen die Wachen unter ihren Skalpmessern.

Detroit allein, obwohl es sich Pontiac selbst zum Ziel genommen, entging solchem Schicksal und zwar, weil eine Indianerin den Plan vorher an den Kommandanten verrathen hatte, und dieser also auf seiner Hut war und auch nach Hilfe geschickt hatte. Die Besatzung bestand aus 120 Soldaten, wozu noch etwa vierzig als Schützen dienende Trapper kamen. Zwei kleine Schooner im Fluß und einige Bastionen hatten zudem Kanonen. Pontiac war außer sich, als ihm der Ueberfall vollständig mißlang und seine Schaaren bei ihrem Anrücken von den Posten und Geschützen übel zurückgewiesen wurden. Er mußte zu regelrechter Belagerung des Hauptplatzes der Engländer sich entschließen, und mit seinen tausend Indianern entwickelte er hierbei eine so große Ausdauer, Zähigkeit und Geschicklichkeit, daß er sich damit ebenfalls als ein überlegener Geist unter den Seinigen kennzeichnete. Vergeblich jedoch waren alle seine Anschläge, das Fort zur Uebergabe zu zwingen. In der höchsten Noth erhielt es Hilfe vom Hauptquartier, und Pontiac war gezwungen, abzuziehen.

Mißglückte dadurch schon das vollständige Gelingen seines Planes, so gerieth der anderwärts erreichte Erfolg der Indianer bald wieder in Gefahr, als jener schon erwähnte Oberst Bouquet, ein kriegserfahrener und energischer Schweizer in Englands Solde, mit frischen Truppen gegen die Indianer in Ohio marschirte und ihnen schnell blutige Niederlagen beibrachte. Dadurch wurden sie entmuthigt, zogen sich in die Wälder zurück und fielen von der Sache Pontiac's ab, obgleich derselbe noch immer den Krieg fortsetzen wollte. Er hatte sich nach Illinois zurückgezogen und glaubte, daß die französischen Hilfstruppen endlich eintreffen würden. Erst als ihm französischer Seits klar gemacht war, daß er sich thörichten Einbildungen hingegeben, und die Franzosen ein= für allemal auf Eroberungen in Nordamerika verzichtet hatten, sah er ein, daß er sein ehrgeiziges Unternehmen nicht mehr durchführen könne. Im Sommer 1764 wurde Bouquet wieder Herr des ganzen Gebietes am Ohio und forderte die großen Stämme der dort hausenden Senecas, Delawaren und Schawanesen auf, einen Friedensvertrag mit ihm zu schließen.

„Ich gebe euch," ließ er sie am 17. Oktober wissen, „zwölf Tage von heute, während welcher Zeit ihr alle weißen Gefangenen, die sich in euren Händen befinden mögen, Engländer und Franzosen, Weiber und Kinder, zu Wakatamake an mich auszuliefern habt, mögen diese nun in euren Stämmen adoptirt und verheirathet sein oder nicht. oder unter irgend welchem Vorwande und Namen bei euch leben, und ebenfalls alle Neger. Auch

müßt ihr solche Gefangenen mit Kleidern und Lebensmitteln versehen und mit Pferden, um sie nach Fort Pitt zu bringen. Wenn ihr alles dies zu meiner Zufriedenheit erfüllt habt, dann sollt ihr die Bedingungen erfahren, unter welchen euch der Friede gewährt werden wird, um den ihr bittet."

Die Indianer beschlossen darauf, ihren Frieden mit den Rothröcken zu machen und thaten gehorsam, wie Bouquet ihnen befohlen. Am 9. November lieferten sie im englischen Lager alle Weißen ab, die sich im Ohiogebiet befanden.

Es waren 206 Personen, darunter 125 Frauen und Kinder. Merkwürdige Einzelheiten kamen bei dieser Auslieferung vor. Viele der Gefangenen, seit Jahren bei den Rothhäuten zurückgehalten, waren so sehr an deren Umgang und an das Leben mit ihnen gewöhnt, daß sie sich nur mit Mühe bewegen ließen, sich von ihnen zu trennen. Zwei Mädchen, Namens Rhoda Boyd und Elisabeth Studebecker, entflohen auch später wieder zu den Indianern. Eine Engländerin, die mit einer Rothhaut verheirathet war, versteckte sich mit ihren Halbblutkindern, bis die Truppen Bouquet's wieder das Land verlassen hatten.

Andererseits gab es natürlich auch rührende Scenen des Wiedersehens zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, welche in der kriegerischen Zeit und durch die Ueberfälle der Forts getrennt worden waren. Einem der virginischen Freiwilligen in Bouquet's Heere waren sein Weib und ein zwei Jahre altes Kind sechs Monate zuvor von einer indianischen Streifparthie geraubt worden. Welche

Freude erfüllte den Soldaten, als er seine Frau mit einem drei Monate alten Säugling in seine Arme schließen konnte! Er führte sie nach dem Zelt, wo er Beide mit passenden Kleidern versah. Wo aber war sein älteres Kind? Die Mutter wußte keine andere Auskunft darüber zu geben, als daß dasselbe gleich nach ihrer Gefangennahme von ihr getrennt worden. Einige Tage später ward ein Kind gebracht, von dem man vermuthete, daß es das verlorene sei. Die Mutter wurde geholt, konnte aber anfänglich nicht mit Sicherheit das Kind als das ihrige erkennen. Als es endlich doch geschah, schien die Kleine gar nicht entzückt davon zu sein und weinte bitterlich.

Die Gemüthsstimmung der Indianer zeigte sich bei dieser Gelegenheit von einer ganz anderen Seite, als man nach den vielen Geschichten, die man gewöhnlich von ihrem Blutdurst und ihrer Grausamkeit erzählt, glauben sollte. Mit Ueberwindung gaben sie ihre Gefangenen her, die ihnen lieb geworden waren, empfahlen sie mit bewegten Worten und Geberden der Sorgfalt des britischen Offiziers, und vergossen Thränen beim Abschied von ihnen. Während sie noch im englischen Lager waren, gaben sie ihnen Lebensmittel und Geschenke. Damit begnügten sie sich noch nicht, sondern viele von ihnen baten Bouquet, als die Engländer abzogen, sie bis Fort Pitt begleiten und durch Jagen mit frischem Wildpret versehen zu dürfen. Ein junger Mingokrieger ging so weit in dieser Anhänglichkeit, daß er des englischen Obersten besonderes Interesse gewann. Er nannte eine junge Virginierin unter den ausgelieferten Gefangenen sein Weib und bat inständigst,

sie in ihre Heimath begleiten und mit ihr unter den Bleichgesichtern leben zu dürfen. Man suchte ihn davon abzubringen, indem man ihn auf die Gefahr aufmerksam machte, unter Denjenigen Aufenthalt nehmen zu wollen, welchen von seinen Landsleuten so mancher theure Anverwandte getödtet worden und bei denen die Erbitterung gegen die Indianer in den Ansiedelungen noch ungeheuer sein würde. Gleichviel, er folgte der Geliebten.

Die Hälfte dieser Gefangenen waren deutschen Bluts, wie auch die von Bouquet befehligten Milizen zum großen Theil aus deutschen Ansiedlern bestanden und die in den Forts früher gelegenen und überfallenen Besatzungen dem deutschen Söldnerregiment „Royal American" angehört hatten. Jeder, der nun unter den Ausgelieferten einen Verwandten, eine Familienzugehörige suchen wollte, begab sich in's englische Lager. Eine deutsche Frau aus Ostpennsylvanien kam auch dahin, so erzählen die geschichtlichen Mittheilungen über die deutschen Einwanderer in Nordamerika in dem von Anton Eckhoff 1884 herausgegebenen Werk „In der neuen Heimath", um vielleicht ihre Tochter da zu finden, welche neun Jahre zuvor von den Rothhäuten in die Wälder entführt worden war. Sie sah mehrere Mädchen, welche in dem Alter waren, in dem jetzt ihre Tochter stehen mußte, und glaubte eines als dieselbe zu erkennen. Aber das Mädchen erkannte seine Mutter nicht in ihr. Die Frau jammerte darüber. Da kam man auf den Einfall, sie zu fragen, ob sie nicht nach deutscher Mütter Weise ihrem Kinde Wiegenlieder einst vorgesungen habe, von denen eines oder das andere

demselben doch wohl in Erinnerung geblieben sein möchte. Da begann sie zu singen:

„Allein und doch nicht ganz alleine
Bin ich in meiner Einsamkeit,
Denn wenn ich ganz verlassen scheine,
Vertreibt mir Jesus selbst die Zeit.
Ich bin bei ihm und und er bei mir,
So kommt's mir gar nicht einsam für."

Das Mädchen horchte aufmerksam auf. Die Frau fuhr in ihrem Gesang, halb hoffend schon, mit heftig klopfendem Herzen fort:

„Wer wollte dann nicht recht erkennen,
Daß ich stets in Gesellschaft bin?
Und will die Welt mich einsam nennen,
So thu' sie es nur immerhin.
G'nug, daß bei mir, wenn ich allein,
Gott und viel tausend Engel sein."

Und wahrlich, der Zauber des Wiegenliedes bewährte sich. Das Mädchen stimmte unwillkürlich in die letzten Verse ein:

„G'nug, daß bei mir, wenn ich allein,
Gott und viel tausend Engel sein."

Die Tochter kannte ihre Mutter wieder und fiel unter Thränen an deren Brust. —

Auch Pontiac, obwohl er im Norden noch mächtig war mit den treu zu ihm haltenden Männern, entschloß sich nun zum Frieden, und zog sich dann mit seinen Weibern und Kindern tief in die Wälder von Illinois zurück. Mit Ingrimm hatte er das Werk, das sein hochfliegender

Geist schon im Aufbau gewähnt, schnell wieder in Trümmer fallen sehen. Aber er gab noch nicht Alles verloren. Der Haß gegen die Engländer lebte in den Indianern fort und es geschah genug Unrecht Seitens der Eroberer, um die Gluth unter der Asche anzufachen. Schon 1767 begann es unter den Rothhäuten wieder zu gähren, von den Seen an bis zum Potomac. An Pontiac in seiner Wildniß kamen die geheimen Boten wieder; die Versuchung, noch einmal den Kampf aufzunehmen, wurde mächtig in ihm. Er verließ seinen Wigwam, und man sah ihn im April 1769 in St. Louis, wo noch alte französische Freunde von ihm lebten.

Die Engländer jedoch beobachteten ihn, der ihnen als der gefährlichste Feind bekannt war. Sie mißtrauten ihm mit gutem Grunde. Wenn er nicht mehr da war, so verlor die gährende Indianerwelt ihre Hoffnung, war er beseitigt, so gab es keinen Häuptling, der, gleich ihm, alle Krieger der Rothhäute im Westen des Mississippi einigen und begeistern konnte.

Nach Cahokia, nahe bei St. Louis, begab er sich dann zu einer dort berufenen Indianerberathung. Man warnte ihn, sich durch den Wald allein dorthin zu begeben. Er that es dennoch. Aber er kehrte nicht wieder zurück.

Einige Tage später fand man seine Leiche im Walde; mit einem Tomahawk war er von einem gedungenen Illinoisindianer hinterrücks erschlagen worden, und dieser abtrünnige Stamm rühmte sich sogar der That eines der Seinigen, der den Meuchelmord um eine Tonne Branntweins vom englischen Händler Williamson verübt hatte.

Die französischen Freunde in St. Louis ließen die Leiche Pontiac's holen und begruben ihn unter kriegerischen Ehren nahe dem Fort St. Louis. Ein wilder Racheruf ging von seinem Grabe aus durch die Indianerwelt gegen die Verräther, und greuelvolle Kämpfe begannen auf's Neue.

So wurde von den Indianern der Mord ihres großen, gefeierten Häuptlings blutig gerächt, und ein Jahrzehnt später war auch geschehen, was er mit seinem glühenden Indianerpatriotismus gewollt: England's Oberherrschaft in Nordamerika ward niedergeworfen, freilich nicht durch Indianer, auch nicht durch Franzosen, sondern durch die Nordamerikaner selbst.

Aehnlichkeiten.

Kriminalistische Studie

von

A. O. Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Obgleich es streng genommen in Wirklichkeit nicht zwei Menschen gibt, die einander vollständig gleichen, so gibt es doch leider genug Aehnlichkeiten, durch welche Verwechselungen herbeigeführt werden, und diese bildeten schon vor Tausenden von Jahren nicht nur den Gegenstand von Theaterstücken, sondern auch von Kriminalfällen. Noch

heute spielen auf dem kriminalistischen Gebiete die Verwechselungen infolge von Aehnlichkeit eine außerordentliche Rolle, und seit Tausenden von Jahren ist eigentlich auf diesem Gebiete eine Veränderung oder Verbesserung, welche dringend nothwendig wäre, nicht zu verzeichnen gewesen.

Erstaunliche Aehnlichkeit ist bekanntlich manchmal bei Zwillingsgeschwistern vorhanden; dieselbe geht so weit, daß oft die Mutter, wenn die Zwillingsgeschwister gleichen Geschlechts sind, gezwungen ist, in der ersten Zeit zu dem Hilfsmittel zu greifen, die Kinder durch verschiedenfarbige Bändchen, welche um die Arme gebunden werden, von einander zu unterscheiden. Später dann, wenn das Gesicht bestimmte Formen annimmt, bleibt wohl die Aehnlichkeit, allein man wird doch genug Unterschiede finden, sobald man die Geschwister nebeneinander stellt. In dem Nebeneinanderstellen ähnlicher Personen aber liegt der Prüfstein der Sache, und in den meisten Fällen würde kein Mensch von Verstand eine Personalverwechselung begehen, wenn er die beiden Leute, welche einander ähnlich sehen, zugleich vor sich hätte, um sie in Bezug auf Haltung, Gang, Gesichts- und Körperbildung, Größe u. s. w. vergleichen zu können. Da aber in den meisten Fällen das Nebeneinanderstellen beider ähnlichen Personen unmöglich ist, entsteht die Unmasse von gänzlich thörichten Behauptungen über Aehnlichkeit, welche in der Kriminalgeschichte seit Jahrtausenden herumspuken und so viel Unheil bereits angerichtet haben. Hunderte von Menschen sind zu schweren Strafen, oft zum Tode verurtheilt worden, weil irgend ein gewichtiger Zeuge behauptete, der Angeklagte sehe durchaus dem Verbrecher

ähnlich. Waren solche Fälle noch wieder gut zu machen, d. h. der wirkliche Thäter zu finden, so mußte man geradezu erstaunen, wie der Zeuge dazu gekommen war, eine Aehnlichkeit zwischen dem Beschuldigten und dem wirklichen Verbrecher herauszufinden, und gewöhnlich fand sich dann, daß die angebliche Aehnlichkeit auf ganz unglaublichen Kleinigkeiten beruhte. Es ist daher jedem gewiegten Kriminalisten bekannt, daß diejenigen Zeugen, die eine Aehnlichkeit feststellen sollen, die allerunsichersten und unzuverlässigsten sind, falls sie nicht eine besondere Beobachtungsgabe und großen Scharfsinn, Bildung, Welterfahrung und physiognomisches Talent besitzen.

Ein Irrthum traurigster Art in dieser Beziehung ereignete sich im Jahre 1855 in Berlin. Dort war ein gewisser Puttlitz beschuldigt, einen Mord an einer alleinstehenden Frauensperson begangen zu haben. Die Ermordete war nach vorheriger Erdrosselung aufgehängt worden. Der Seiler hatte sich gemeldet, der den Strick fabrizirt hatte, und die Verkäuferin aus dem Laden dieses Seilers behauptete mit aller Bestimmtheit, in dem ihr vorgestellten angeklagten Puttlitz den Mann wiederzuerkennen, der in dem Laden gerade an jenem Tage diesen Strick gekauft hatte. Trotzdem der Angeklagte fortwährend erklärte, es sei unmöglich, daß sie ihn gesehen habe, weil er nie in dem Laden gewesen sei, beharrte sie bei ihrer Aussage, und dieselbe war hier in dem Falle, wo es sich um eine unklare Sache handelte, so gewichtig, daß sie den Ausschlag für die Verurtheilung des Puttlitz gab. Derselbe wurde im Jahre 1856 hingerichtet, starb ruhig und

gefaßt mit der Erklärung, daß er unschuldig sei, und in der That bekannte mehrere Jahre später der wirkliche Mörder auf dem Sterbebette seine Schuld, und daß Puttlitz unschuldig hingerichtet worden sei. Jene Zeugin, die mit so außerordentlicher Bestimmtheit den Puttlitz als den Mann wiedererkennen wollte, der den Strick gekauft, hatte sich also gründlich geirrt und den Unschuldigen auf dem Gewissen.

Leider muß gesagt werden, daß gerade Frauen am allerleichtfertigsten mit den Behauptungen von Aehnlichkeit selbst in den wichtigsten Kriminalfällen sind; eine Entschuldigung hierfür liegt wohl darin, daß es nicht Sache des weiblichen Charakters ist, besonders scharf zu urtheilen, sondern daß die Frau ihrer ganzen Anlage nach mehr nach Impulsen als nach ruhiger Ueberlegung handelt. Der oben erwähnte Kriminalfall ist nur einer von Hunderten ähnlicher, und gewiß hat jeder Leser und jede Leserin irgend einen dahin gehörigen in der Erinnerung.

Irrthümer, die aus Aehnlichkeiten hervorgehen, haben sich übrigens nicht allein auf kriminalistischem Gebiete ereignet; die Geschichte belehrt uns, daß schwere Kriege, in denen Hunderttausende von Menschen ihr Leben verloren, entstanden, weil Prätendenten auftraten, welche durch ihre Aehnlichkeit mit verstorbenen oder verschollenen Regenten Anhänger erwarben, und gewöhnlich waren diese Aehnlichkeiten so groß und so bestechend, daß selbst vorsichtige Leute sich täuschen ließen. Es braucht in dieser Beziehung nur erinnert zu werden an den falschen Waldemar, der im Mittelalter in der Mark Brandenburg auf-



tauchte und dort eine Menge Anhänger gewann, so daß das Land dem Bürgerkriege und schweren Verheerungen durch die pommer'schen Herzöge verfiel. Es mag ferner erinnert werden an den falschen Demetrius, an den Thronprätendenten Pugatschew, welcher sich durch seine Aehnlichkeit mit dem ermordeten Gemahl der Kaiserin Katharina II., Zar Peter III., verleiten ließ, sich für diesen selbst auszugeben, und so den kolossalen Pugatschew'schen Aufstand in Rußland, am Ende des vorigen Jahrhunderts, erzeugte, durch welchen mehr als hunderttausend Menschen ihr Leben verloren.

Aber selbst die neueste Zeit bietet uns historisch interessante Fälle von Aehnlichkeiten, und gänzlich unaufgeklärt ist noch die Herkunft des Spandauer Uhrmachers Naundorff, welcher bekanntlich als Prätendent auf den französischen Königsthron aufgetreten ist, indem er sich für den Sohn Ludwig's XVI. ausgab. Die Aehnlichkeit des jetzt verstorbenen Uhrmachers Naundorff mit Ludwig XVI. war in der That eine so außerordentliche, nicht nur in Bezug auf das Gesicht, sondern auch auf den Körperbau, Haltung, Gestikulationen und andere Dinge, daß selbst ein Mann wie Jules Favre, der bekannte französische Politiker, so überzeugt von der Rechtmäßigkeit der Ansprüche Naundorff's war, daß er ihm als Anwalt in den Prozessen diente, die dieser gegen die französische Regierung und Krone angestrengt hatte. —

In kriminalistischen Kreisen glaubte man, daß mit der Einführung der Photographie in die Kriminalistik sich die Verwechselungen vermindern würden, indeß auch das hat

sich als irrthümlich erwiesen. Mit einer schließlich kaum zu begreifenden Sicherheit suchen aus ihnen vorgelegten Photographien Zeugen Leute heraus, die ihnen Aehnlichkeit mit dem Verbrecher zu haben scheinen, welche bei späteren Vergleichen auch nicht die Spur einer Aehnlichkeit aufweisen, und so ist man denn in den modernen kriminalistischen Kreisen sehr skeptisch gegenüber von Rekognoszirungen, bei denen es sich um Aehnlichkeit handelt, wenn der Zeuge oder die Zeugin nicht ausdrücklich angeben kann, durch welches besondere Merkmal diese Aehnlichkeit hervorgerufen werde. Daß auch dadurch Irrthümer noch nicht gänzlich ausgeschlossen werden, ist selbstverständlich.

Dieser Umstand aber hat bei den Hauptkriminal- und Polizeibehörden Europa's die Einführung von Hilfsbüchern hervorgerufen, welche mit zu dem Originellsten gehören, was es an kriminalistischen Hilfsmitteln gibt. Für den genauen Beobachter eines Menschen, besonders für den kriminalistischen, durch jahrelange Uebung geschulten Beobachter ergeben sich fast bei jeder einzelnen Person besondere Kennzeichen, welche anderen Leuten nicht immer auffallen, und es gibt kaum einen von einem tüchtigen Kriminalisten ausgefertigten Steckbrief, in dem nicht „besondere Kennzeichen“ angegeben werden. Man hat daher große Bücher angelegt, welche mit ganz eigenthümlichen Abtheilungsnamen überschrieben sind. Wir lesen da z. B. Registerüberschriften wie: Augen, Blatternarben, Finger, Glatze, Geschwüre, Gang, Hinken, Flechten, Flecken, Dialekt, Beine, Hände, Perrücke, Lippen, Zahnlücken, Wundnarben,

Schielen, Schnupfer u. s. w., kurz, es gibt kaum ein auffälliges Merkmal, das irgend ein Mensch an sich haben könnte, das nicht als Registerüberschrift in diesen Hilfsbüchern verzeichnet wäre. Genau nach der Eigenthümlichkeit, die jeder Verbrecher, der schon einmal mit der Kriminalpolizei in Konflikt kam, besitzt, ist sein Name mit der genauen Beschreibung dieser Eigenthümlichkeit in das Buch eingetragen. Fehlt ihm z. B. ein Glied an einem Finger, so findet man seine Personalbeschreibung unter der Registerüberschrift „Finger", und dieses kriminalistische Hilfsmittel hat außerordentlich viel dazu beigetragen, um Verbrecher rasch zu entdecken, dann aber auch, um die Rekognoszirung zu erleichtern. Manchem Zeugen ist es wie Schuppen von den Augen gefallen, wenn er gefragt wurde, ob denn nicht die Person, die er gesehen hatte und die er rekognosziren sollte, dieses oder jenes Merkzeichen an sich habe. Gewöhnlich fällt es dann dem Zeugen ein, bisher gar nicht daran gedacht zu haben, obgleich ihm dieses Zeichen doch, wenn auch nur auf einen Augenblick, aufgefallen sei.

Hüten aber möge sich jeder ehrliche Mensch, welcher in die Lage kommt, durch seine Zeugenaussage das Schicksal eines anderen Menschen zu entscheiden und wichtigen Aufschluß in einer kriminalistischen Sache zu geben, auch nur im Geringsten ungenau zu sein oder das, was er glaubt oder vermuthet, als eine Thatsache hinzustellen; er kann sein Gewissen für die Zeit seines Lebens beschweren und einem Unschuldigen gegenüber großes Unheil anrichten.

Ist doch auch der Sinn für Personen- und Gesichtergedächtniß bei verschiedenen Menschen verschieden ausgebildet. Nicht jeder Mensch hat ein gleiches Gedächtniß, d. h. die Fähigkeit, Erinnerungen aufzubewahren, wie Andere. Es gibt z. B. Menschen, die gar kein Zahlengedächtniß haben, andere, die kein Ortsgedächtniß haben, und so gibt es auch Menschen, welche sich ein Gesicht jahrelang merken können, wenn sie es nur einmal flüchtig gesehen haben, und wiederum andere Menschen, denen die thörichtesten und lächerlichsten Verwechselungen begegnen, weil sie nicht im Stande sind, selbst Gesichter von Leuten, mit denen sie jahrelang verkehren, in der Erinnerung auseinanderzuhalten und zu unterscheiden.

Auf diesem Mangel an Unterscheidungsvermögen vieler Personen beruht aber der Schwindel von Gaunern, welche die Kenntniß gewisser Verhältnisse benutzen, um auf ihre Aehnlichkeit hin Schwindeleien zu verüben. Fast alle Monate bringen die Zeitungen Berichte über Schwindel dieser Art. Da ist z. B. ein Gutsbesitzer verreist, und plötzlich erscheint bei der Frau desselben ein Mann, der ihrem Gatten einigermaßen ähnlich sieht und sich für dessen Verwandten ausgibt, welcher früher in Amerika war und jetzt plötzlich zurückgekehrt ist. Der Gauner ist gewöhnlich über die Familienverhältnisse genau unterrichtet und benutzt dann die Abwesenheit seines angeblichen Verwandten, um Diebstähle zu verüben oder um größere Geldsummen als Darlehen oder Unterstützung zu erschwindeln, und gerade Frauen gegenüber wird dieses Kunststück am allermeisten angewendet, weil, wie noch

einmal erwähnt werden mag, gerade Frauen durch solche Aehnlichkeiten am leichtesten zu täuschen sind.

Eines der haarsträubendsten Verbrechen, welche auf Aehnlichkeiten beruhen, meldet uns die deutsche Kriminalgeschichte vom Ende des 18. Jahrhunderts. Der weltbekannte Mörder und Verbrecher Mohring, genannt der „Hundssattler", war ein sehr schöner, kräftiger Mann. Einer seiner Genossen war als Diener in eine deutsche Grafenfamilie gekommen und hatte dort ein Porträt des Bruders seines Herrn entdeckt, in dem er einige Aehnlichkeit mit Mohring, seinem verbrecherischen Genossen, fand. Er theilte diesem das mit, und nachdem Mohring erfahren hatte, daß der Bruder des Grafen sich in Italien auf Reisen befinde, während dieser selbst sich in England aufhielt, erschien er eines Tages mit eleganter Kutsche auf dem Grafensitze, und stellte sich als der zurückgekehrte, seit Jahren abwesende Bruder vor. Er wurde als solcher auch von der Gräfin aufgenommen, lebte monatelang dort unter falschem Namen, betrog und bestahl seine angeblichen Verwandten nach Möglichkeit, und beging noch eine ganze Menge von Schandthaten. Schließlich gelang es ihm noch zu entspringen, als ein genauer Freund des noch immer in Italien weilenden Bruders des Grafen, dessen Rolle Mohring spielte, eintraf und ihn entlarvte. Erst mehrere Jahre später starb der fürchterliche Mensch auf dem Schaffot, nachdem er noch eine Reihe anderer Mord- und Frevelthaten verübt hatte. —

Bei dieser wichtigen Rolle, welche die Aehnlichkeit in der Kriminalistik spielt, ist es selbstverständlich, daß die

gewöhnlichste und einfachste Ausrede eines Verbrechers, welcher von Zeugen erkannt wird, darin besteht, daß eine Verwechselung vorliege, und daß er gewiß irgend Jemandem unglücklicherweise sehr ähnlich sehe. Mit dieser Bemerkung kommen wir unwillkürlich auf das Gebiet der sogenannten Doppelgängerei, welche auch in unserem lieben deutschen Vaterlande eine längere Reihe von Jahren eine sehr große Rolle gespielt hat. Wenn wir die Literatur aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, insbesondere aus den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren durchblättern, so finden wir nicht nur eine ganze Menge von Romanen, welche direkt den Titel „Der Doppelgänger" führen, sondern eine ganze Anzahl von Intriguen in anderen Romanen ist auf der angeblichen Doppelgängerei aufgebaut, und selbst der große englische Humorist Dickens begründet seinen Roman „Zwei Städte" auf der doppelgängerhaften Aehnlichkeit zweier verschiedener Personen.

Unter Doppelgänger verstand man nämlich und versteht man noch heute im großen Publikum eine Persönlichkeit, die einer anderen so außerordentlich ähnlich sieht, daß eine Verwechselung gewissermaßen unvermeidlich ist, und Jahrzehnte lang hat die ganze gebildete Welt an diese Möglichkeit der Doppelgängerei geglaubt, während sie doch in Wirklichkeit nur ganz außerordentlich selten sein mag.

Es vermischte sich aber mit dieser Fabel von der Doppelgängerei noch etwas Unheimliches, Geisterartiges, indem man unter Doppelgänger ursprünglich das gespenstische Abbild eines Menschen verstand, das unter beson-

deren, nicht näher aufgeklärten Umständen an irgend einem Orte herumzuwandeln vermochte, während das lebendige Urbild des „Doppelgängers“ hundert Meilen davon entfernt war. Die dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts waren solchem Aberglauben außerordentlich günstig. Bis in die höchsten Kreise hinein beschäftigte man sich mit Spuk-, Geister- und Gespenstergeschichten, und so war es denn wohl klar, daß die Doppelgängerei zusammen mit dem sogenannten „zweiten Gesicht“ der Schotten in Literatur, Unterhaltung und Glauben eine große Rolle spielte, und selbstverständlich ist es nicht zu verwundern, daß die Doppelgängerei auch in den Kriminalfällen aus jenen Jahren eine große Rolle spielt, wie sich jeder der älteren Leser gewiß aus eigener Erfahrung noch erinnern wird.

Vielleicht ist es indeß der Neuzeit vorbehalten, auch auf diesem für die Kriminalistik so schwierigen Gebiete der Aehnlichkeiten Wandel zu schaffen, und Frankreich scheint auf diesem Sondergebiete einen guten Griff mit der „Anthropometrie“ oder Menschenmessung gethan zu haben. Allerdings muß gleich im Vorhinein gesagt werden, daß die Messung nur dazu dienen kann, um Verwechselungen von Personen zu verhüten, die mit der Polizei bereits in Berührung gestanden haben, und von denen man Maße besitzt; sobald es sich jedoch darum handelt, bisher unbescholtene Personen zu rekognoszíren, wird die Verwechselung durch Aehnlichkeit immer so gefährlich bleiben wie bisher. Auf dem Gebiete der Wiedererkennung gewohnheitsmäßiger Verbrecher aber ist alles Spielen mit

Aehnlichkeiten vollständig ausgeschlossen, seitdem man in Paris diese Messung anwendet. Es wird nämlich mit besonderen Instrumenten der Umfang des **Kopfes** von einer Schläfe zur anderen, und von der Stirn bis zum Hinterkopf gemessen; dann mißt man die Länge und Breite des Fußes, die Länge der ausgestreckten Arme, die Länge des Ober- und Unterarmes, und endlich mit möglichst genauen Instrumenten die Länge des Mittelfingers der Hand. Die Vertreter dieser Menschenmessung behaupten nämlich, daß der Mittelfinger niemals, selbst nicht nach Verlauf vieler Jahre, sich ändere, und bei jedem Menschen so charakteristisch sei, daß er an ihm zum Verräther werden müsse.

Natürlich werden die Verbrecher, die man in solcher Weise ausgemessen hat, auch noch photographirt, und so hat man eine wirksame Kontrole, wenn wirklich abgefeimte Verbrecher ihr Spiel mit der Aehnlichkeit der Kriminalpolizei gegenüber treiben sollten. Hat man doch in früheren Zeiten, noch vor Einführung der Photographie in die Kriminalistik, verbrecherischerseits solche Aehnlichkeiten zu den mannigfachsten Betrügereien der Behörde gegenüber ausgebeutet. Wenn z. B. der Verbrecher A einen Genossen hatte, der ihm einigermaßen ähnlich war, so beging der Genosse B irgend eine Kleinigkeit, um mit einer Behörde in Konflikt zu kommen, während A an einem anderen Orte ein schweres Verbrechen beging; behauptete man dann, den A bei der Ausübung des Vergehens gesehen zu haben, so wurde der B vorgeschoben, und dieser konnte sich durch die betreffende Behörde, mit der er zu thun

hatte, legitimiren lassen und sein Alibi feststellen. Ja, es kam wiederholt vor, daß Verbrecher, wenn sie sich solcher Aehnlichkeit mit anderen Genossen bewußt waren, sich deren Namen zulegten, um sich auf deren Konto hin bestrafen zu lassen, und umgekehrt, daß Verbrecher für Andere sich freiwillig stellten, um die Strafe auf sich zu nehmen, während der Andere nun lustig darauf los sündigen konnte, ohne daß man sich um ihn weiter bekümmerte, da er ja angeblich im Gefängniß saß.

Der Leser begreift also, welche Schwierigkeiten, Arbeiten und Verlegenheiten dem Kriminalbeamten und Richter aus Aehnlichkeiten erwachsen, und sei nochmals daran gemahnt, als Zeuge mit der Feststellung von Aehnlichkeiten recht vorsichtig zu sein, um vielleicht einem Unschuldigen eine Strafe und sich selbst Gewissensbisse zu ersparen.

Der Hypnotismus als Heilmittel.

Streifzug auf ein umstrittenes Gebiet.

Von

Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

In einer der letzten Sitzungen der Medicinischen Gesellschaft in Berlin war eine Frage Gegenstand der Erörterungen, die zur Zeit lebhaft die ärztliche Welt bewegt, nämlich die Verwendbarkeit des Hypnotismus als Heilmittel.

Als vor einigen Jahren der Magnetiseur Hansen seine Rundreise durch Deutschland unternahm und durch seine Wundervorstellungen die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf jene sonderbaren Erscheinungen lenkte, da schüttelte die große Menge ungläubig den Kopf und die zünftige Wissenschaft verwies alle vorgeführten Experimente in das Reich der Täuschung und des Truges. Die Aerzte, mit sehr wenigen Ausnahmen, erklärten Hansen für einen Schwindler und setzten es in Wien sogar durch, daß er gerichtlich als solcher verurtheilt und ihm die Erlaubniß versagt wurde, fernerhin Vorstellungen zu geben. Heute wissen wir, daß Hansen kein Schwindler war, die Thatsachen des Hypnotismus müssen selbst von der Wissenschaft

anerkannt werden, und ärztliche Autoritäten haben sich auch bei uns der Sache angenommen. Die Kreise unserer Gebildeten fangen an, sich lebhaft für diese Erscheinungen zu interessiren, und man erinnert sich, Anklänge auch schon im Alltagsleben gefunden zu haben.

Wer hat nicht schon die Erfahrung gemacht, wie ermüdend das Starren auf einen Punkt beim Photographiren wirkt? Gibt es doch zum Aerger des Photographen eine ganze Reihe von leicht ermüdbaren Personen, die immer wieder verschwommene Gesichtszüge auf der Platte zeigen. In Indien, dem Lande der Wunder, kennt man die Hypnose und die ihr verwandten somnambulen Zustände seit Jahrtausenden, die Versenkungszustände der Yogis, Fakire und anderer Asketen, welche meist durch Starren auf die Nasenspitze u. dergl. hervorgerufen werden, beruhen wahrscheinlich auf einer Art Selbsthypnotisirung, und im alten Egypten und Griechenland war bei Priestern, Heilkünstlern und Zauberern mit dem Handauflegen sicherlich ein Einschläferungsakt verbunden. Viele religiöse Uebungen mystischer Sekten aller Zeiten und Länder liefen und laufen noch auf ähnliche Vornahmen hinaus, wie sie heute der Hypnotiseur anwendet. Beruht doch die Hypnose hauptsächlich auf vollständiger Konzentration der Aufmerksamkeit auf einen Punkt. Der Hypnotisirte ist sozusagen das Gegenstück vom „Zerstreuten“.

Das verbindende Glied zwischen Hypnotiseur und der zu hypnotisirenden Person bildet bekanntlich die „Suggestion“, jene unwiderstehliche Macht der Einrede auf das Versuchsobjekt, durch welche die Vorstellungsreihen des

Hypnotisirten nach Belieben des Hypnotiseurs erregt und gestaltet werden. Welche unbeschränkte Beeinflussung von Seiten des Hypnotiseurs auf den Hypnotisirten ausgeübt wird, dafür mögen einige Beispiele angeführt werden, die, so unglaublich sie erscheinen, doch durch den Gewährsmann volle Glaubwürdigkeit verdienen.

Bernheim, der berühmte Nervenarzt in Nancy, erzählt in seinem großen Werke über den Hypnotismus, wie er einem 51jährigen, an Gelenkrheumatismus leidenden Eisenbahnbeamten im hypnotischen Zustande Folgendes eingab (suggerirte): „Da haben Sie ein Buch über Chemie. Wenn Sie aufgewacht sein werden, wird in Ihnen der Gedanke Platz greifen, das Kapitel über Gold lesen zu wollen. Sie werden dieses in dem Inhaltsverzeichniß suchen; Sie werden es lesen. Alsdann werden Sie zu mir sagen: ‚Wenn ich Gold hätte, würde ich es Ihnen gerne geben, um Sie für Ihre Mühe zu belohnen. Unglücklicherweise habe ich keines. Man gewinnt kein Gold, weder in der Marine, noch im Eisenbahndienste.‘ Die Idee wird Ihnen während des Lesens kommen."

Nach einer halben Stunde wird der Kranke geweckt; Bernheim entfernt sich und beobachtet ihn von Weitem. Er sieht, wie Jener die Brille aufsetzt, das Buch ergreift, wenigstens fünf Minuten darin blättert und endlich zu lesen anfängt. Bernheim nähert sich ihm; es ist der Aufsatz über das Gold, den Jener liest.

„Warum lesen Sie diesen Artikel?" fragte Bernheim.

„Es ist so ein Einfall von mir," sagt der Andere, und fährt fort zu lesen. Nach einigen Minuten blickt er

Bernheim an. „Wenn ich Gold hätte,“ sagt er, „so würde ich Sie gern belohnen, aber ich habe keines.“ Er fährt fort zu lesen und nach einiger Zeit sagt er: „Die Eisenbahngesellschaft bereichert ihre Angestellten nicht.“

Ist dieser Fall, der bei dem Ansehen des Berichterstatters über jeden Zweifel erhaben ist, schon erstaunlich, so wird der folgende es noch um so mehr sein. „Im Monat August 1883,“ so erzählt Bernheim, „sagte ich dem somnambulen S., einem alten Sergeanten, während seines Schlafes: ‚An welchem Tage in der ersten Woche des Monats Oktober haben Sie frei?‘ Er sagte mir: ‚Am Mittwoch.‘ — ‚Gut, hören Sie wohl, am ersten Mittwoch im Oktober gehen Sie zu Doktor Liébault, Sie werden bei ihm den Präsidenten der Republik vorfinden, der Ihnen eine Medaille und eine Pension verleihen wird.‘ — ‚Ich werde hingehen,‘ sagt er mir. — Nach seinem Aufwachen erinnert er sich an nichts. Ich sehe ihn mehrere Male in der Zwischenzeit und erinnere ihn niemals an das Vorhergegangene. Am 3. Oktober (63 Tage nach der Suggestion) erhalte ich von Doktor Liébault folgenden Brief: ‚Der somnambule S. langte heute 10 Minuten vor 11 Uhr bei mir an. Nachdem er beim Eintreten Herrn F., an welchem er vorüber mußte, begrüßt hatte, wandte er sich nach links gegen meine Bibliothek, und ich sah ihn grüßen und hörte ihn dann das Wort Excellenz ehrfurchtsvoll aussprechen. Da er ziemlich leise sprach, trat ich rasch auf ihn zu; in diesem Augenblick streckte er die rechte Hand aus und antwortete: ‚Danke, Excellenz.‘ Ich frug ihn hierauf, mit wem er spräche. ‚Aber,‘ sagte er mir, ‚mit

dem Präsidenten der Republik.' Darauf hin wandte er sich wieder nach der Bibliothek zu, grüßte, indem er sich verneigte, und ging dann wieder an Herrn F. vorbei. Die Zeugen dieses seltsamen Auftrittes befrugen mich einige Minuten nach seinem Weggange, ob das ein Narr wäre. Meine Antwort war, daß dies durchaus nicht der Fall sei, sondern daß der Mann ebenso verständig wäre, wie sie und ich; ein Anderer arbeite in ihm.' Der Kranke versicherte noch später, daß der Gedanke, zum Doktor Liébault zu gehen, ihm ganz plötzlich am 3. Oktober Morgens 10 Uhr gekommen sei, und daß er keine Erinnerung mehr von dem dortigen Erlebniß habe."

Nach diesen und hundert ähnlichen, von zahlreichen Aerzten und Laien gemachten Erfahrungen lag der Gedanke nahe, die Macht der Eingebung zu Heilzwecken auszunutzen. Konnte man die Vorstellungen eines Menschen in einem solchem Grade beeinflussen, warum war denn nicht auch die Möglichkeit gegeben, Krankheitszustände, die vielleicht nur in der Vorstellung bestanden oder durch überreizte Einbildungskraft über Gebühr verschlimmert erschienen, zu beseitigen? Sehen wir es nicht alle Tage, wie die Schmerzen der vom heftigsten Zahnreißen Gemarterten beim Anblick der Wohnung des Zahnarztes oder der Zange verschwinden, sobald nur die Geplagten, um mit Kant zu reden, durch Ablenkung der Aufmerksamkeit „ihrer krankhaften Gefühle Meister werden?" Läd nicht die friedliche Ruhe der Hypnotisirten dazu ein, Schlaflosen durch die Hypnose erquickenden Schlaf zu bringen?

Um zu sehen, wie dabei der wissenschaftliche Fachmann

zu Werk geht, geben wir wieder Bernheim das Wort: „Ich beginne damit," so setzt er seine Methode auseinander, „dem Kranken zu sagen, daß ich glaube, ihn mit Nutzen der hypnotischen Behandlung unterziehen zu dürfen, daß es möglich sei, ihn zu heilen oder doch zu bessern durch den Schlaf, daß es sich um kein schädliches oder außergewöhnliches Verfahren handle. Es sei nur ein einfacher Schlaf, den man bei Jedermann hervorrufen könne, ein ruhiger, wohlthuender Schlaf, welcher das Gleichgewicht des Nervensystems wieder herstelle. Nach Bedürfniß lasse ich eine oder zwei Personen vor ihm einschlafen, um ihm zu zeigen, daß dieser Schlaf nichts Peinliches habe und sich kein Versuch daran knüpfe; und wenn ich so von seinem Geiste die Voreingenommenheit beseitigt habe, welche der Gedanke des Magnetismus und die unbestimmte Furcht erweckt, einem Unbekannten entgegenzugehen, so ist er vertrauensvoll geworden und überliefert sich mir. Alsdann sage ich zu ihm: ‚Schauen Sie mich an und denken Sie an nichts, als an's Schlafen. Sie fühlen schon eine Schwere in den Augenlidern, eine Müdigkeit Ihrer Augen; sie blinzeln, sie werden feucht, der Blick wird trübe, sie schließen sich.' Einige Individuen schließen die Augen und schlafen sofort. Bei anderen wiederhole ich es, werde bestimmter, füge Gesten bei; die Natur der Geste ist unwichtig. Ich bringe zwei Finger der rechten Hand vor die Augen der Person und fordere sie auf, diese zu fixiren, oder ich streiche mit beiden Händen mehrmals vor seinen Augen auf und ab; oder noch besser, ich veranlasse ihn, meine Augen zu fixiren und bemühe mich zu gleicher Zeit,

seine Aufmerksamkeit auf den Schlaf zu konzentriren. Ich sage: ‚Ihre Augenlider schließen sich, Sie können sie nicht mehr öffnen. Sie verspüren eine Schwere im Arm, in den Beinen, Sie fühlen nichts mehr, Ihre Hände bleiben unbeweglich; Sie sehen nichts mehr, der Schlaf kommt,‘ und ich füge in ein wenig befehlendem Tone hinzu: ‚Schlafen Sie!‘ Oft gibt dieses Wort den Ausschlag, die Augen schließen sich, der Kranke schläft.“

Der französische Arzt beendet seine Darstellung mit den Worten: „Das ist der Schlaf durch Suggestion, es ist die Vorstellung des Schlafes, welche ich erwecke, welche ich in's Gehirn allmählig hineinschiebe.“

Den hypnotischen Schlaf wie eine Betäubung durch narkotische Mittel zu chirurgischen Operationen auszubeuten, gelang in Indien englischen Aerzten mit Leichtigkeit bei Hunderten von Individuen, eine gleiche Verwerthung der Hypnose mag aus Paris angeführt werden. Daselbst unternahm in jüngster Zeit der Professor Tillaux es mit Erfolg, unter Anwendung der Hypnose an einer jungen Frau eine Operation auszuführen. Nachdem die Kranke in ihrem Bett durch den Assistenzarzt eingeschläfert worden war, folgte sie der Aufforderung, sich zu erheben und sich in den Operationssaal zu begeben, wo sie sich selbst auf den Operationstisch legte. Darauf suggerirte man ihr, sie würde keine Schmerzen bei der Operation empfinden. In der That führte die Kranke darauf während der ganzen Zeit der sehr schmerzhaften Operation mit dem Assistenzarzte eine lebhafte, ja heitere Unterhaltung, und wurde nach Beendigung der ärztlichen Eingriffe in ihr

Bett zurückgebracht. Als sie aus der Hypnose erwachte, war sie sehr erstaunt, zu hören, daß die Operation bereits hinter ihr läge, sie hatte durchaus keine Empfindung von dem ganzen Vorfalle gehabt.

Stützen sich die bisher aufgezählten Fälle auf Zeugnisse französischer Aerzte, so wollen wir jetzt einige Berichte deutscher Fachmänner herausgreifen, nicht sowohl weil sie über besonders hervorragende Erfolge Mittheilung machen, sondern weil sie der neuesten einschlägigen Literatur angehören.

„Vor Kurzem,“ so erzählt Doktor W. Brügelmann, „behandelte ich einen 20jährigen Herrn mit neurasthenischem Asthma durch Hypnose; derselbe ist absolut nicht hysterisch oder — allgemein gesprochen — nervös, sondern leidet an einem Asthma, welches in sehr langen Intervallen auftritt und nur an bestimmten Orten oder unter ganz besonderen Umständen zu Stande kommt. Gleich in der ersten Sitzung gelang es, ihn in das kataleptische Stadium zu versetzen; er ist absolut außer Stand, die steifgestellten Glieder zu bewegen, die geballte Faust zu öffnen, gehorcht der Suggestion, daß er keinen Schritt vorwärts machen könne u. s. w., und ist seit den vor einem Vierteljahre zuerst angewandten hypnotischen Sitzungen, in welchen ihm suggerirt wurde, daß sich niemals mehr Asthma bei ihm bilden könne, frei davon geblieben.

Eine noch interessantere Krankengeschichte ist folgende: Ein Kaplan L. kam Ende Dezember vorigen Jahres mit der Klage über so heftige asthmatische Beschwerden in die Anstalt des Doktor Brügelmann, daß er nicht zu essen

vermöge, ohne daß die verschluckten Speisen wieder zurückkämen, nicht zu gehen, namentlich nicht zu steigen, vor Allem aber nicht zu predigen oder sich in Gesellschaft zu befinden, ohne von Athembeschwerden geplagt zu werden. „Gleich beim Empfang, wobei ich ihn gebeten hatte, in einem Sessel Platz zu nehmen, fiel mir auf, daß er sich mehr legte als setzte, daß er fortwährend schnaufende Einathmungen machte, dann wieder einige Worte sprach, dann wieder schnaufte, unruhig sich hin und her warf, aufsprang und im Zimmer umherging, und vor Allem, daß er fortwährend mit dem Daumen sich auf den Leib stieß, stellenweise sogar den Leib mit der Hand nach oben drängte." Der Arzt erwähnt dann die bisher erfolglos unternommene Kur des Patienten und sieht das Leiden als männliche Hysterie an, die sich namentlich durch das Gefühl des Aufsteigens eines schweren Körpers aus der Gegend der Magengrube nach den inneren Halspartien kenntlich macht. Um allen Irrungen zu entgehen, wird während 14 Tagen eine Behandlung mit äußeren Mitteln durchgeführt, die aber ohne Erfolg bleibt. „Ich hatte diese Zeit dazu benutzt," fährt Doktor Brügelmann fort, „ihn mit der Hypnose bekannt zu machen, hatte ihn mehreren Sitzungen beiwohnen lassen und ihm die handgreiflichen Erfolge vor Augen geführt. Er gewann ein absolutes Vertrauen, und so gelang es, ihn selbst in der ersten Sitzung bereits kataleptisch zu machen. Ich suggerirte ihm nun zunächst, daß er von nun an nicht mehr nöthig habe, auf seinen Leib zu stoßen, und daß der Athem fortan normal und oberflächlich sein werde. Nach ungefähr einer

halben Stunde kam ein Anfall. Das Gesicht röthete sich lebhaft, der Athem vertiefte sich und er konnte kaum ruhig sitzen bleiben, war aber gleichwohl doch bereits hypnotisirt. Ich legte ihm die Hand auf die Stirne, befahl ihm, sofort oberflächlich zu athmen, und suggerirte ihm, daß keine Kongestionen sich jetzt mehr entwickeln könnten und würden. Sofort verschwand die Röthe des Gesichts, und die Athmung war ruhig. Sodann suggerirte ich ihm absolutes Wohlbefinden beim Erwachen und erweckte ihn. Von Stund an war die Noth verschwunden; er hat seinen Leib nie wieder gedrückt oder gestoßen."

Die dritte Behandlung betraf einen 60 Jahre alten Gerichtsbeamten, der an einem Herzleiden, sehr erheblichem Zittern der Hände und neuralgischen Schmerzen des Oberkörpers erkrankt war. Auch bei diesem Patienten war eine anderweitige Behandlung ohne Erfolg geblieben, und so wurde ihm denn ein Versuch mit der Hypnose angerathen. Der behandelnde Arzt erzählt: „Ich sorgte dafür, daß er alsbald einer Sitzung beiwohnte, demonstrirte ihm das kataleptische Stadium und ließ ihm durch den geistlichen Herrn die Versicherung geben, daß derselbe einen vorzüglichen Erfolg errungen habe. Dies stärkte sein Vertrauen ganz bedeutend, und so gab er sich denn ganz willig der Behandlung hin. In den ersten Sitzungen erreichte ich so gut wie gar nichts; ganz allmählig aber gelang es, ihm den Schlaf zu suggeriren, und schließlich schlief er wirklich. Ich suggerirte ihm, daß die Schmerzen schwinden, die Herzthätigkeit ruhig werden, der Schlaf sich vertiefen und das Nervensystem sich beruhigen sollte,

und erreichte das Alles mit solcher Präzision, daß der Kranke des Dankes und Lobes voll war. Schließlich suchte ich auch das übermäßige Zittern zu beeinflussen, und auch das gelang in gewissem Grade."

In welchem Maße das psychische Moment benutzt werden kann, um die überraschendsten Heilerfolge zu erzielen, dafür mögen die Ausführungen des Grazer Dozenten Doktor Müller ein Verständniß erwecken. Ein 12jähriger Knabe war auf dem Glatteise ausgeglitten und in einen mehrere Meter tiefen Steinbruch hinabgestürzt. Mit zahlreichen blutenden Kopfwunden bedeckt und bewußtlos wurde er aufgefunden. Nach drei Tagen war das Bewußtsein wiedergekehrt, doch konnte er, obgleich keine Zungen- und Lippenlähmung vorhanden war, kein Wort sprechen. Da das Wortverständniß erhalten war und die Geberden- und Schriftsprache keine Einbuße erlitten hatten, so verständigte sich der Patient leicht mit der Umgebung. Es wurde nun dem hysterischen Knaben in wachem Zustande suggerirt, daß die Sprache durch Anwendung des elektrischen Stromes am Halse wiederkommen und endgiltig erhalten bleiben werde. Der Erfolg war der gewünschte, die Sprache kehrte wieder. —

Weiterhin wurden zwei Fälle von hysterischem sogenannten unstillbaren Erbrechen sehr rasch durch die Suggestion, daß durch ein besonders unfehlbar wirkendes Mittel das Nervensystem beruhigt werden und Heilung eintreten würde, gänzlich befreit. „In einem Falle," berichtet der Gewährsmann, „es war ein 20jähriges hysterisches Mädchen, seit sechs Monaten an häufigem Er-

brechen leidend, gab ich Liquiritienpillen (Lakritzen) mit Goldblatt überzogen, täglich drei Stück genau zur vorgeschriebenen Stunde zu nehmen. Nach drei Tagen hörte das Erbrechen auf, ein Ergebniß, an dem natürlich das völlig unschuldige Mittel keinen Antheil hatte."

„Am reinsten," so erzählt der Grazer Dozent, „zeigte sich mir die Wirkung der Wach-Suggestion bei einer 40jährigen Dame, die seit einem halben Jahre, wegen Unfähigkeit zu gehen, das Bett hüten mußte." Die Untersuchung ergab, daß die bedeutend abgemagerte Dame die Füße und Beine im Bette, wenn auch sehr langsam und schwach, so doch nach allen Richtungen, allerdings in geringen Abweichungen, bewegen konnte, bei früher vorgenommenen wiederholten Stehversuchen war sie jedesmal zusammengebrochen. „Nachdem ich," fährt Doktor Müller fort, „durch eine eingehende Untersuchung das mir entgegengebrachte Vertrauen der Patientin in noch größerem Maße mir zugewendet, befahl ich der Kranken, während wir Aerzte uns im Nebenzimmer besprachen, sich die Toilette machen zu lassen, da ich nachher mit ihr die ersten Schritte durch das Zimmer machen werde, was gewiß möglich sei. Nach 15 Minuten ging die Kranke, auf meinem Arm gestützt, durch das Zimmer. — Das Eis war gebrochen; die Dame war von ihrer hysterischen Lähmung befreit und blieb es auch in Zukunft."

Bis zu welcher Grenze die Beeinflussung des Arztes zu bringen vermag, dafür sei noch folgender Versuch Bernheim's angeführt. Einer Somnambulen wurden um 11 Uhr Vormittags acht Briefmarken auf die linke Schulter während

der Hypnose festgebunden und ihr eingeredet, daß man ihr ein Zugpflaster aufgelegt habe. Sie schläft den ganzen Tag und wird erst Abends geweckt, ohne daß sie aus den Augen gelassen wird; darauf schläft sie von Neuem mittelst hypnotisirender Maßnahmen die ganze Nacht. Am anderen Morgen um 8¼ Uhr wird der Verband gelöst; die Briefmarken waren nicht verändert; in der Ausdehnung von 4 bis 5 Centimeter sieht man aber die Oberhaut verdickt und verändert, weiß-gelblich. 14 Tage später war die Stelle, wo das angebliche Zugpflaster gesessen hatte, noch in voller Eiterung.

Als Gegenstück mag ein Versuch von M. Briaud dienen, welcher, nachdem er ein gleiches Experiment mit Cigarettenpapier ausgeführt hatte, umgekehrt ein wirkliches Zugpflaster auflegte und der Kranken im hypnotischen Zustande suggerirte, daß es sich um einfaches, wirkungsloses Papier handle. Und siehe da, am anderen Morgen war die Haut an dieser Stelle völlig unverändert. —

Wir haben bisher die bestechenden Erfolge des Hypnotismus für sich reden lassen, wollen aber nicht verfehlen, auch auf die Kehrseite aufmerksam zu machen. Anläßlich der Eingangs erwähnten Debatte in der Berliner Medicinischen Gesellschaft war an den berühmten Leiter der Salpêtrière, der Pariser Anstalt für Nerven- und Geisteskranke, Dr. Charcot, eine wissenschaftliche Autorität ersten Ranges, der selbst für einen eifrigen Förderer des Hypnotismus als Heilmittel stets gegolten hat, ein Schreiben gerichtet worden mit der Bitte, seine Stellungnahme zu dieser Frage genauer klarzulegen. Daraufhin ist eine

Antwort erfolgt, die folgendermaßen lautet: „Seit meinen ersten Untersuchungen über den Hypnotismus in der Salpêtrière haben wir die Hypnose oft mit Vortheil bei Kranken, welche für dieselbe zugänglich waren, angewandt, um sie von den verschiedenartigen Zufällen zu befreien, die täglich im Leben eines echten Hysterischen vorkommen. Alles ging auf's Beste, und wir dachten fast, daß nichts leichter sei, als auf diese Weise alle hysterischen Anfälle sicher und augenblicklich zu beseitigen. Wir haben uns aber bald vom Gegentheil überzeugen müssen, und namentlich das Studium der Hysterie bei Männern hat jener Illusion den Todesstoß versetzt. Wir haben gefunden, daß man eine ganze Zahl hysterischer Frauen mit ein wenig Beharrlichkeit in Hypnose versetzen und sie in diesem Zustande von dem augenblicklichen Zufall befreien kann; bei einer Reihe anderer ist es ganz unmöglich, die Hypnose hervorzubringen. Was dagegen das männliche Geschlecht anlangt, so muß dieser Satz umgekehrt werden: in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle ist es außerordentlich schwierig, hysterische Männer zu hypnotisiren, und man kann hinzufügen, daß es häufig gefährlich, in den allermeisten Fällen aber nutzlos ist. . . . Ohne absolut leugnen zu wollen, daß bei organischen Erkrankungen des Nervensystems die hypnotische Suggestion in einzelnen Fällen eine gewisse Besserung herbeiführen kann, bin ich doch überzeugt, daß dies nur auf Kosten eines reinen Zufalls gesetzt werden darf, und daß nicht die Rede davon sein kann, das Suggestionsverfahren zu einer therapeutischen Methode zu erheben."

So Charcot, dessen Ansichten jedoch als nur theilweise zutreffend bezeichnet werden können, da er seine Versuche ausschließlich an Hysterischen machte. Seinem Urtheile wird daher auch von anderen Autoritäten auf dem Gebiete der Hypnose entschieden widersprochen.

Wir Laien aber gewinnen aus diesen Widersprüchen der Aerzte und Forscher die Ueberzeugung, daß der Hypnotismus als Heilmittel jedenfalls vorläufig noch von zweifelhaftem Werthe ist, und daß, Erfolge einzelner Aerzte abgerechnet, im Allgemeinen seine Wirkung bei organischen Erkrankungen so lange angezweifelt werden muß, bis durch fortgesetzte Experimente berufener Aerzte die Streitfrage endgiltig entschieden worden ist.

Mannigfaltiges.

Die Einladung des Kaisers. — Am Abend vor der Einnahme von Ulm (17. Oktober 1805) ging der Kaiser Napoleon in Begleitung des Marschalls Berthier in einen einfachen Soldatenmantel gehüllt durch das Lager spazieren und horchte auf die Unterhaltung seiner Grenadiere. Da sah er einen Soldaten seiner Garde unweit von ihm Kartoffeln in der Asche des Lagerfeuers braten.

„Ah, ich möchte eben jetzt gebratene Kartoffeln aus der Asche weg essen," sagte der Kaiser zu Berthier; „gehen Sie doch einmal zu dem Burschen hin, Marschall, und fragen Sie ihn, ob er mir nicht eine verkaufen will."

Diesem Befehle gemäß trat der Marschall zu dem Grenadier und fragte: „Willst Du mir wohl einige Kartoffeln verkaufen?"

„Nein," lautete die Antwort; „ich habe selber nur fünf Stück, und diese reichen kaum zu meinem eigenen Abendbrod."

„Ich gebe Dir zwei Napoleons, wenn Du mir eine verkaufen willst," fuhr Berthier fort.

„Ich brauche Ihr Gold nicht," versetzte der Soldat; „ich bleibe vielleicht morgen schon im Gefecht, und da möcht' ich nicht, daß der Feind mich mit einem leeren Magen fände."

Berthier überbrachte die Antwort des Soldaten dem Kaiser, welcher abseits stehen geblieben war.

„Verwünschter Eigensinn!" sagte Napoleon. „Lassen Sie uns einmal sehen, ob ich nicht glücklicher bin, als Sie."

Er ging nun ebenfalls auf den Grenadier zu und fragte ihn, ob er ihm wirklich nicht eine einzige Kartoffel verkaufen wolle.

„Nicht um viel Geld!“ erwiederte der Grenadier. „Ich habe selber nicht zum Sattessen für mich.“

„Aber Du sollst mir Deinen Preis nach Belieben machen dürfen,“ versetzte der Kaiser. „Komm', gib her! Ich bin hungrig und habe den ganzen Tag noch nichts gegessen.“

„So geht es mir eben auch,“ sagte der Soldat. „Ich habe bereits gesagt, daß die Mahlzeit für mich selber kaum hinreicht. Und überdies glauben Sie ja nicht, daß Sie mich zum Besten haben können, ich kenne Sie recht gut, trotz Ihrer Verkleidung.“

„So? Wer bin ich denn?“

„Sie sind der ‚kleine Korporal‘, Sire, wie Sie unter uns heißen. Hab' ich nicht Recht?“

„Gewiß; aber weil Du mich nun kennst, willst Du mir immer noch keine Kartoffel verkaufen?“ fragte der Kaiser.

„Verkaufen, Sire? Nein!“ versetzte der Grenadier. „Aber ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Eine Hand wäscht die andere, und Revanche muß sein; wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich einmal mit Ihnen speisen darf, sobald Sie wieder nach Paris zurückgekehrt sein werden, so sollen Sie meine Abendmahlzeit theilen.“

„Gut, es gilt!“ sagte Napoleon lächelnd. „Beim Wort des ‚kleinen Korporals‘!“

„So ist's gut!“ rief der Grenadier. „Unsere Kartoffeln müssen jetzt fertig geworden sein. Hier sind die beiden größten für Sie, die drei kleinen werde ich selber verzehren.“

Der Kaiser setzte sich zum Feuer, verspeiste seine Kartoffeln mit großem Appetit und kehrte dann mit Berthier nach seinem Zelte zurück, ohne etwas anderes zu äußern, als: „Ich wette, dieser Bursche ist ein guter Soldat!“ —

Einige Monate später war der Kaiser eines Tages, umgeben

von einem glänzenden Hofstaate, eben in den Speisesaal der Tuilerien getreten, um sich zur Tafel zu setzen, als ihm sein Leibdiener Roustan meldete, draußen im Vorsaale stehe ein Grenadier der Garde mit Ober- und Untergewehr und wolle absolut in den Speisesaal unter dem Vorgeben, er sei vom Kaiser zur Tafel gebeten worden.

„Laß ihn hereinkommen!“ sagte Napoleon.

Der Grenadier trat ein, präsentirte und sagte zum Kaiser: „Erinnern Sie sich noch, Sire, daß ich vor Ulm mein bescheidenes Abendbrod mit Ihnen getheilt habe?“

„Ah, das bist Du? — Gewiß, gewiß, ich entsinne mich dessen noch wohl!“ rief der Kaiser. „Und Du kommst nun, um mit mir zu Mittag zu speisen, nicht wahr? Roustan, lege noch ein Couvert auf Deinen Tisch für diesen braven Burschen!“

Der Grenadier aber sagte: „Ein Grenadier der Garde speist nicht mit Lakaien. Eure Majestät versprachen mir, ich solle mit Ihnen speisen, so war's abgemacht, und im Vertrauen auf Ihr Wort, Sire, bin ich hergekommen.“

„Du hast ganz Recht! — Roustan, lege das Couvert hier neben mich!“ sagte der Kaiser. „Und nun lege Deine Waffen ab, mein Braver, und mache Dir's bequem bei Tische.“

Nach eingenommener Mahlzeit hing der Grenadier wieder Säbel und Patronentasche um, nahm sein Gewehr und präsentirte zum Abschied.

„Nun, mein Freund, hat Dir's geschmeckt?“ fragte Napoleon.

„O ja, Sire,“ war die Antwort, „aber ein bloßer Gemeiner sollte nicht an der Tafel seines **Kaisers** speisen oder gespeist haben.“

„Aha, ich verstehe Dich!“ sagte Napoleon lachend. „Du bist auch viel zu klug zum Gemeinen. Ich ernenne Dich also zum Offizier, hoffe aber, daß mir der Herr Lieutenant seine Kartoffeln künftig billiger abläßt.“ —dn—

Der Telegraph im Tropenlande. — Sehr interessante Mittheilungen werden über die fast ganz im Bereich der Tropen befindlichen brasilianischen Staatstelegraphen gemacht, deren Linie etwa 14,000 Kilometer lang ist. Von den Schwierigkeiten, die sich dem Bau und der Erhaltung solcher Linien entgegenstellen, hat man in Europa keine Vorstellung. Für einen bedeutenden Theil der Telegraphenlinien haben erst Wege im Urwald hergestellt, meilenlange Sümpfe, anschwellende Flüsse und Meeresarme überspannt werden müssen. In der tropischen Dampfatmosphäre faulen die hölzernen Stangen und rosten die Drähte, oder infolge von sechs- bis achtmonatlichen Dürren zerspalten die Stangen. Die plötzliche Abkühlung der Luft bei Sonnenuntergang verursacht oft Reißen der Leitungsdrähte und Zerspringen der Porzellan-Isolatoren. Trotz aller Anstrengungen der Linienaufseher überwuchert die tropische Vegetation sehr rasch die Leitungen. Die Thierwelt stellt gegen die Telegraphen ein ganzes Heer erklärter und unversöhnlicher Feinde: Marder, Hyrares, die Sippe der Stinkthiere, die Viscachas und die Gürtelthiere unterminiren die Stangen, so daß diese umfallen, wenn nicht rechtzeitig Hilfe geschafft wird; die zahlreichen Affenarten sind stets bereit, Verwirrung und Verschlingungen unter den Leitungsdrähten anzurichten. Die Belästigungen der Linien durch die Vögel sind doppelter Art. Gewisse Vögel bauen mit ganz besonderer Vorliebe ihre Wohnungen auf der Spitze der Telegraphenstangen, und umhüllen dieselben in wunderbarer Geschwindigkeit mit feuchter, dem Erdboden entnommener Thonerde, oder Nestern, die aus Stöcken, Gras und Federn zusammengebaut sind. Sehr oft werden hierbei nicht nur die Stangenspitzen, sondern auch die Isolatoren und die Drähte mit eingehüllt, wodurch letztere, wenigstens bei feuchter Witterung, in gegenseitige Beziehung gebracht werden. Auch sonst wirken Vögel störend ein und zwar dadurch, daß ganze Schwärme gleich nach Sonnenuntergang oder

kurz vor Sonnenaufgang herumziehen. Sie fliegen hierbei oft, da die Leitungsdrähte der Dämmerung wegen kaum sichtbar sind, gegen dieselben an, gerathen dabei zwischen die Drähte, die dann verwickelt oder zerrissen werden, wobei allerdings auch die Angreifer sehr oft zu Schaden kommen.

Auch die in Brasilien in so großen Massen auftretenden Insekten sind gefürchtete Feinde der Telegraphenlinien. Zu ersteren gehören besonders Bienen, Wespen, Hornissen und Ameisen. Viele Wespenarten bauen ihre Wohnungen innerhalb und außerhalb der Isolatoren in ähnlicher Weise, wie die europäische Hausschwalbe ihr Nest an der Außenseite eines Hauses anklebt. Sehr ausdauernde Zerstörer der Telegraphenlinien sind die Ameisen und Termiten. Myriadenweise dringen sie zur Zeit des Schwärmens von einem Orte zum anderen, und überdecken oft ganze Länderstriche mit ihren bis zu 5 Meter hohen Erdbauten. Diese Nester sind durch bedeckte Wege oder Thonröhrchen, die einen Durchmesser bis zu 30 Centimeter erreichen, mit anderen benachbarten Nestern und Bäumen verbunden. Wo sich Telegraphenstangen befinden, werden diese Thonröhrchen auch an diesen emporgeführt und überdecken dann die Pfosten und Isolatoren mit rundlichen Thonkuppeln, welche einen Durchmesser bis zu 1 Meter annehmen können. Je älter diese Nester werden, desto fester sind sie, derart, daß zuweilen zur Axt gegriffen werden muß, um sie loszutrennen. — Unter einigen Hunderten verschiedener Arten von Spinnen gibt es eine große, schwarze Kreuzspinne mit rubinrothen Flecken auf dem Rücken, die zu größeren Mengen gesellig ihre Netze ausspannen. Die gemeinsamen, wie Schnüre starken Verbindungsfäden der Nester bedecken die Telegraphendrähte oft vollständig und leiten bei Regen oder Thauwetter die Elektrizität ab. Die gefährlichsten Zerstörungen der brasilianischen Telegraphenlinien werden jedoch durch die tropischen Gewitter hervorgebracht. Die elektrischen Spannungen und Entladungen sind

mitunter so stark, daß Isolatoren, Drähte und Stangen zersprengt werden, trotzdem zum Bau der Linien das beste Material verwendet wird. E. K.

Humor in schwerer Zeit haben die Berliner stets gezeigt, und selbst in den schlimmsten Lebenslagen sind sie nie wankelmüthig gewesen, ja sie wußten sogar ihrer heute noch bekannten Ironie Ausdruck zu geben. Einer dieser geschichtlichen Berliner Witze, der indeß wenig genug bekannt ist, ereignete sich während des siebenjährigen Krieges. Als im Jahre 1757 Friedrich der Große nach der verlorenen Schlacht bei Kollin von allen Seiten von Feinden bedrängt wurde, und sich selbst fast verloren glaubte, marschirte der österreichische General Haddick mit einem fliegenden Corps plötzlich auf das gänzlich unbeschützte Berlin los. Zu spät erfuhr der König davon, und zu spät befahl er dem Prinzen Moritz von Dessau, bei Torgau die Elbe zu überschreiten und in Eilmärschen der Hauptstadt zu Hilfe zu eilen, zu spät erhielt auch Seydlitz den Befehl, mit 3000 Reitern Haddick den Weg zu verlegen. Mit einer Tollkühnheit sondergleichen marschirte der tapfere österreichische General mitten durch des Feindes Land auf das ungedeckte Berlin los, von dem er allerdings wußte, daß es fast gänzlich wehrlos war, denn es waren nur einige Invaliden als Besatzung in der Stadt. Am Ende des Monats Oktober erschien er so überraschend vor den Thoren Berlins, daß der Kommandant v. Rochow nur mit aller Noth die königliche Familie, den Kronschatz, das Silberzeug und die Werthstücke aus dem königlichen Schlosse nach der benachbarten Festung Spandau retten konnte. Haddick forderte die Stadt zur Uebergabe auf und erklärte sofort, daß er gekommen sei, um 600,000 Thaler Kontributionsgelder zu erheben; die wenigen Invaliden versuchten sich zwar zu widersetzen, aber Haddick ließ das Kottbuser und das Schlesische Thor stürmen, die Invaliden zusammenhauen und wurde binnen einer Stunde Herr der Stadt. Vielleicht

wäre es damals Berlin sehr schlecht gegangen, wenn nicht auch Haddick Nachricht von der Annäherung des Prinzen Moritz von Dessau erhalten hätte. Es galt jetzt für ihn, sich mit einer geringeren Kontribution zu begnügen, wenn diese nur in aller Geschwindigkeit aufgetrieben wurde. Er ging daher mit seiner Forderung immer mehr herab und forderte schließlich nur 200,000 Thaler, die aber innerhalb 24 Stunden gezahlt werden müßten, widrigenfalls er die Stadt anzünden und durch seine Mannschaften plündern lassen wollte. Es blieb nichts Anderes übrig, als ihm zu willfahren, da er wohl der Mann war, um seine Drohung auszuführen, und da er seinen tollkühnen Zug nicht umsonst gemacht haben wollte, so zahlte man seufzend und unter Anstrengung aller Finanzkräfte des damals sehr armen Berlins die geforderten 200,000 Thaler, ja, zahlte auch noch an Haddick und seine Adjutanten auf seinen persönlichen Wunsch größere Geldsummen als Geschenke. General Haddick war aber auch ein galanter Mann und wußte, daß seine Herrin, die Kaiserin Maria Theresia, es sehr gern habe, wenn ihre Generäle ihr persönliche Aufmerksamkeiten erwiesen. Er verlangte daher vom Magistrat der Stadt Berlin, daß ihm für die Kaiserin als Trophäe zwei Dutzend seiner Damen-Handschuhe, die damals in Berlin besonders gut fabrizirt wurden, überliefert würden, welche inwendig mit dem Berliner Stadtwappen gestempelt und in ein ganz besonders werthvolles Kästchen verpackt werden müßten. Es blieb den Vätern der Stadt nichts übrig, als auch diesem Wunsche zu willfahren, worauf Haddick mit seinem Corps schleunigst aus Berlin verschwand und glücklich allen Hinterhalten entging, die man ihm auf dem Rückwege preußischerseits gelegt hatte. Er schickte auch die Handschuhe sofort nach Wien zur Kaiserin, legte aber mit seinem Geschenk wenig Ehre ein, sondern veranlaßte, daß die Kaiserin sehr ärgerlich wurde. Als sie nämlich das Kästchen öffnete, stellte es sich heraus, daß der Berliner

Magistrat nur Handschuhe geschickt hatte, die auf die linke Hand paßten. So war denn nicht nur die Absicht Haddick's, seiner Kaiserin eine Trophäe aus Berlin zu überbringen, vereitelt, sondern er sowohl, wie auch die Kaiserin verfielen dem Gelächter und dem Spott ganz Europa's, da der Vorgang in ein Zeitalter fiel, wo oft ein guter Scherz oder ein packendes Witzwort mehr Aufsehen erregten, als eine gewonnene oder verlorene Schlacht. A. O. Kl.

Deutscher Künstlerfreimuth gegenüber ausländischer Etikette. — Der geniale Komponist und Geiger Ludwig Spohr hatte 1820 mit seiner Frau Dorette, der berühmten Harfenvirtuosin, eine Kunstreise nach England unternommen. Bald sah er sich auf allen Konzertprogrammen der Saison figuriren, konnte sich aber nie entschließen, auch in Privatgesellschaften aufzutreten, da in der englischen „Gesellschaft" die Künstler unwürdig behandelt zu werden pflegten und gleich nach ihrem Vortrage die Gesellschaftsräume verlassen mußten. Endlich waren Spohr und Frau aber auch zu den Brüdern des Königs, deren einer eine Prinzessin von Meiningen zur Gemahlin hatte, gebeten worden, und diese Aufforderung konnte das Ehepaar nicht wohl ablehnen.

Als sie nun im Palais erschienen, wollte ein Diener ihnen das Wartezimmer der übrigen Musiker öffnen; Spohr aber übergab seinem Dolmetscher seinen Geigenkasten und schritt, Frau Dorette am Arme, sogleich die Treppe hinauf. Als der am Eingang des Empfangszimmers wachehaltende Diener dem Namen „Spohr" die Thüre zu öffnen zögerte, machte der Künstler Miene, dies selbst zu thun, worauf der Diener ihm dann eiligst zuvorkam und seinen Namen laut in den Salon hineinrief. Die Herzogin, deutscher Sitte eingedenk, erhob sich sogleich und führte Frau Dorette zum Damenkreise. Auch der Herzog stellte Ludwig Spohr mit freundlichen Worten den Herren vom Hofe vor, und als die servirenden Diener den bürgerlichen Gast ignorirten, gab er ihnen einen Wink, worauf diesem ebenfalls präsentirt wurde.

Als nun das Konzert beginnen sollte, ließ der Haushofmeister nach dem Programm die Künstler heraufholen. Sie erschienen mit Notenblatt oder Instrument und grüßten mit einer tiefen Verbeugung, die aber nur von der Herzogin erwiedert wurde.

Spohr selbst erzählt in einem Briefe über den weiteren Verlauf des Abends Folgendes: „Ich ärgerte mich sehr über diese Entwürdigung der Kunst und noch mehr über die Künstler, die sich solche Behandlung gefallen ließen, und hatte große Lust, gar nicht zu spielen. Als daher die Reihe an mich kam, zögerte ich absichtlich so lange, bis der Herzog, wahrscheinlich auf einen Wink seiner Gemahlin, mich selbst zum Spielen aufforderte. Nun erst ließ ich durch einen Diener mein Violinkästchen heraufholen und begann dann, ohne vorher eine Verbeugung zu machen. Alle diese Umstände mochten die Aufmerksamkeit der Gesellschaft erregt haben, denn es herrschte während meines Vortrags eine große Stille im Saal, während doch vorher die Unterhaltung keinen Augenblick gestockt hatte. Als ich geendet hatte, applaudirte das herzogliche Paar, und die Gäste stimmten ein, was beides bis jetzt nicht geschehen war. Bald darauf schloß das Konzert, und die Musiker zogen sich zurück. Hatte es nun schon Sensation erregt, daß wir uns der Gesellschaft angeschlossen, so steigerte sich diese noch um Vieles, als man sah, daß auch wir zum Essen dablieben und bei demselben von dem herzoglichen Paar mit großer Auszeichnung behandelt wurden."

So ward Spohr's wohlberechtigtes Selbstgefühl das Zeichen zum Durchbruch einer würdigen gesellschaftlichen Aufnahme wahrer Künstler auch in dem Lande, das bis dahin es gewagt hatte, solche mit bezahlten Dienstboten auf gleiche Stufe zu stellen.

M. H.

Kalifornischer Weinbau. — Das „Goldland" Kalifornien scheint diese seine Bezeichnung noch in einer anderen als in der ursprünglichen Bedeutung verdienen zu sollen. Von Jahr zu

Jahr spendet es das funkelnde Gold des edlen Rebensaftes reichlicher. Wo gäbe es auch ein herrlicheres Klima für den Weinbau! Glaubt man sich doch dort im Sommer nach Oberitalien versetzt, während es im Winter weder Schnee noch Eis gibt. Schon jetzt hat der durch den Ungarn Agoston Haraszthy begründete kalifornische Weinbau es zu einer Jahresproduktion von über 15 Millionen Gallonen gebracht, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß diese Ziffer sich mit der Zeit verzehnfachen wird. Vorzugsweise ist der Norden des Landes zu dieser Kultur geeignet, wo der eisenrostreiche rothe Boden, die unteren Schieferlager und das durch die Seenähe erzeugte gleichmäßige warme Klima dieselbe begünstigt. Feinere Rothweine, welche den besten französischen an die Seite gestellt werden können, gedeihen dort vorzüglich, ebenso Sherry und Portwein. Die Produktion von Rheinweinen wird allerdings mehr auf die höheren Lagen beschränkt bleiben. Um den Weinbau gegen die gefürchtete Plage der Reblaus zu schützen, pflanzt man starke einheimische Reben, welche später mit den edelsten fremden Sorten gepfropft werden. Alle praktischen Lehren, welche man durch die Wissenschaft und die Erfahrung auf diesem Gebiete gewonnen hat, sind sorgfältig verwerthet worden, und auch San Francisco hat schon seinen „Weinbau-Kongreß“ gehabt, auf welchem gar manches werthvolle Ergebniß zur Mittheilung gelangte. Konnte man doch gegen 200 Sorten europäischer Weine, welche auf kalifornischem Boden gepflanzt worden waren, zur Probe vorführen. Unter den Weinbau treibenden Kolonisten hat sich speziell das deutsche Element eine bedeutende Stellung erobert. Besonders in Sonoma, Glan Ellen, Napa und St. Helena findet man ein deutsches Winzerleben, welches lebhaft an den Weinbau im Rheingau erinnert. Eine deutsche Niederlassung, welcher man eine bedeutende Zukunft voraussagen kann, ist die in den niedrigeren Vorbergen von Yuba und Butte Counties gegründete Wein- und Olivenkolonie „Cannstatt“. Wie freudig

fühlt sich der deutsche Ankömmling schon durch diesen bloßen Namen berührt! Versetzt ihn doch der Klang desselben in das rebenumsäumte liebliche Neckarthal vor den Thoren der schwäbischen Hauptstadt. Die zu der Kolonie gehörigen 20 Familien haben gegen Theilzahlungen Landparzellen von je 20 bis 40 Acker zu billigen Preisen erworben. Als Landagent der Kolonisten sowie als Sekretär der Kolonie fungirt ein Schweizer Landwirth Georg Steiger. Behufs billiger gemeinsamer Anschaffungen sind die Kolonisten zu einem Konsumverein zusammengetreten, und auch zur Weinbereitung haben sie sich vereinigt, wodurch es ermöglicht wird, das Produkt mit geringeren Kosten herzustellen und auf den Markt zu bringen. Das Gedeihen dieser Niederlassung wird durch ganz außergewöhnlich günstige äußere Verhältnisse gefördert. Das Terrain ist nicht nur durch seine Lage gegen den Wind geschützt und durch Gräben reichlich mit Wasser versehen, sondern es sind auch reiche Holzbestände vorhanden. Der Absatz wird durch die vortrefflichen Wege und durch die nur 10 Kilometer entfernte Eisenbahn begünstigt. Auch ist dafür gesorgt, daß sich die Ansiedler nicht vereinsamt fühlen, da es an anderen Ansiedelungen in der Nähe nicht fehlt. A. G.

Elektrizität und Verbrechen. — Die Elektrizität, welche in den letzten zehn Jahren so große Fortschritte gemacht hat, bemächtigte sich rasch aller Gebiete der Technik und Industrie, und zahlreiche Mechaniker und Ingenieure haben sich sogar damit beschäftigt, die Elektrizität zum Schutzmittel gegen gewisse Verbrechen zu machen. Die Zahl der Patente, die in den letzten fünf Jahren auf elektrische Sicherheitsvorkehrungen gegen Einbruch und Diebstahl genommen worden sind, beträgt viele Hunderte.

Der einfachste Apparat, den man gegen Einbruch erfunden hat, ist die elektrische Hausthür. Von einer Batterie geht ein elektrischer Strom nach der Hausthür und macht hier einen eisernen

Riegel magnetisch, der mit kolossaler Kraft so in dem Eisenfutter des Schlosses festgehalten wird, daß mit einem Nachschlüssel oder selbst mit einem echten Schlüssel unter keinen Umständen eine Oeffnung der Thür erfolgen kann. Würde selbst der echte Schlüssel in das Schloß gesteckt, so würde auch dieser Schlüssel sofort magnetisch und von dem Eisen angezogen werden; er könnte weder herumgedreht, noch herausgezogen werden. Außerdem aber würde durch das Hineinstecken des Schlüssels ein anderer Stromkreis geschlossen und in allen Stockwerken des Hauses würden Alarmklingeln ertönen. Aehnliche Schlösser und Riegel, welche durch einen elektrischen Strom magnetisch werden, lassen sich an Fenstern, Rolljalousien, Läden und Zimmerthüren anbringen.

Für Läden gibt es eine ganz originelle Einrichtung, welche in einer Anzahl von großen Geschäftshäusern jetzt schon angewendet wird. Gewöhnlich hat der Chef des Hauses den Schlüssel zu der Hauptthür des Geschäftes und zu den verschiedenen Comptoirthüren nicht selbst in Verwahrung, sondern sie bleiben in den Händen eines zuverlässigen Hausdieners oder eines Comptoiristen, dessen Obliegenheit es ist, früher als die Anderen da zu sein und die Thür zu öffnen, um am Morgen die Ausräumungsarbeiten besorgen zu lassen. Natürlich liegt darin eine gewisse Gefahr, daß einzelne Angestellte die Schlüssel während der ganzen Nacht besitzen und so die Möglichkeit haben, ohne Weiteres in das Waarenlager oder in die Bureauräumlichkeiten einzudringen. Ein einfacher Apparat nun, der mit einer Wanduhr in Verbindung gesetzt wird, ermöglicht es dem Chef, zu bestimmen, um welche Zeit erst die Lager- und Ladenräume geöffnet werden können. Ist z. B. der Beginn der Geschäftszeit auf 8 Uhr angesetzt, so hat der Chef nur nöthig, die Uhr auf diese Zeit einzustellen. Bis dahin ist dann allen Personen, auch denjenigen Leuten, welche die Schlüssel zum Lager und Laden haben, das Eindringen unmöglich, denn die geschlossenen Riegel sind elektrisch festgehalten.

In dem Augenblicke aber, wo die Uhr 8 schlägt, fällt ein elektrischer Anker ab, welcher gleichzeitig einen großen Stromkreis öffnet und die elektrische Sperrung aller Riegel aufhebt. Erst von diesem Augenblicke an können wieder die gewöhnlichen Schlüssel zum Oeffnen der Fenster und Thüren verwendet werden. Da aber die ganze Nacht durch diese Vorrichtung das Geschäft geschlossen ist, dem Chef selbst somit das Hineingehen in seine Geschäftsräume unmöglich wäre, da man ferner bei einem ausbrechenden Feuer Gelegenheit haben muß, in die Räumlichkeiten einzudringen, ist in der Privatwohnung des Chefs an einer versteckten Stelle des Zimmers ein kleiner Knopf angebracht, auf den der Chef blos zu drücken braucht, um sofort die elektrische Anziehung aller Thürriegel aufzuheben und so die regelrechte Oeffnung der Schlösser vermittelst der dazu gehörigen Schlüssel zu ermöglichen.

In einen eigenthümlichen Zusammenhang hat man Elektrizität und Verbrechen in Amerika gebracht, wo man sich bekanntlich zu einer Anzahl von Versuchen entschlossen hat, Hinrichtungen von Verbrechern vermittelst der Elektrizität vorzunehmen. Es wird den Lesern bekannt sein, daß diese elektrische Hinrichtung sich als echt amerikanischer Humbug erwiesen hat und daß mit Rücksicht auf die Menschlichkeit die elektrischen Hinrichtungen verworfen worden sind. Man hatte nämlich Versuche mit Thieren gemacht und glaubte dann die elektrische Kraft feststellen zu können, die nothwendig wäre, um einen Menschen mit einem Schlage zu tödten. Es wiesen aber Gelehrte darauf hin, daß selbst Thiere sehr verschiedenartig empfänglich für die Wirkungen der Elektrizität seien. Während der eine Hund, an dem man das Experiment machte, durch einen elektrischen Schlag von genau abgemessener Stärke sofort getödtet wurde, war ein anderer Hund nicht todt, sondern nur gelähmt und von entsetzlichen Schmerzen geplagt, als ein fünfzigmal stärkerer elektrischer Schlag ihm versetzt worden

war. Man wies darauf hin, wie die Verschiedenartigkeit der Empfänglichkeit bei Menschen noch viel größer sei; wolle man aber zur Tödtung von Verbrechern einen so starken Strom verwenden, daß der Tod unter allen Umständen sicher erfolgen müsse, so würde für diejenigen Personen, welche mit dem Apparate zu thun hätten, eine kolossale Gefahr entstehen. Man entschloß sich daher, die elektrische Hinrichtungsmethode zu verwerfen. Jedenfalls aber wird dieser Versuch ein eigenthümliches Zeugniß für den weitreichenden Einfluß sein, den die Elektrizität in unserer Zeit schon genommen hat. O. Kl.

Bestrafte Prahlerei. — Während der Pariser Revolutionstage im Jahre 1848 rasirte zu Lyon ein durch seine revolutionären Gesinnungen bekannter Barbier einen seiner Freunde und sagte dabei: „Ich wollte, ich hätte den Kopf des Generals Castellane so in meinen Händen wie den Deinigen, ich würde bald mit ihm fertig sein." Am folgenden Morgen steigt zum großen Erstaunen des Barbiers General Castellane, in voller Uniform und mit seinen Orden bedeckt, vor der Thür desselben ab, tritt wie ein gewöhnlicher Kunde in die Bude und sagt zum Barbier: „Ich habe gehört, mein Herr, daß Sie den Wunsch äußerten, meinen Kopf in Ihren Händen zu haben; ich bitte Sie, mich zu rasiren." Man kann sich die Bestürzung des Barbiers dem General gegenüber nicht vorstellen; er konnte kein Wort hervorbringen, verrichtete sein Geschäft, zitterte aber dabei so, daß der General mehr als einmal in Gefahr kam, der Tags zuvor geäußerte Wunsch des Barbiers könnte unwillkürlich verwirklicht werden. Nach beendigter Operation gab ihm der General fünf Franken mit den Worten: „Mein Freund, es lag mir daran, Ihnen zu zeigen, daß ich nicht der Mann bin, der sich durch Drohungen schrecken läßt. Benützen Sie diese Lehre!" C. T.

Wahlsprüche und Devisen. — In früherer Zeit pflegten die Fürsten- und Adelsgeschlechter ihren Wappen Devisen bei-

zufügen, die oft in sinnreichen Kernsprüchen bestanden und die Schöpfer und Erfinder dieser Sentenzen treffender charakterisiren, als langathmige Biographien. Schon im Jahre 1644 erschien eine Sammlung alter derartiger Wahlsprüche oder „Symbolis", der wir die nachstehenden interessanten Sprüche entnehmen. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen führte die Devise: „Vertrau, doch nicht zu viel!" Friedrich III., ebenfalls Kurfürst von Sachsen: „So viel, als ich kann!" Markgraf Ernst von Brandenburg: „Scherz nicht mit Ernst!" Graf Eytel von Hohenzollern: „Adams Ripp und Rebensaft!" Kurfürst Otto von der Pfalz: „Mit der Zeit!" Erzherzog Karl von Oesterreich: „Wiewohl, aber doch!" Graf Wilhelm von Nassau: „Rathen und reiten thut's!" Pfalzgraf Philipp der Streitbare: „Nichts unversucht!" Herzog Reinhardt zu Simmern: „O Gott gewähr, was ich begehr!" Die Grafen v. Salm: „Ich erwart' des Glückes!" Joachim, Graf v. Bentheim: „Ich wag's, Gott vermag's!" Matthias, Graf v. Mansfeld: „Keiner verliert seine Freiheit als mit dem Leben!" Ein Freiherr v. Fugger: „Wann's geräth, dann lob' es!" Marcus, Baron v. Fugger, der Begründer einer anderen Linie: „Unversucht — unerfahren!"

Die vorstehenden Devisen sind zum größten Theil erloschen, aber sehr alt sind die Wahlsprüche, welche noch heute die verschiedenen regierenden Fürstenhäuser führen. Preußen hat das bekannte: „Suum cuique — Jedem das Seine!" Oesterreich: „Per aspera ad astra — durch Ungemach zu den Sternen!" Sachsen: „Providentiae memor — der Vorsehung eingedenk!" u. s. w. Nach Grothe's Wappenbuch, welches im Jahre 1843 erschien, sind die nachfolgenden Symbola gegenwärtig noch gangbar, da die betreffenden Adelsgeschlechter noch blühen: Graf v. d. Decken: „Unverändert!" v. Bülow: „Alle Bülow'n ehrlich!" v. Walmoden: „Ich hoffe Neid!" Freiherr v. Dernberg: „Gottes Fügen, mein Genügen!" v. Wrada: „Kein Preis ohne Fleiß!"

v. Heimburg: „Gerade Wege, güldne Wege!“ v. Oldershausen: „Nicht mit Trutz auf Schild und Speer!“ v. Kerssenburg: „Tugend über allen Adel geht!“ v. Aschberg: „Allzeit trauern, kann nicht dauern!“ v. Lütken: „Wach und fertig!“ v. Hodenberg: „Meine Burg ist Gott!“ u. s. w. Treffend und den großen Feldherrn in wenigen Worten charakterisirend ist auch der Wahlspruch Moltke's: „Erst wägen, dann wagen!“ ein Prinzip, dem nicht zum geringsten Theile die gewaltigen Siege der deutschen Heere zu verdanken sind. Man sieht, daß in diesen Sprüchen und Devisen trotz ihrer lakonischen Kürze oft ein tiefer Sinn, eine hohe sittliche Wahrheit, Mahnung oder Gelöbniß enthalten ist. M. L.

Eine sonderbare Kriegshilfe. — Als Kaiser Rudolph II. im Jahre 1601 mit dem Zaren Feodor Iwanowitsch anknüpfte, um dessen Beihilfe bei dem bevorstehenden Türkenkriege zu erlangen, leistete der moskowitische Herrscher diese Hilfe auf eine so eigenthümliche, spezifisch russische Art, daß dies in der That als eine wahrhaft einzige Kuriosität in der Geschichte dasteht. Er schickte nämlich dem Kaiser als Beitrag zur Bestreitung der Kriegskosten 40,360 Zobel-, 20,760 Marder-, 337,235 Eichhörnchen- und 3000 Biberfelle. Der russische Gesandte, Reichsrath Mäljeminow, der diese sonderbare Kriegshilfe überbrachte, wurde am kaiserlichen Hof in Prag zwar mit großer Ehre empfangen, als er aber diese Anzahl von Fellen in zwanzig Zimmern des Prager Schlosses zur Schau auslegte, mochte der Kaiser wohl mehr Verwunderung als Befriedigung gefühlt haben. Die Prager Pelzhändler sollen das Pelzwerk auf acht Tonnen Goldes geschätzt, aber durchaus nicht so viel dafür gezahlt haben. Daß Kaiser Rudolph mit diesen russischen Subsidien nicht sehr zufrieden war, bewies er dadurch, daß er durch den Gegengesandten, den er nach Moskau schickte, dem Zaren bedeuten ließ, er möchte fernere Hilfe lieber in klingender Münze, und nicht in Pelzwaaren leisten,

da diese in Deutschland nicht gut anzubringen wären. Darauf entgegnete aber Feodor's Minister ebenso bestimmt, daß Rußland keineswegs Willens wäre, für Deutschland sein baares Geld zu vergeuden. Nur die Türken nahmen die dem Kaiser geleistete Hilfe ernsthaft; sie sperrten dafür den russischen Gesandten in Konstantinopel ein. C. T.

Louis Blanc's Debut als Schriftsteller. — Der berühmte französische Publizist Louis Blanc kam in seinen Jünglingsjahren nach Paris, um Journalist zu werden. Eines Tages verfaßte er denn auch einen, die damalige politische Lage besprechenden Artikel und eilte, das Manuskript in der Hand, auf das Redaktionsbureau eines großen Journals. An der Thür angelangt, verließ ihn plötzlich der Muth, so daß er zögerte, die Glocke zu ziehen. Hinter ihm stand ein robuster Zeitungsausträger, der ebenfalls durch die Thüre wollte und über das Zögern des jungen Mannes ungehalten wurde. Bald ward dem Manne die Zeit zu lang, er öffnete die Thür und stieß Louis Blanc hinein. Dieser sah sich einem Herrn gegenüber, der ihm das Manuskript aus der Hand nahm und ihn auf den folgenden Tag wieder zu sich beschied. Als Louis Blanc am nächsten Morgen sich einfand, bot man ihm eine Stelle als Redakteur mit einem Gehalt von 8000 Franken an, und so oft der Glückliche später jenem Austräger begegnete, rief er: „Das ist der Mann, welcher mir zuerst vorwärts geholfen hat.“ M. H.

Ein uralter Rebus findet sich an den Thoren und Wahl- und Wahrzeichen von Sevilla: die bildliche Darstellung eines Gebindes Wolle in der Mitte der zwei Silben no und do. Das Gebinde Wolle (Strang oder Strähne) heißt nämlich spanisch madeja, der Rebus lautet also: No mà dejado, d. h. „Sie hat mich nicht verlassen.“ König Pedro ertheilte der Stadt diesen Lobspruch, als sie in seinen Kriegen mit Heinrich II., seinem unechten Bruder und Gegenkönige, getreu bei ihm aushielt. v. D.-H.

Werth einer Frau. — Nichts setzte die Chinesen einst so sehr in Staunen, als die Achtung, welche die Europäer ihren Frauen zollen. Die Diener der vornehmen Chinesen drückten allgemein große Verwunderung darüber aus, daß es unseren Frauen gestattet sei, bei Tische zu erscheinen. Sie meinten, die Männer vergäßen auf diese Weise ganz ihre Würde. Als der erste Gouverneur von Hongkong, Lord Ellison, im Jahre 1842 seine Frau mit nach Hongkong brachte, wurde das Paar von einem reichen Mandarinen besucht. Letzterer betrachtete die junge Engländerin sehr genau und schien mit besonderer Aufmerksamkeit ihre Bewegungen zu verfolgen. Als sie das Zimmer verlassen hatte, sagte er zu dem Gouverneur in gebrochenem Englisch: „Was habt Ihr gegeben für Eure Frau?"

„O," erwiederte der Lord, der sich über den sonderbaren Irrthum seines Besuches ergötzte, „zweitausend Dollars."

„Nun," sagte der Mandarin, sein Taschenbuch hervorziehend, „wenn Ihr mir sie überlaßt, so gebe ich Euch fünftausend Dollars."

Die Miene des Chinesen verrieth vollen Ernst und es blieb dem Gouverneur daher nichts Anderes übrig, als das Anerbieten abzulehnen, so höflich er konnte.

Der Mandarin jedoch wurde dringend und ging bis auf siebentausend Dollars, so daß sich Lord Ellison zuletzt zu der Erklärung gezwungen sah, daß die Engländer nie ihre Weiber verkauften, nachdem sie in deren Besitz gekommen wären, was der Chinese kaum glauben wollte.

Der Lord lachte später mit seiner jungen Frau noch oft über das Anerbieten des Chinesen. E. K.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.





